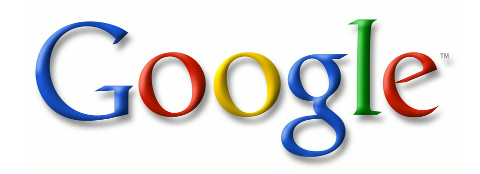
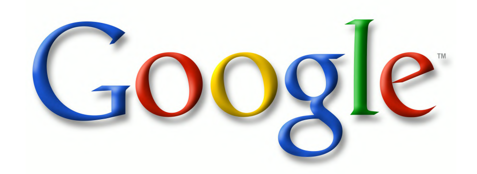







SIGILLUM ACADEMIAE HARVARDIANAE IN NOV ANG
CHRISTO ET ECCLESIAE
VE RI TAS

# ÜBER DEN URSPRUNG

UND DIE

# HAUPTGESETZE

DES

# WIRTHSCHAFTLICHEN WERTHES.

VON

DR. FRIEDRICH VON WIESER

PRIVATDOCENT AN DER WIENER UNIVERSITÄT.

WIEN 1884.

ALFRED HÖLDER

K. K. HOF- UND UNIVERSITÄTS-BUCHHÄNDLER

Rothenthurmstrasse 15.

# VORWORT.

Es ist ein Anderes, richtig zu handeln, und ein Anderes, über die Gründe und den Verlauf des eigenen Handelns Rechenschaft zu geben. Jedermann, der den Gebrauch seiner Vernunft hat, vollzieht eine grosse Menge fehlerloser Werthschätzungen, aber Niemand ist es noch gelungen, den Process der Werthschätzung bis in alle Einzelheiten zu allgemeinem Beifall zu erklären. Die Bedeutung der Wissenschaften von den menschlichen Handlungen und von den sonstigen Bewusstseinsäusserungen der Menschen, in so weit diese Wissenschaften beschreibender Art sind, und mithin auch die Bedeutung einer Theorie des Werthes, die man, auf die Entwicklung und das gute Recht der Praxis hinweisend, gar oft in Frage stellt, kann also nicht zweifelhaft sein. Die Theorie bildet sich aus den Meinungen Derjenigen, denen die seltene Gabe zu eigen ist, das gemeine Verhalten zu beobachten, und die besser als Alle zu sagen wissen, was Alle thun.

Wenn auch die theoretische Begabung auf Wenige beschränkt ist, so ist es doch nicht so mit der theoretisirenden Neigung. Der gemeine Mann liebt es, über sein Thun nachzusinnen und zu reden, und er ist überdies durch die Nothwendigkeit des Verkehres und der Mittheilung geradezu gezwungen, seine Vorstellungen über die ihn zum Handeln anregenden Erscheinungen in Worte und Begriffe zu fassen und seine Meinung über den Verlauf und die Folgen der Handlungen in der Form von Urtheilen auszusprechen

So entstehen die volksthümlichen Deutungen des Wesens der menschlichen Angelegenheiten, und so entstehen die üblichen Namen der Dinge und die Sprachbegriffe.

Die Aufgabe des Theoretikers wird es sein, gegenüber den umlaufenden theoretisirenden Meinungen und gegenüber den, den Sprachbegriffen zu Grunde liegenden Anschauungen die richtige Erkenntniss zur Geltung zu bringen. Er wird sich, um die wahren Gründe und den wahren Verlauf des allgemein befolgten Verfahrens zu erhellen, der gemeinen Denk- und Ausdrucksweise entwinden und entgegenstellen müssen. Seine Lehre wird richtig sein, wenn sie das, was Jeder vollzieht, in seinem innersten Zusammenhange aufklärt und zum allgemeinen Verständnisse bringt, und er wird diese Aufgabe nicht erfüllen können, wenn er nicht so ziemlich Allem widerspricht, was man gemeinhin hierüber glaubt, und wenn er nicht mit der grössten Vorsicht prüft und scheidet, was hierüber in den Begriffen der Volkssprache niedergelegt ist.

Die Werththeorie ist dem ersten Theile ihrer Aufgabe gerecht geworden. Unter Führung einiger Männer, die durch die Originalität und Energie ihres Denkens ihrem Namen dauernden Nachruhm gesichert haben, ist es den vereinigten und beharrlichen Anstrengungen einer Reihe von schriftstellerischen Schulen gelungen, die Irrthümer der Volkstheorien über den Werth endgiltig aufzudecken und diesen Theorien ihren Einfluss auf die Gedanken der Gebildeten zu nehmen. Aber die Aufgabe ist noch nicht vollendet. Die Entwicklung der Theorie hat eine Schranke gefunden, die bisher nur von Einzelnen oder nur in einzelnen Beziehungen, aber nicht allgemein und grundsätzlich überschritten wurde. Die Theorie hat sich von der Herrschaft der Sprachbegriffe noch nicht freigemacht.

Dies ist um so mehr zu bemerken, als die literarischen Theorien sich in einer andern Beziehung von den Anschauungen

des Lebens weit entfernt halten. Die meisten Schriftsteller über den Werth, während sie dem Einflusse der Sprachbegriffe nachgeben, sind anderseits doch achtlos auf die Absichten, womit die wirthschaftenden Menschen praktisch die Acte der Werthschätzung vollziehen. Die meisten Schriftsteller fassen ihre Aufgabe in einem, dem wahren gerade entgegengesetzten Sinne auf. Sie halten sich mit ihren Ideen in den Grenzen, die die Volkssprache gezogen hat, und sie suchen das Allbekannte auf eine Weise zu erklären, die dem Geiste der Menschen fremd ist.

Am weitesten von dem Streben, den guten Sinn der praktischen Ueberlegungen zu erforschen, halten sich aus leicht begreiflichen Gründen die socialistischen Autoren entfernt. Karl Marx nennt die Güter, in so weit sie Werth haben, gesellschaftliche Hieroglyphen, deren Sinn die Menschen erst spät zu entziffern suchen; er nennt die Werthbestimmung ein gesellschaftliches Product, hinter dessen Geheimniss zu kommen erst spät gelingt, durch eine späte wissenschaftliche Entdeckung, die in der Entwicklungsgeschichte der Menschheit Epoche macht. Der Process der Werthbildung der Erzeugnisse gilt ihm als ein gesellschaftlicher Process hinter dem Rücken der Producenten, und er ist der Meinung, dass sich das Werthgesetz als regelndes Naturgesetz gewaltsam durchsetze, »wie das Gesetz der Schwere, wenn einem das Haus über dem Kopfe zusammenpurzelt« wie er mit der ihm eigenthümlichen Wendung aus dem Hyperabstracten ins Burleske hinzufügt. Friedrich Engels gar spricht von einem Naturgesetz, das auf der Bewusstlosigkeit der Betheiligten beruht. Karl Marx und Friedrich Engels sagen aber nur unverhohlen, was in den Schriften der capitalistisch gesinnten Autoren bereits vorgebildet war. Ricardo's System wird auf jeden aufmerksamen und urtheilsfähigen Leser den Eindruck machen, dass über ihn ohne ihn abgehandelt werde; er wird sich, seine Absichten, seine leitenden Beweggründe in der Darstellung, die Ricardo vom Inhalte des

Processes der Werthbildung giebt, nicht wiedererkennen. Statt Aufklärung über seine täglichen Gedanken zu erhalten, findet er ein fremdes, ihm kaum fassbares Gesetz vorgetragen, als dessen willenloses Werkzeug er sich erscheinen muss. Und von wie vielen andern Systemen wird er einen andern Eindruck erhalten? Mag auch keines wieder mit der gleichen rücksichtslosen Folgerichtigkeit ausgedacht sein, so wird er doch fast keines finden, das ihn vertraut, wie eine Stimme aus seinem eigenen Innern, berührte.

Dass diejenigen Schulen der Werththeorie, welche man, wenn man Alles in Allem misst, als die herrschenden bezeichnen muss, dennoch, während sie sich so weit von dem Gedankenkreise des gemeinen Mannes entfernten, von seinen Gedankenschöpfungen abhängig blieben; dass die herrschenden Schulen, während sie bei der Auslegung des Inhaltes der Wertherscheinungen der wirthschaftlichen Absichten der Menschen vergassen, doch bei der Abgrenzung des Untersuchungsgebietes und bei der Auswahl der zu untersuchenden Erscheinungen sich der gemeinen Anschauung fügten, indem sie von den Begriffen der Volkssprache geleitet wurden: das nachzuweisen, habe ich mich in diesem Buche besonders bemüht. Alle die grossen Verirrungen der Theorie, die Ideen des gesellschaftlichen Tauschwerthes, des Gattungswerthes, des Kostenwerthes, des Arbeitswerthes sind aus der gemeinen Denk- und Anschauungsweise in die Theorie eingegangen. Die Abstammung ist unverkennbar. Der Anschluss der literarischen Meinungen an die volksthümlichen ist ein zu enger, als dass man nicht schliessen müsste, dass jene nie entstanden wären, wenn nicht diese sie erzeugt und genährt hätten.

Um die Abhängigkeit der Theorie von der gemeinen Denk- und Ausdrucksweise deutlicher zu zeigen, habe ich die literarischen Strömungen in ihren allgemeinsten Zügen beschreiben müssen. Dagegen habe ich es, von einer deutschen gelehrten Uebung ab-

weichend, unterlassen, eine ins Einzelne gehende kritische Literargeschichte mit der Darlegung der Werthlehre zu verbinden. Die Geschichte der Werthlehre ist so inhaltsreich und merkwürdig, dass sie eine eigene, selbständige Bearbeitung erfordert, und die Erklärung des Ursprunges und der Hauptgesetze der Werthschätzung schien mir zu schwierig, als dass ich es wagen wollte, die Schwierigkeiten noch durch eine neue und gar durch eine solche zu vermehren, wie sie die Darstellung der allmähligen Entwicklung menschlicher Gedanken bietet.

Ich beschränke mich darauf, auf die »Grundsätze der Volkswirthschaftslehre« von K. Menger zu verweisen, ein Buch, das für die Weiterbildung der Werthlehre von grundlegender Bedeutung ist, und das ich an dieser Stelle namentlich hervorhebe, weil ich es sonst an einer Reihe entscheidender Stellen immer wieder berufen müsste. In der ausländischen Literatur verweise ich auf *Jevons, Theory of Political Economy.*

Wien, im Mai 1884.

Der Verfasser.

# INHALT.

# I. Hauptstück.

## Begriff und Wesen des Werthes.

---

### 1. ABSCHNITT.

### Die wissenschaftliche Bedeutung der Sprachbegriffe.

In den Naturwissenschaften unterscheidet man überall zwischen der Erscheinung und dem Begriffe, welchen die Menschen sprachüblich mit dem Namen verbinden, den sie der Erscheinung geben.

Diese Unterscheidung ist von der grössten Wichtigkeit Der Inhalt der Phänomene, wie ihn die fortschreitende Wissenschaft nach und nach kennen lernt, deckt sich nicht mit den althergebrachten Vorstellungen, die sprachüblich mit dem volksthümlichen Namen der Phänomene verbunden werden müssen. Das Wesen von Licht und Wärme z. B. kommt mit dem Sinne nicht überein, in dem die Namen von Licht und Wärme gebraucht werden. Die Physiker lehren uns, dass die Wärme Bewegung der Materie sei; wer aber unseren Sprachgebrauch untersucht, müsste zu dem Schlusse gelangen, dass sie selbst eine besondere Materie sei.

Die moderne Naturforschung beschäftigt sich ausschliesslich mit den Phänomenen. Niemand, der Anspruch auf den Namen eines Forschers macht, wird glauben, dadurch, dass er die geltenden Sprachbegriffe untersucht, auch nur das Geringste zur besseren Erkenntniss des Wesens der Dinge beitragen zu können, Niemand wird glauben, eine Thatsache, welche durch unmittelbare Beobachtung erwiesen ist, desshalb bezweifeln zu müssen, weil er bemerkt, dass sie sich im Widerspruche mit dem Sinne befindet, in welchem die Menschen den Namen jener Thatsache auszusagen pflegen. Die Argumente aus dem

Sprachgebrauche haben alle Geltung verloren, nur die Argumente aus der Sache haben Gewicht. Dies ist es, was den Ruhm der modernen Naturwissenschaft ausmacht und ihren Fortschritt sichert; hiedurch ist sie eine empirische Wissenschaft.

In den Wissenschaften vom menschlichen Geiste und den menschlichen Acten, in der reinen Philosophie und Psychologie sowohl, als in den angewandten Zweigen der Moral, Aesthetik, Rechtswissenschaft, Gesellschafts- und Wirthschaftslehre u. s. f. finden wir es anders. Hier finden wir die eben besprochene Unterscheidung fast nirgends deutlich vollzogen. In vielen Fällen wird der Leser bei aller Aufmerksamkeit ausser Stande sein, zu beurtheilen, was der Autor eigentlich untersuchen wollte, ob den empirischen Bestand der Erscheinung, oder den Begriff, der sich an den Namen der Erscheinung knüpft. Ausgenommen sind fast nur jene Fälle, in denen es sich um die Erklärung technischer Einrichtungen oder Institute handelt, für welche der allgemeine Sprachgebrauch entweder keinen Namen hat, oder für welche ein üblicher Namen in einem besonderen, dem Publikum nicht geläufigen Sinne gebraucht wird. Gerade die allgemeinsten, das will sagen die wichtigsten Facta müssen es daher sein, hinsichtlich welcher der allgemeine Sprachgebrauch den grössten Einfluss ausübt. Sie werden fast durchaus in Anlehnung an den gemeinen Wortsinn ihrer Namen untersucht. Die Begriffsbestimmungen, die man aufstellt, sollen fast immer Beides zugleich sein, Feststellungen des Wesens der Dinge und Definitionen der Sprachbegriffe. Es ist schwer zu sagen, was ängstlicher vermieden wird, ein Widerspruch wider die Thatsachen oder ein Widerspruch wider die durch den Sprachgebrauch sanctionirten Vorstellungen von den Thatsachen.

Der wissenschaftliche Instinct unserer Zeit wird durch die Naturwissenschaften bestimmt. Alles, was den Geisteswissenschaften eigenthümlich ist, fällt daher befremdlich auf. Wie sollte es also nicht mit Verwunderung bemerkt werden, dass hier die Befolgung einer Regel verabsäumt wird, welche dort als eine der wichtigsten festgehalten wird? Eine Unter-

scheidung, deren Anwendung dem Naturforscher fast schon selbstverständlich geworden ist, scheint vom Philosophen, vom Juristen, vom Nationalökonomen nicht einmal geahnt zu werden. In den Naturwissenschaften wird aller Fortschritt von der Umwälzung hergeleitet, durch welche die Methode der unmittelbaren Beobachtung zur allein geltenden erhoben wurde; muss man nicht jene anderen Wissenschaften verurtheilen, in welchen es noch als eine erlaubte Methode gilt, statt nach den Dingen danach zu forschen, wie die Menschen die Dinge vorstellen und aussagen? Verdienen sie nicht aus diesem Grunde allein, um von anderen ganz zu schweigen, mit vollem Rechte den Vorwurf, der in unserer Zeit so häufig wider sie erhoben wird, des scholastischen Wesens und einer unempirischen Haltung?

Ich für meine Person kann es nicht leugnen, dass ich den Vorwurf bis zu einem gewissen Masse gerechtfertigt finde. Gerade was die theoretische Nationalökonomie und insbesondere was den wirthschaftlichen Werth betrifft, so ist fast von allen Seiten darin gefehlt worden, dass man mehr die üblichen Werthbegriffe zu analysiren, als das Werthproblem zu lösen bestrebt war, und der geringe Erfolg der theoretischen Bemühungen ist vor Allem diesem Irrthume in der Auffassung der Aufgabe zuzuschreiben. Nichtsdestoweniger würde ich es für einen schweren Fehler halten, wenn man wegen der vorgekommenen missbräuchlichen Anwendungen der bisher in unserer und den verwandten Wissenschaften befolgten Methode die Methode selbst aufgeben wollte. Dieselbe ist für uns eine äusserst wirksame, ja unentbehrliche Hilfe; sie erspart es uns, die Erfahrungen, auf Grund deren wir zu urtheilen haben, auf einem andern, mühsameren Wege zu sammeln. Die Bedingungen des Erkennens der Wahrheit liegen eben für uns durchaus anders, als für den Naturforscher. Während Dieser die besprochene Methode mit Recht abweist, weil sie auf seinem Gebiete eine Uebertretung der Regeln der empirischen Forschung bedeutete, würden wir dagegen den geraden Weg der Empirie verlassen, wenn wir von ihr keinen Gebrauch machen wollten.

Die Naturwissenschaften sind das Gebiet der Entdeckungen und der Erfindungen. Der Mensch ist gegenüber der Natur

ein Fremdling, ein Eindringling. Die Erkenntnisse, welche in jenen Zeiten, als die Sprachen entstanden, die Völker in Hinsicht auf das Innere der Schöpfung gewonnen hatten, und die Anschauungen, aus welchen die in jenen Zeiten festgestellten Namen und Begriffe entsprungen sind, sind kindlich und unbeholfen gegenüber den reineren Erkenntnissen und Anschauungen, die wir seither erreicht haben. Der Sprachgeist ist hier von dem wissenschaftlichen Geiste überholt worden. Es fördert die wissenschaftlichen Bestrebungen nicht, sondern es staut sie zurück und verwirrt sie, bei der Untersuchung des Inhaltes an Naturbeobachtung und Naturphilosophie zu verweilen, welcher in der Volkssprache niedergelegt ist, für die heute noch die Sonne aufgeht und die Erde stillesteht.

In dem Gebiete der Wissenschaften, welchem die theoretische Nationalökonomie angehört, will der Mensch sich selbst erkennen lernen. Er will sich erkennen lernen; das heisst der Hauptsache nach, er will das, was er erlebt hat, was er gethan hat, verstehen lernen, nur zum geringeren Theile heisst es, dass er Neues, noch nicht Erlebtes, noch nicht Ausgeführtes in sich zur Entwicklung bringen will. Der Hauptsache nach obliegt es diesen Wissenschaften, zu beschreiben, was durch die Menschen geschieht, sie haben ein knappes, geordnetes, Uebersicht und Ueberlegung beförderndes Inventar der mannigfaltigen Lebensäusserungen auszuarbeiten. Insoweit berühren sie nirgends etwas Neues, Alles, worauf sie stossen, ist ein Bekanntes, muss von irgend Jemand erlebt worden sein, in irgend Jemands Bewusstsein schon einmal aufgeleuchtet haben. Ihre Hauptaufgabe besteht darin, aus Acten des Bewusstseins, die bisher vorzugsweise dem praktischen Gefühle vertraut waren, d. h. mit Rücksicht auf immer wiederkehrende Situationen und oft herbeigeführte Erfolge vertraut und hiebei so dunkel und so von der zufälligen Erregung abhängig waren wie das Gefühl selbst, klar gefasste und immer gegenwärtige Erkenntnisse abzuleiten, welche dem Verstande endgiltig gesichert sind.

Hieraus geht hervor, dass die Bildung der Sprache in Rücksicht auf die Ereignisse des menschlichen Bewusstseins unter unvergleichlich günstigeren Bedingungen stattfand, als in

Rücksicht auf die natürlichen Facta. Während man hinsichtlich der letzteren ohne Hilfe des wissenschaftlichen Nachdenkens auf eine oberflächliche Kenntniss äusserer Merkmale beschränkt bleiben musste und daher ausser Stande war, die Namen entsprechend den wesentlichen Ordnungen der Dinge zuzutheilen, besass man hinsichtlich der ersteren, wenn auch keine verstandesmässige Erkenntniss, so doch eine vollkommene Vertrautheit mit dem gesammten Stoffe, was für den Zweck der Namengebung genügte; denn um mehreren Erscheinungen den gleichen, anderen wieder verwandte Namen zu geben, musste man allerdings sich der Gleichheit oder Verwandtschaft d. i. der Anwesenheit gleicher oder verwandter Merkmale, beziehungsweise unterscheidender Merkmale bewusst werden, aber es war nicht erforderlich, dass man eine förmliche und allzeit gegenwärtige Erkenntniss dieser Merkmale besass — welche erst durch wissenschaftliches Nachdenken erworben werden kann — sondern es genügte, dass das Gefühl im einzelnen Falle für die Aehnlichkeit und Unähnlichkeit des zu beurtheilenden Factums mit anderen in der Erinnerung festgehaltenen empfindlich war, und eines solchen Grades von Empfindlichkeit war man und musste man fähig sein, da ohne sie eine erfolgreiche praktische Thätigkeit nicht gedacht werden kann.

Selbstverständlicher Weise kann dieses Urtheil nur im Allgemeinen, im grossen Ganzen zutreffen, im Einzelnen bedarf es mannigfacher Berichtigung. Gar manche Anschauung über menschliche Dinge, die in der Sprache niedergelegt ist, ist seither als irrig erkannt und von der Wissenschaft verlassen worden, gar manche Seiten des menschlichen Geistes haben sich seither neu entwickelt, für die nun in der Sprache kein gebührender Ausdruck vorhanden ist, in gar manchen Punkten greift ja auch das wissenschaftliche Erkennen, welches die Entwicklungen in einem höheren Zusammenhange zu begreifen sucht, weit über den engen, individualistischen Gesichtskreis hinaus, von dem aus die Sprache vielfach gebildet ist. Im grossen Ganzen jedoch muss das Urtheil dahin gefällt werden, dass der Sprachgeist innerhalb des Gebietes, von dem wir jetzt handeln, vom wissenschaftlichen Geiste noch nicht überholt, ja,

dass er von diesem noch lange nicht erschöpft wurde. Kam ja doch den Menschen, die die Sprache bildeten, die erste Frische der Anschauung, die erste Kraft des Ausdrucks zu Statten; sie haben aus dem Vollen geschöpft, sie waren, wie Leute, die zuerst ein neuentdecktes Land betreten, neue Gegend, neue Völker sehen, für die grossen Züge der Dinge, für die Grundformen und Töne des Seienden empfänglich, während wir Epigonen, in einer geordneten und gereiften Welt heranwachsend, auf jegliches Ding schon durch Unterricht vorbereitet, bevor wir seinen lebendigen Eindruck erhalten, gleichsam vor lauter Bäumen den Wald nicht mehr sehen und Mühe haben, den grossen Sinn der Grundworte unserer Muttersprache in uns wiederzuerwecken.

Manche Namen, d. h. manche der mit dem Klange der Namen associirten Vorstellungen sind so richtig und klingen in uns so rein an, dass der wissenschaftliche Forscher, um die wesentlichen Merkmale der Erscheinung zu bestimmen, sich auf die Analyse des Sprachbegriffes beschränken darf. Er wird die Abgrenzung der Erscheinung gegenüber den verwandten oder ähnlichen Erscheinungen mit vollster Schärfe vollziehen können, indem er die Grenzen des Sprachgebrauches feststellt und untersucht, in welchen Fällen, bei Anwesenheit welcher Merkmale der Gebrauch des Namens sprachüblich noch erlaubt oder nicht mehr erlaubt sei. Der Name und das sich demselben verbindende Gefühl wird ihm oft nicht bloss der schnellste, sondern auch der sicherste Führer sein. Wenn ihn jede andere Probe im Stiche liesse, wird es ihm oft noch gelingen, zu unterscheiden, indem er sich selber fragt, wie er die Erscheinung heissen müsse, die er vor sich hat. Das Ohr richtet oft noch feiner, als der Verstand. So hat ein geistreicher Jurist die Meinung ausgesprochen, dass es bei Abfassung eines Strafgesetzes vorzuziehen sei, statt diejenigen Verbrechen, für welche die Volkssprache sichere Namen hat, wie den Mord, den Diebstahl u. s. f. zu definiren, nur die Namen der Verbrechen anzugeben; es könne doch nicht gelingen, die wesentlichen Merkmale des Verbrechens alle zutreffend auszusprechen, während die Probe des Namens den Richter mit voller Zuverlässigkeit

darauf führen werde, ob der vorliegende Thatbestand die Qualification als Verbrechen verdiene oder nicht verdiene. Wenn auch diese Meinung allzuweit gehen dürfte, so ist doch viel Richtiges an ihr. Den Juristen ist es z. B. noch nicht gelungen, die Regeln mit Genauigkeit zu bestimmen, nach welchen dem verletzten Rechtsgefühle eine Tödtung als Mord erscheint, und in Rücksicht auf manche Fragen wissen die Besten von ihnen keinen anderen Rath, als jeweils das Gefühl selbst entscheiden zu lassen, welches sich denn wieder dadurch am klarsten wird, dass es sich fragt, ob es ein Mord sei, was hier geschehen, ob derjenige ein Mörder sei, der solches gethan.

Andere Sprachbegriffe, wenn auch vielleicht nicht von gleicher Reinheit der Bildung, sind in ihrer Sprache so tief gewurzelt, dass sie, solange diese Sprache lebt, die Anschauung der grossen Masse des Volkes beherrschen müssen. Sie sind die festen Ufer der Gedanken, die nur von Wenigen, selbstständig Denkenden durchbrochen werden können. Die Ordnungen des Wahren, Guten, Schönen, des Denkens, Fühlens, Wollens sind solche Richtungswege der Geister. Ihre Berechtigung ist ausser Frage, sie ist ausser Streit gestellt. Wer nicht eine besondere, zugleich bedeutende und seltsame Kraft der Anschauung besitzt, kann nur mit ihnen denken, oder er wird gar nicht denken. Die Grundlagen seiner Philosophie, seines Rechtes, seiner Moral sind jedem Volke mit seiner Sprache fixirt.

In den bezeichneten Richtungen wird sich die Wissenschaft gerne daran genügen lassen, die Sache mit Hilfe des Wortes, statt ohne jede Beihilfe strenge durch eigentlichste Beobachtung zu untersuchen; ist es doch um Vieles leichter, die zusammengehörigen Erscheinungen sozusagen beim Namen aufzurufen, als sie durch ihre innerlichen Merkmale, die ja erst festgestellt werden sollen, zu versammeln.

Nun finden sich aber auch Sprachbegriffe genug, die entweder zu undeutlich, zu leer oder zu schwankend sind, als dass man sich ihrer als Hilfe bedienen könnte, und es finden sich genug solche, die in dem einen oder anderen wichtigen Belange oder auch in mehreren Stücken vom Grund aus fehlerhaft angelegt sind, so dass man, wenn man ihnen folgte, in einen

auffälligen und unbesiegbaren Widerspruch mit den Thatsachen käme. Zu den ersteren gehören, wie ich schon oben erwähnte, insbesondere die Termini für die technischen und überhaupt für die specifischen Bildungen; es ist hier nicht der Ort, von diesen ausführlicher zu sprechen. Um so mehr nehmen die letzteren unser Interesse in Anspruch, denn ihnen gehört der Begriff des wirthschaftlichen Werthes zu.

Der gemeinübliche Werthbegriff, genauer gesprochen, die gemeinüblichen Werthbegriffe, denn es sind ihrer mehrere zugleich in Uebung, sind, wie ich dies im Folgenden zu beweisen hoffe, derartig, dass ihre vollkommene Anerkennung die Erkenntniss der Wahrheit über die Wertherscheinungen unmöglich machen müsste.

Dies ist meine feste und bedachte Ueberzeugung. Dennoch halte ich es nicht allein für erspriesslich, sondern sogar für unerlässlich, die Untersuchung der Wertherscheinungen mit einer Untersuchung der sprachüblichen Werthbegriffe einzuleiten.

Erstens streitet in diesem wie in allen verwandten Fällen die Vermuthung dafür, dass der Sprachbegriff richtig sei. Mindestens ist alle Welt dieses Glaubens, und man wird Niemand geneigt finden, seinen Glauben ohne gute, ohne überlegene Gegengründe aufzugeben. Wenn alle Welt immer gesagt und gedacht hat, dies und dies sei der Werth, so muss Derjenige seine abweichnde Meinung erst beweisen, der da behauptet: Nein, dies, was ihr immer für den Werth gehalten habt, scheint bloss der Werth zu sein, ist es aber in Wahrheit nicht; die Thatsache, das Ereigniss, worauf ihr zielt, wenn ihr vom Werthe sprecht, deckt sich nicht mit dem Begriffe, den ihr denkt, wenn ihr seinen Namen gebraucht.

Zweitens, wenn auch die üblichen Werthbegriffe in manchen Stücken irrthümlich sind, so bieten sie doch in den übrigen eine unvergleichliche Förderung. Der Ueberblick über den Umfang und Inhalt der Erscheinungen, die wir zu prüfen haben, kann auf keine Weise rascher und bequemer gewonnen werden, als indem wir uns den Umfang und Inhalt der mit dem Namen verbundenen Vorstellungen, die Allen durch jahrelangen

Gebrauch, durch die Anwendung in den mannigfaltigsten Situationen durchaus und bis in ihre Feinheiten vertraut geworden sind, zu vergegenwärtigen suchen. Scheiden wir dann noch aus oder fügen wir dann noch hinzu, was mit Rücksicht auf die von uns bemerkten Irrthümer der gangbaren Vorstellungen auszuscheiden oder hinzuzufügen wäre, so haben wir mit ziemlich geringer Mühe eine Arbeit gethan, die wir wohl zu vollbringen nicht hoffen dürften, wenn nicht in der Sprache der grössere Theil des Werkes bereits vorgearbeitet wäre.

Hierin offenbart sich der Charakter der Werthlehre als eines Zweiges der Wissenschaften, die das Gebiet der menschlichen Thaten durchforschen. Ueber den Werth sind bereits praktisch bewährte Kenntnisse, glaubwürdige Mittheilungen, uralte, durch die Zeiten gefestigte Ueberlieferungen da. Wer wäre thöricht genug, sie zu verschmähen? Wer wollte diese Belehrung geringschätzen, die vollständiger ist, als jede, welche aus einem Buche zu holen ist, das ein Einzelner mit der Erfahrung eines individuellen Lebens geschrieben hat, und die doch zugleich näher zu finden ist, als jede andere, weil man sie nicht erst aufzusuchen und nachzublättern braucht, sondern in sich selber besitzt, wo sie Jeder seit den ersten Lauten, die er hörte, unaufhörlich aufgenommen und aufgespeichert hat und nur lebendig machen muss, um sie voll zu beherrschen! Ein Naturforscher, der die Arbeiten der berühmten Meister seiner Wissenschaft nicht benützen, der in Folge einer missverständlichen Auffassung der empirischen Methode selber vom Neuen beweisen wollte, was Archimedes, Galilei, Kepler und Newton bereits bewiesen haben, wäre das Seitenstück zu dem Wirthschaftsphilosophen, der den Werth ergründen wollte, und, um strenge empirisch zu sein, es unterliesse, in Erfahrung zu bringen, was die Menschen praktisch über den Werth bereits wissen und durch die Sprache einander mittheilen. Die Naturwissenschaften sind durch die Bemühungen Einzelner und vor Allem durch die Thaten der grossen Männer, deren Namen der Nachwelt überliefert sind, entstanden, die Anfänge der Wissenschaften vom Menschen hat die namenlose Menge des Volkes im Stillen geschaffen, und doch, wenn man Eins gegen das Andere

abwägt, möchte es schwer zu entscheiden sein, welche Leistung die grössere ist, und welche zu entbehren empfindlicher wäre.

So beginnen wir denn das Studium der Wertherscheinung mit der Prüfung der Anschauungen der ungenannten Autoren, denen die erste Bildung des Werthbegriffes zu danken ist.

---

## 2. ABSCHNITT.

### Die sprachüblichen Werthbegriffe.

In unserer Sprache findet sich der Begriff des wirthschaftlichen Werthes in zwei Formen vor. Neumann in seinen scharfsinnigen Untersuchungen über die sprachliche Auslegung der Grundbegriffe der Wirthschaft nennt die eine die subjective, die andere die objective, man kann sie auch die persönliche und die unpersönliche nennen.

Der wirthschaftliche Werth im persönlichen Sinne fällt mit der wirthschaftlichen Wichtigkeit, mit der wirthschaftlichen Bedeutung der Güter überein. Was will es aber wieder heissen, dass ich einem Gute wirthschaftliche Wichtigkeit oder Bedeutung beimesse? Es ist dies nur ein anderer Ausdruck dafür, dass ich an seinem Besitze ein wirthschaftliches Interesse begründet finde. Die eigentliche Thatsache am Werth, das Phänomen, welches in Wirklichkeit dem Namen des Werthes entspricht, ist subjectiver Art, ist ein persönliches Interesse. Der Werth ändert sich nicht nur dann, wenn das Gut selbst verändert und in Folge dessen das an seinen Besitz geknüpfte Interesse gesteigert oder vermindert wird, sondern auch dann, wenn, ohne irgend eine Veränderung am Gute, die persönliche Situation des wirthschaftlichen Subjectes, dem es zugehört, ja wenn nur die Spannung, die Stimmung seiner Interessen sich ändert. So werden z. B. in einer Zeit der Hungersnoth Dinge, die man bis dahin nicht als geniessbar ansah, und selbst solche, von denen man sich mit Ekel abwandte, Gegenstände des Begehrens und der Werthschätzung, ohne dass sie doch in sich selbst irgendwie anders geworden wären, und man wird wieder aufhören, an ihrem Besitze Interesse zu nehmen, also ihnen Werth beizulegen, sobald die Hungersnoth vorüber ist. Solche Gegen-

stände, welche nur vorübergehenden Bedürfnissregungen dienen, haben, wenn anders sie den Bedürfnissen wirklich genug thun, in der Zeit, da diese bestehen, ohne Zweifel vollen Werth gleich jenen Gegenständen, die durch alle Zeiten im Gebrauch sind, weil die Bedürfnisse, die durch sie befriedigt werden, sich zu allen Zeiten geltend machen. Wir schliessen hieraus mit Recht, dass der subjective Ursprung des Werthes, welcher sich bei den Gütern der ersten Art deutlich offenbart, indem dieselben nur so lange Werth haben, als das Bedürfniss, dem sie dienen, bekannt ist, auch hinsichtlich der Güter der zweiten Art gelten müsse, wenn wir auch hinsichtlich dieser die gleiche Probe nicht machen können.

Der Satz, dass der Werth in Wahrheit eine subjective Erscheinung sei, kann nicht eindringlich genug gefasst werden. In Wahrheit ist aussen an den Gütern nicht nur der Werth selbst nicht vorhanden, sondern es befindet sich an ihnen, wie man trotz dieses Zugeständnisses immer noch zu glauben geneigt bleibt, auch kein Vorbild des Werthes, keine Urerscheinung desselben, von der unsere Wahrnehmung bloss das Abbild wäre. Die menschliche Betheiligung beschränkt sich keineswegs darauf, den fertigen Werthcharakter abzulesen, ihn anzuerkennen, wie man sagt. Keine der Beschaffenheiten, die die Dinge besitzen, lässt von ihrer Grösse einen unmittelbaren Schluss auf die Grösse des Werthes zu. Der Inhalt und das Mass desselben ist einzig aus dem menschlichen Innern genommen; die Menschen finden gewisse ihnen eigenthümliche Interessen durch die mannigfachsten Combinationen der Umstände der Güter betroffen, und erst indem sie diese Interessengefühle mit der Vorstellung der Güter associiren, entsteht der Werth.

Obschon der Werth immer nur ein Interesse aussagt, so kann doch nicht jedes Güterinteresse als Werth ausgesagt werden. Eine Einschränkung ist nothwendig, die sich aus der Form des Werthbegriffes ergiebt.

Form und Inhalt des persönlichen Werthbegriffes decken sich nicht. Während der Inhalt subjectiv ist, ist die Form objectivistisch. Der Werth ist uns der Güterwerth, die Güter haben, gewinnen, verlieren ihn, er ist, er existirt an ihnen oder

in ihnen. Wir nehmen ihn wahr, erkennen ihn an. Im Sinne der Sprache ist er das Erste, unsere Schätzung als seine Anerkennung das Zweite. Er gilt als ein den Gütern an sich eigenthümlicher, vor unserer Schätzung und unabhängig von derselben objectiv gegebener Charakter. Er ist der Inhalt des Interesses, als ein Zustand der Güter gedacht.

Der Grund dieser Art der Aussage liegt wohl in der Art der Wahrnehmung. Die Menschen werden des Interesses, das sie an den Gütern haben, kraft eines allgemeineren Zwanges ihrer Natur, dem ihre Wahrnehmungen und Eindrücke überhaupt unterworfen scheinen, nicht an dem Orte, wo es entsteht, im Innern, sondern aussen an den Objecten gewahr. Sie werden sich seiner zugleich mit dem erblickten Bilde oder der ins Gedächtniss gerufenen Vorstellung der Güter bewusst. Das Interesse am Golde z. B. erscheint ihnen — als Vorstellung des Goldwerthes — in Begleitung der Vorstellungen von Farbe, Glanz, Menge und Gewicht der Goldstücke. Die Verbindung ist eine so innige, dass man in der Wahrnehmung selbst die innerliche Erregung von dem äussern Bilde nicht zu trennen vermag. Erst die nachfolgende Reflexion belehrt uns über unsere subjective Mitwirkung, weil wir die Erfahrung machen, dass die Güter uns bei gleichbleibenden äusseren Umständen mit wechselnder Stärke in der charakteristischen Weise des Werthes bedeutend werden, und weil wir also schliessen müssen, dass die Ursache des Wechsels, die sich an den äusseren Umständen nicht befinden kann, in uns zu suchen sei.

Der Sprachgebrauch ist dem ersten und kräftigsten, dem sinnlichen Eindrucke nachgebildet. Das Interesse wird, trotz unseres besseren Wissens, objectivistisch als Werth ausgesagt.

Weil nun der Werth das objectivirte Interesse, so ist er auch nur das objectivirbare. Hieraus folgt die oben erwähnte Einschränkung. Ein Güterinteresse, das aus einem subjectiven Versehen, sei es aus einem Mangel der Beobachtung oder aus einem Irrthum in der Schlussfolgerung, gefasst wurde, so dass ein Interesse mit dem Besitze eines Gutes als verknüpft angesehen wurde, welches in der That nicht oder nicht in dem angenommenen Grade mit demselben verknüpft ist, kann, sobald

das Versehen erkannt ist, nicht mehr als Zustand des Gutes ausgesagt werden. Man kann nicht sagen, das falsche Geldstück habe in der Zeit, da man es für echt gehalten, Werth gehabt, wenn man auch zu dieser Zeit auf seinen Besitz Werth gelegt hat. Falls man den Begriff des Werthes überhaupt nicht hätte, würde man sagen, man habe an seinem Besitz ungerechtfertigter Weise Interesse genommen; den Werthbegriff benützend, wird man hingegen sagen, es sei zwar der Glaube an den Werth, aber nicht der Werth selbst vorhanden gewesen.

Hier ist ein Beispiel, wie leicht ein Argument aus dem Sprachgebrauche zu einem Argument aus der Sache werden kann. Der Satz »Das falsche Geldstück, wenn ihm auch Jemand Interesse beimessen sollte, hat in Wirklichkeit doch keinen Werth« klingt ganz wie ein Bericht über eine Thatsache der Erfahrung und scheint zu dem Schlusse zu zwingen, dass man folgerichtig zwischen Werth und Interesse, zwischen dem objectiven Dasein des Werthes und seiner bloss subjectiven Annahme wesentlich unterscheiden müsse, und dass der Werth seinen Ursprung nicht im Interesse haben, dass die Thatsache am Werthe nicht ein Interesse sein könne. Die Wahrheit ist, dass nur ein mit Grund den Gütern zugewendetes Interesse als Werth ausgesagt werden darf.

Für die Theorie folgt hieraus die wichtige Einschränkung, dass sie, wenn sie anders innerhalb der Grenzen des Sprachgebrauches bleiben will — und ich sehe keinen Grund, hierin von denselben abzuweichen — nur von den regelrechten Bildungen des Interesses, aber nicht auch, wie dies Schäffle, der sich im Uebrigen gerade um die Erkenntniss der subjectiven Natur des wirthschaftlichen Werthes die grössten Verdienste erworben hat, aus dem Werthbegriffe folgern zu müssen glaubt, von den Störungen und Missbildungen zu handeln habe. Die Aufgabe, die »Ursachen des Werthes«, wie man sprachrichtig die Motive einer gegründeten Werthschätzung nennt, anzugeben, beschränkt sich darauf, diejenigen Umstände anzugeben, die bei zutreffender Würdigung die Menschen dazu bringen, den Gütern Interesse zuzuwenden.

Der persönliche Werthbegriff ist ohne Zweifel dunkel. Er lockt die Forschung leicht auf eine falsche Fährte, auf die Untersuchung der Verhältnisse der Güter statt auf die Untersuchung der Gesetze des menschlichen Begehrens. Aber er ist nur dunkel, nicht falsch. Mit Vorsicht gedeutet, führt er auf die richtige Spur und ist er ein geeigneter Ausdruck für die Wahrheit.

Andern Charakters sind die unpersönlichen Werthbegriffe. Sie sind ohne Zweifel fehlerhaft, aber eben durch ihre Fehler bequem und fasslich.

Der Inhalt der unpersönlichen Werthbegriffe, indem er der objectivistischen Form durchaus angepasst ist, sagt ohne Beziehung auf ein Subject der Werthschätzung bloss ein Verhältniss der Güter zu einander aus. So viele Grundverhältnisse zwischen den wirthschaftlichen Gütern zu beobachten sind, so viele unpersönliche Werthbegriffe kommen vor.

Der Typus für alle ist der gemeine, unpersönliche Tauschwerthbegriff; ich hebe ausdrücklich hervor, der gemeine, denn der wissenschaftliche ist, wenn auch auf ihm beruhend, doch in wichtigen Punkten von ihm abweichend gebildet worden, und ich hebe ferner hervor, der unpersönliche, denn es ist auch ein persönlicher Tauschwerthbegriff im Sinne von Tauschwichtigkeit in Uebung.

Der gemeine, unpersönliche Tauschwerthbegriff ist derjenige, den man hat, wenn man vom Werthe der Güter spricht und sich hiebei in Gedanken auf die Preise der Güter bezieht; wenn man also z. B. sagt, ein Haus habe einen Werth von hunderttausend Gulden, weil man weiss, dass sein Preis hunderttausend Gulden beträgt, oder wenn man fragt, wie gross der Werth einer Actie sei, und damit den Preis erfahren will, der für sie gezahlt wird, oder wenn man mit einer ähnlichen Wendung fragt, was eine Sache werth sei, und hierauf die Angabe einer Geldsumme zur Antwort erwartet und erhält. Immer wird hier der Werth mit dem Geldpreise in Wechselwirkung gedacht, letzterer als eine äussere Thatsache, ersterer als ein entsprechender Charakter am Gute. Die Vorstellung geht ebensosehr dahin, dass dieser Preis gegeben werde, weil die Sache

diesen Werth habe, als dass die Sache diesen Werth habe, weil dieser Preis gegeben werde.

Der Anlass zur Verbindung beider Ideen ist leicht zu erkennen. Man sieht häufig dieselben Güter durch längere Zeit dieselben Preise bedingen, und die Wahrnehmung des Nach- oder Miteinander verführt, nach dem allgemeinen Gesetze, zum Glauben an das Wegeneinander. Es sind denn auch bloss die Güter, die regelmässige Preise haben, und bloss die regelmässigen Preise, in Bezug auf welche der Schluss auf den Werth gemacht wird. Je regelmässiger die Preise, um so zwingender erscheint uns der Schluss, so dass wir, wenn einmal Ausnahmspreise vorkommen, statt hierin einfach eine Abweichung von dem üblichen Masse der äusseren Thatsache des Preises zu erblicken, geneigt sind, ein Abirren von dem inneren Werthe der Güter zu empfinden. Silber ist so lange Zeit gegen Gold im Preisverhältnisse von 15½ zu 1 gestanden, dass man sagte, es werde über seinen wahren Werth bezahlt, als man durch gewisse Zeit für 15½ Pfund Silber mehr als ein Pfund Gold erhielt, und dass jetzt viele Leute der Meinung sind, es werde nicht mit seinem vollen Werthe bezahlt, weil man für die genannte Menge Silbers kein ganzes Pfund Gold mehr erhalten kann.

Andere Formen des unpersönlichen Werthes sind der Ertragswerth und der Kostenwerth, in ihrem gemeinen Sinne verstanden; der Ertragswerth, wo der Werth eines Productivgutes (eines Grundstückes, einer Maschine u. s. f.) durch die Beziehung auf die Anzahl von Einheiten der Producte, die es hervorbringt, und der Kostenwerth, wo umgekehrt der Werth von Erzeugnissen durch die Beziehung auf Kostenquanta, die als Einheiten angenommen sind, festgestellt wird.

Auch bei der Schätzung der persönlichen Wichtigkeit der Güter wird je nach den Verhältnissen auf die Preise, den Ertrag, die Kosten Rücksicht genommen. Ein Kaufmann wird sich seine Waaren um so höher anschlagen, je theurer er sie, unter übrigens gleichen Umständen, zu verkaufen hoffen darf, ein Landmann wird seinen Acker, ein Unternehmer seine Fabrik um so werthvoller halten, je höher, unter übrigens gleichen

Umständen, der Ertrag in Früchten, beziehungsweise in Fabrikaten steigt, und Jedermann wird auf seine Güter um so sorgsamer achten, je grösser, unter übrigens gleichen Umständen, der Aufwand an Kostengütern wäre, den er für ihre Wiederbeschaffung benöthigte. Hier überall ist aber der Preis, der Ertrag, der Kostenaufwand nur ein Behelf, um die eigentlich entscheidende Grösse, das abhängige Interesse, zu bestimmen, und die Umstände können es ganz wohl mit sich bringen und bringen es in der That häufig mit sich, dass trotz der Zunahme des Preises, des Ertrages, der Kosten das Interesse sinkt, trotz der Abnahme das Interesse steigt.

Hingegen wird das Mass des unpersönlichen Werthes unmittelbar von den genannten Grössen abgenommen. Der Werth eines Gutes, in diesem Sinne verstanden, gilt um so höher, eine je grössere Anzahl von Geld-, Ertrags- oder Kosteneinheiten dasselbe repräsentirt. Es wird nicht in Betracht gezogen, ob nicht auch der Werth der Geld-, Ertrags- oder Kosteneinheit sich verändert habe, sondern dieser Werth gilt selbst als Einheit, er gilt als feste, immer und überall gleiche Grundlage der Messung.

Die Bewegungen der persönlichen und der unpersönlichen Schätzung der Güter werden daher gewöhnlich ungleichmässig, und sie werden manchmal geradezu entgegengesetzt sein. Immer und immer, seit das Gold und Silber Amerikas nach Europa zu strömen begonnen hat, hat man von den meisten Dingen, weil sie in Geld theurer wurden, gesagt, dass ihr Werth steige, und hat sich gleichzeitig in Bezug auf viele derselben doch so benommen, wie man sich nur benehmen darf, wenn die Dinge im Werthe sinken. Der »objective Tauschwerth« der letzteren hat an Preiseinheiten zugenommen, der Werth als Wichtigkeit, als persönliches Motiv des Wirthschaftens hat an Dringlichkeit abgenommen.

Wenn die unpersönlichen Werthbegriffe mit den bisher beschriebenen Merkmalen abgeschlossen wären, so wäre ihr Verhältniss zum persönlichen Werthbegriff für Jedermann sehr durchsichtig. Jedermann müsste einsehen, dass beide von einer und derselben Erscheinung abgenommen seien, und dass nur

das Verfahren, womit der eine und womit die andern gewonnen sind, verschieden sei. Der persönliche Werthbegriff ist das Ergebniss einer Beobachtung, die die ganze Wertherscheinung umfasst und das ganze Bild gleichmässig getreu, ohne Bevorzugung eines Theiles, aufnimmt; die unpersönlichen Werthbegriffe, wie sie bisher beschrieben sind, sind durch ein Verfahren gewonnen, welches zwar gewisse Details — es sind allerdings solche, die sich im Vordergrunde des Bildes befinden — besonders deutlich hervortreten lässt, aber diesen Erfolg nur durch einige Unvollständigkeit im Uebrigen und durch eine unperspectivische Verzerrung des Ganzen erreicht.

Wie wird der Tauschwerth einer Waare nach dem vollständigen Verfahren geschätzt? Der Kaufmann, der sie besitzt und zum Verkaufe feilbietet, berechnet zunächst den Erlös, den er erwarten darf, also in aller Regel den Marktpreis. Ferner bringt er in Anschlag, welche Verwendung er von dem zu erwartenden Erlöse zu machen habe, welcher Grad der Dringlichkeit, der Wichtigkeit den Ausgaben zukomme, zu deren Deckung er ihn benöthigt. Auf den Ausgang dieser Erwägung werden, selbst im einfachsten Falle, eine grosse Reihe von Umständen Einfluss nehmen, die Dringlichkeit, die Wichtigkeit der Bedürfnisse, für die er zu sorgen hat, die Grösse des Vermögens, das ihm zu Gebote steht, die Höhe der Preise sowohl derjenigen Güter, die er zunächst erwerben will, als auch derjenigen, die er späterhin noch bedarf, sowie überhaupt die allgemeinen Bedingungen, unter welchen er zu wirthschaften hat. Auf Grund aller dieser Umstände in Verbindung mit dem Verkaufspreise wird er beurtheilen, welche Tauschwichtigkeit das zu schätzende Gut für ihn besitze, oder mit anderen Worten, welches Interesse an dem Verkaufe desselben hänge.

Welches ist das unvollständige Verfahren? Es besteht, kurz und bündig, darin, dass der Kaufmann sein Urtheil mit der Feststellung des zu erwartenden Verkaufspreises abschliesst. Er berechnet sich, dass er die Waare um hundert Gulden verkaufen könne, und findet ihr daher den Werth von hundert Gulden beizumessen.

Dass ein solches Verfahren unvollständig sei, ist offenbar, da lange nicht die ganze zusammenschliessende Sachlage berücksichtigt ist. Ebenso ist offenbar, dass das Urtheil nach dem oben gebrauchten Ausdrucke verzerrt werde, weil die Preisgrösse mit ihrem äusserlichen Masse eingestellt wird, ohne Berücksichtigung des persönlichen Standpunktes der Betrachtung, in Folge dessen ein und derselbe Preis bald hoch, bald niedrig erscheinen muss.

Andererseits ist nicht zu leugnen, dass der durch ein solches Verfahren gewonnene Begriff eigenthümliche Vorzüge hat; dass er, wenn auch logisch minder vollkommen, da er nur auf einen Theil der ganzen untrennbaren Erscheinung gegründet ist, und da die Umstände, auf die er gegründet ist, nicht in gerechter Weise gewürdigt sind, dennoch eben durch die Einfachheit seiner Beziehungen, und weil er die auffälligsten Thatsachen berücksichtigt, fasslicher und bestimmter ist; und dass er unter günstigen Umständen, wo seine Mängel keinen Eintrag thun, seine Vorzüge voll zur Geltung bringen kann. Wenn der persönliche Werthbegriff eher der wissenschaftliche, ist der unpersönliche der für den Verkehr bestimmte, weil den Bedürfnissen desselben angepasste Begriff.

Aber das Verhältniss liegt nicht so einfach; die gemeine Vorstellung vom Wesen der unpersönlichen Werthbegriffe bleibt bei der bisher beschriebenen Meinung nicht stehen.

Dem persönlichen Werthbegriffe ist die Beziehung auf ein bestimmtes Subject, entweder auf eine einzelne Person oder auf eine Mehrheit von Personen, nothwendig; er ist Werth für mich, für dich, für irgend jemand Bestimmten. Dem unpersönlichen Werthbegriffe ist, nach seiner ersten Anlage, die persönliche Beziehung fremd; er drückt bloss ein Verhältniss zwischen den Gütern aus, die Stellung der Güter zu den Menschen wird überhaupt nicht berücksichtigt, und es wird daher auch die Beziehung auf ein bestimmtes Subject nicht gefordert; er ist nach seiner ersten Anlage Werth für Niemand.

Die gemeine Vorstellung legt ihn aber so aus: Weil er von Niemand's eigenartigen Verhältnissen hergenommen sei,

so müsse er auf die Verhältnisse Aller passen. Wenn ich sage, eine Actie, deren Marktpreis tausend Gulden betrage, sei tausend Gulden werth, so sei sie nicht bloss für mich oder für dich, sondern überhaupt tausend Gulden werth, und daher überhaupt zehnmal so viel werth, als eine andere, die nur hundert Gulden kostet. Dieser Werth müsse, so gut wie die Thatsache des Preises, von Jedermann, wer er auch sei, als Thatsache anerkannt werden. So wird der unpersönliche Werth zum Werth für Alle, zum »objectiven« Werth.

Bis zur letzten Consequenz verfolgt, liegt in dieser Vorstellungsweise die Meinung, dass dem unpersönlichen Werthbegriffe genau in demselben Sinne eine Thatsache entspreche, als dem persönlichen. Im Gegensatze zu der von uns oben ausgesprochenen Behauptung, dass die beiden Begriffe gewonnen worden seien, indem eine einzige Erscheinung mittelst zweier verschiedenartiger, eines vollständigen und eines unvollständigen Verfahrens beobachtet wurde, muss man im Sinne der gemeinen Vorstellung behaupten, dass zwei verschiedene Erscheinungen genau demselben stets vollkommenen Verfahren unterworfen worden sind.

Derjenige Begriff, der uns durch das richtigere Verfahren gewonnen schien, muss in der gemeinen Meinung zurückstehen, da er dieser von derjenigen Thatsache abgenommen scheint, die, alle Voraussetzungen zugegeben, die minder wichtige ist. Wenn der persönliche Werth der Werth für eine bestimmte Person, der objective Werth der Werth für Alle ist, so ist der erstere die nebensächliche, weil eine individuelle, der letztere die hauptsächliche, weil eine allgemeine Thatsache.

Der gemeinen Vorstellung wird der persönliche Werth zum Ausfluss der durch ausnahmsweise Verhältnisse oder durch unberechenbare Laune eines Einzelnen erzeugten aparten Schätzung der Güter, der »objective Werth« zum Ausfluss ihrer gerechten, sachgemässen Würdigung. Der »objective« Werth wird der Werth schlechthin.

Damit ist das wahre Verhältniss geradezu umgekehrt. Der Grundbegriff ist von dem abgeleiteten überwuchert und verdeckt.

Der unpersönliche Werth als Werth für Niemand ist ein willkommener Denkbehelf; wir bedienen uns seiner mit Vortheil dann, wenn uns die Beziehung der Güter auf bestimmte Personen gleichgiltig ist, oder wenn wir allein von jener, der persönlichen Würdigung vorausgehenden Feststellung der äusseren Güterverhältnisse sprechen wollen, worin mehrere oder alle Angehörigen der Gesellschaft übereinstimmen. Der »objective« Werth als Werth für Alle ist ein Irrthum. In beiden Bedeutungen wird ein Begriff gedacht, mit dem sich keine Thatsache deckt — während sich mit dem Begriffe des persönlichen Werthes eine Thatsache, eine gewisse Interessenerregung vollkommen genau deckt — aber bei der ersteren, der unpersönlichen Anwendung ist man sich der Vernachlässigung eines Theiles der zum vollen Thatbestand erforderlichen Merkmale bewusst und ist daher im Recht, bei der letzteren, der objectivirenden, vermeint man, ja stellt man es als wesentlich vor, einer Thatsache getreuen Ausdruck gegeben zu haben, und ist daher im Unrecht. In beiden Bedeutungen wird ein unvollständiger Begriff gedacht, weil beide Male die Beziehung auf das persönliche Interesse, durch welches der Werthbegriff seinen charakteristischen Inhalt empfängt, hinweggelassen wird, aber bei der ersteren Anwendung weiss man dies und bedient sich nur, um kurz zu sein, wo man kurz sein darf, einer wohlverstandenen und wohlthätigen Ellipse, bei der letzteren leugnet man es, und der Begriff wird daher sinnlos.

Die Gründe für dieses daher lassen sich mit wenig Worten auseinanderlegen. Der »objective« Werthbegriff — den man um dessentwillen auch den relativen nennen kann — sagt eine Relation zweier Güter, entweder der Waare und des Preisgutes oder des Productivgutes und des Productes, und zwar eine reine Grössenrelation aus, indem er die Menge der Verkehrseinheiten des einen angibt, die der Einheit des anderen wirthschaftlich gleichzuschätzen sind; er ist also materiell inhaltslos. Er enthält ferner keinen Anhalt, um erkennen zu lassen, worin die beiden zu vergleichenden Güter, die häufig in allen äusseren Beschaffenheiten völlig ungleichartig sind, mit einander verglichen werden können. Endlich wenn selbst

zugegeben würde, dass ihm Realität zukomme, so ist er, da er als subjective Erscheinung Realität nicht haben soll und doch als Naturerscheinung Realität nicht haben kann, im Widerspruche mit all dem, was wir über die Dinge zwischen Himmel und Erde zu denken gewohnt sind.

Ein einziger Ausweg scheint noch offen zu stehen: dass der objective Werth das Werthurtheil der ganzen verbundenen wirthschaftlichen »Gesellschaft« in demselben Sinne zum Ausdruck bringe, in welchem der persönliche Werth das eines einzelnen Gesellschaftsmitgliedes zum Ausdruck bringt.

Es wird genügen, diesen Gedanken hinsichtlich des wichtigsten der unpersönlichen Werthbegriffe, hinsichtlich des gemeinen Tauschwerthbegriffes zu untersuchen. Wenn auch das letzte Wort über die Idee des »gesellschaftlichen Werthurtheiles« erst auf Grund einer abschliessenden Erkenntniss über die Erscheinungen des Werthes und Preises gesprochen werden kann, so wird doch auch aus einer vorläufigen Untersuchung klar werden, dass der gemeine Tauschwerthbegriff seiner Anlage nach nicht geeignet und auch nicht bestimmt ist, das gesellschaftliche Werthurtheil aufzunehmen.

---

## 3. ABSCHNITT.

## Ueber den Begriff des gesellschaftlichen Tauschwerthes.

Wie unter den sprachüblichen Werthbegriffen die objectiven, so steht wieder unter den objectiven der Tauschwerthbegriff obenan. Er ist es, der gemeinhin verstanden wird, wenn man vom Werthe ohne weiteren Zusatz spricht.

Man meint mit ihm — ich wiederhole das schon einmal Gesagte in gedrängter Kürze — einen den Gütern nach dem mathematischen Verhältniss ihrer (regelmässigen) Preise zukommenden, für Jedermann in gleicher Weise giltigen Charakter. Man nimmt an, dass er die getreue Abstraction einer wirklichen Thatsache sei, ganz in demselben Sinne, in welchem der persönliche Werthbegriff von einer Thatsache abgenommen ist, deren Subject das Individuum ist.

Dass das Subject des Tauschwerthes, in diesem seinen gemeinen Sinne, die Gesammtheit aller Individuen eines Wirthschaftsgebietes, die Gesellschaft sei, ist zwar nicht gemeine Meinung, sondern eine erst von literarischen Vertretern derselben hinzugefügte Auslegung, aber es ist eine ganz und gar folgerichtige Auslegung, die höchstens aus dem einen Grunde von dem volksthümlichen Wortverstande abweichen könnte, weil sie die Folgerichtigkeit etwas zu weit triebe — denn die Mängel der volksthümlichen Begriffe entstehen aus der natürlichen Lässigkeit, die der geschäftige Mann, welcher nicht mehr sagt und denkt, als er dem gleichgesinnten und ihm mit Verständniss entgegen kommenden Genossen zu sagen hat, in der Fassung und dem Ausdruck seiner Gedanken bekundet, und sie endigen daher immer dort, wo die Fortsetzung des Irrthumes anfinge, unpraktisch und unbequem zu werden.

So ist die gemeine theoretisirende Meinung über den Tauschwerth. Wenn man aber das gemeine praktische Urtheil befragt, wenn man untersucht, wie die Menschen thatsächlich bei ihren wirthschaftlichen Unternehmungen den Tauschwerth schätzen, so wird man durch die Bemerkung in Erstaunen gesetzt, dass ihr Urtheil sich mit ihrer Meinung im Widerspruche befindet. Der stets behauptete, allgemein verbindliche Tauschwerthcharakter der Güter ist praktisch nicht anerkannt.

Immer sind es nur einige und oft sogar nur sehr wenige von den Gesellschaftsgliedern, welche die Güter wirklich auf Grundlage ihrer Preise schätzen.

Ein Kaufmann, welcher seine Waaren feilbietet, wird sie nach Verhältniss der Preise, die er durch ihren Verkauf einzunehmen erwartet, abschätzen. Ein solcher Besitzer hingegen, der seine Besitzthümer nicht zu verkaufen gedenkt, sondern behalten und geniessen will, wird sich sagen, dass der auf dem Markte zu erzielende Verkaufspreis für ihn nicht das Aequivalent des Werthes derselben sei, und er wird, wenn er gleichzeitig andere Güter besitzt, die er zu verkaufen entschlossen ist, zwischen den beiderlei Gütern nicht dasjenige Verhältniss im Werth gelten lassen, welches zwischen ihren Marktpreisen besteht. Die Menge der Dinge, welche in dieser Weise über

den Verkaufspreisen geschätzt werden, ist ausserordentlich gross. Aller Productivbesitz, der nicht zum Verkaufe bestimmt ist, aller Hausrath, der im Gebrauche ist, Alles, was zum persönlichen Genusse verwendet wird, gehört hieher.

Wie auf Seite der Besitzer nur die verkaufslustigen, so bequemen sich auf Seite der Nichtbesitzer nur die kauflustigen Personen mit ihren Werthschätzungen den Preisen an. Nur wer gewillt ist, eine Sache um den auf dem Markt geltenden Preis zu kaufen, wird ihren Werth im Einklange mit ihrem Preis schätzen. Alle diejenigen, denen der Preis zu hoch erscheint, schätzen die Sache niedriger, als sie den Kaufpreis schätzen. So erklärt z. B. der Taglöhner, dem zugemuthet wird, eine feine Speise zu kaufen, »sie habe für ihn den Werth nicht«, der ihren Ankauf rechtfertigen würde, d. h. der geforderte Preis ist in seiner Schätzung zu hoch, als dass ihm der Werth des Nahrungsmittels gleichkäme. Hinsichtlich aller jener Güter, die feineren Bedürfnissen dienen, ist diese Art der Schätzung die weitaus überwiegende. Sie werden von dem grössten Theile der Bevölkerung unter ihren Marktpreisen geschätzt.

Wir müssen noch weiter gehen. Selbst das Urtheil jener Personen, die darin übereinstimmen, dass das nächste Mass des Werthes einer Waare in ihrem Preise zu finden sei, bleibt nicht mehr in Uebereinstimmung, sobald die Bedeutung dieser Massgrösse selbst in Frage kommt. Zwei Producenten, die Beide auf demselben Markte dieselben Erzeugnisse zu verkaufen haben und daher ihre Artikel nach denselben Preisen anschlagen, werden doch kaum jemals in letzter Linie über deren Werth gleicher Meinung sein. Wenn der Eine ein kleiner Gewerbsmann, der Andere ein grosser und reicher Fabriksherr ist, so kann es sein, dass der ganze Jahreserlös des Einen, von dem er den Unterhalt für sich und seine Familie erhofft, nur ein geringfügiger Bruchtheil vom Verdienste des Andern ist. Für den Einen bedeutet dieselbe Geldsumme das Glück und Wohlbefinden eines Jahres, die für den Andern vielleicht nur die Ergötzlichkeit eines besonders festlichen Tages bedeutet Niemand kann es beifallen, zu behaupten, der gleiche Verkaufspreis habe für diese beiden Personen den gleichen Werth

Und kann man es von irgend welchen anderen Personen im strengsten Verstande behaupten? Gibt es zwei Vermögenslagen, die mit Rücksicht auf die Grösse der verfügbaren Mittel und der zu erfüllenden Pflichten vollkommen gleich wären? Es geht eine wechselnde Folge von Werthschätzungen von dem dringenden Bedürfnisse des Armen, der Begehrlichkeit des Geizigen und der Wirthschaftlichkeit des Sparsamen an bis zur Gleichgiltigkeit eines Krösus, der Sorglosigkeit des Verschwenders und der Bedürfnisslosigkeit des Asketen. Je weiter in dieser Ordnung, desto geringer wird dieselbe Geldsumme ewogen. Wie in einem Lande Ebene, Mittelland und Hochland, so unterscheiden sich in den Werthschätzungen der Bewohner eines Landes die Niveaus der Armen, der Bemittelten und der Reichen und sie gehen in gleicher Weise wie jene bald sachte, bald jäh in einander über. Ueberall ist auch wieder die gemeine Bildung durch individuelle Züge unterbrochen.

Nicht einmal für eine und dieselbe Person kann die wirthschaftliche Bedeutung gleicher Geldsummen unter allen Umständen als gleich angenommen werden. Wenn das Waarenlager eines Kaufmannes, sein einziger Besitz, in Flammen aufgeht, und er zuerst erfährt, dass die eine Hälfte, und dann, dass auch die andere vernichtet sei, wird er den Schaden, den ihm die beiden Berichte melden, gleich hoch anschlagen? Gewiss nicht. Er wird, indem er den Rest seines Vermögens verloren hat, weit mehr verloren zu haben glauben, als da er vorher um die gleiche Summe kam. Wer zweimal nach einander dieselbe Summe gewinnt, verdoppelt die Ziffer seines Gewinnstes, aber nicht den Werth desselben.

So wenig der im Tauschwerthe von den Gütern ausgesagte allgemein verbindliche Charakter darin bestätigt wird, dass alle einzelnen Gesellschaftsglieder sich in der Schätzung des Tauschwerthes vereinigten, ebenso wenig wird er darin bestätigt, dass der Tauschwerth die Grundlage einer von den Schätzungen der Einzelnen abweichenden Schätzung der »Gesellschaft als Ganzen« würde.

Ueberhaupt können die Sätze, dass die Gesellschaft als Ganzes eine Schätzung der Güter vornehme, dass sie ein Werth-

urtheil ausspreche, dass sie das gesellschaftliche Interesse bemesse, nur im figürlichen Sinne verstanden werden. Die Gesellschaft als solche hat nicht in demselben Sinne Persönlichkeit, wie das Individuum, sie übt keine der Lebensfunctionen des Individuums aus. Wenn man dennoch so oft das Interesse der Gesellschaft dem der Individuen entgegen setzt, so kann man damit nur meinen, dass die Bedürfnisse der Mehrheit der gesellschaftlich verbundenen Individuen sich mit denen einer sich vordrängenden Minderheit, oder auch, dass die wahren Bedürfnisse Aller sich mit den von ihnen vorangestellten vermeintlichen und überschätzten Bedürfnissen nicht decken, und dass diejenigen Personen, welche die Bedürfnisse der Mehrheit oder welche die wahren Bedürfnisse Aller im Auge haben, indem sie für das gemeine Bedürfniss empfänglich und thätig sind, demselben ihre persönlichen Kräfte leihen. Das gesellschaftliche Interesse ist das Interesse Einzelner für das gesellschaftliche Wohl.

Es wird sich also darum fragen, ob die Schätzung der Güter nach dem Masse des »gesellschaftlichen Tauschwerthes« diejenige Art der Schätzung ist, welche von den Personen vertreten wird, die das gemeine Wohl im Auge haben. Wäre dies der Fall, dann entspräche auch dem »objectiven« Werthe eine subjective Interessenerscheinung, und wir würden ihn, ohne eine neue Ordnung zwischen den physischen und den psychischen Erscheinungen annehmen zu müssen, in die feststehenden Ordnungen der Dinge einreihen können. Ist dies nicht der Fall, so ist es uns unmöglich, ihn ohne Widerspruch mit unserem übrigen Denken vorzustellen.

Der gesellschaftliche Tauschwerth ruht auf den Preisen. Worauf aber geht die Absicht bei der Feststellung der Preise? Werden sie, mit dem Wunsche, allen Ansprüchen möglichst gerecht zu werden, nach billiger Erwägung und Abschätzung aller Bedürfnisse und aller zur Verfügung stehenden Befriedigungsmittel im wechselseitigen gütlichen Einvernehmen festgestellt? Jedermann weiss, dass der Vorgang ein anderer ist. Es findet ein Kampf statt, für dessen Ausgang allerdings zu einem Theile die Grösse der betroffenen Interessen, aber zum anderen Theile

noch ein weiteres, fremdes Element, die wirthschaftliche Macht entscheidend ist. Falls alle Menschen gleich reich und geschickt wären, so würden die zum Markt gebrachten Erzeugnisse an die Einzelnen nach Art und Mass ihrer Bedürfnisse vertheilt werden, im Concurrenzkampf würde jeweils der Bedürftigere, welcher das stärkere Motiv zu kaufen hätte, den minder Bedürftigen überbieten und ausschliessen. Nachdem die Menschen jedoch verschieden reich und geschickt sind, so wird der Ausgang des Kampfes ausserdem noch von dem Masse des Reichthumes und der Geschicklichkeit beeinflusst werden müssen. Die Aermeren und Trägeren werden nur insoweit zum Erwerbe gelangen, als sie nicht durch die höheren Anbote der Wohlhabenderen und Regsameren ausgeschlossen werden. Die höchsten Preise werden daher solche Güter erhalten, welche in sehr geringer Anzahl vorhanden sind und zugleich von den reichsten Klassen begehrt werden; die Preise derselben werden so hoch gesteigert, bis alle anderen ausser den reichsten Klassen, selbst die wohlhabendsten Gruppen der Mittelklassen, ausgeschlossen sind. Güter, die wegen ihrer geringen Qualität von den Aermeren allein begehrt werden, erhalten äusserst niedrige Preise, dessgleichen diejenigen Güter besserer Qualität, die so zahlreich sind, dass die ärmeren Klassen in beträchtlichem Umfang zum Kauf zugelassen werden müssen. Mittelpreise erhalten diejenigen Güter, bezüglich deren die Mittelklassen die Hauptmasse der Käufer stellen, während die Unbemittelteren entweder gar nicht oder nur mit Rücksicht auf die intensivsten, durch den Genuss dieser Güter zu befriedigenden Bedürfnisse in den Concurrenzkampf eintreten. Veränderungen der wirthschaftlichen Machtstellung der grossen Volksklassen müssen selbstverständlich Veränderungen in den Güterpreisen zur Folge haben. Je grösser die Ungleichheit der Vermögen wird, um so grösser werden die Unterschiede der Preise. Luxusgüter werden im Preise steigen, wenn die grossen Reichthümer zunehmen, sie werden fallen, wenn diese geringer werden.

Mag immerhin der Tauschkampf das beste Mittel sein, um die Vertheilung der Erzeugnisse zu bewerkstelligen, mag

immerhin die Aufrechterhaltung der Freiheit des Tauschverkehres im Interesse der Gesellschaft gelegen sein, so wird man doch nicht behaupten dürfen, dass die Preise ein getreuer Ausdruck des Interesses seien, womit ein die gesellschaftlichen Bedürfnisse billig erwägender Mann die gesellschaftlichen Besitzthümer in Werth halten würde. Der Umstand, dass diejenigen Personen, welche Diamanten zu besitzen wünschen, zahlreicher und vermögender geworden sind, wird zur Folge haben, dass die Diamanten im Preise steigen. Man kann die Folgerung als nothwendig zugeben, man kann sich mit dem wirthschaftlichen Systeme, in Folge dessen sie nothwendig ist, rückhaltlos einverstanden erklären, aber man wird sich in Folge dieses Umstandes doch nicht bewogen fühlen können, den Werth der Diamanten für die Befriedigung der gesellschaftlichen Bedürfnisse höher zu taxiren. Unsere Regierungen, welche mit allen Kräften bemüht sind, das herrschende Wirthschaftssystem aufrecht zu erhalten, sehen sich fortwährend bemüssigt, im gemeinen Interesse von der gesellschaftlichen Werthschätzung der Güter abzuweichen, und sie thun dies gewöhnlich unter allgemeiner Zustimmung sowohl derjenigen, welche die herrschende Ordnung billigen, als derer, die sie angreifen.

Gerade bei jenen wirthschaftlichen Unternehmungen, welche mit Absicht und im eigentlichen Sinne zu Gunsten der Gesellschaft ausgeführt werden, bei den grossen volkswirthschaftlichen Unternehmungen der Regierungen wird die Werthschätzung nach den Preisen vielfach durch eine Werthschätzung zurückgedrängt, welche aus unmittelbarer Rücksicht auf die betroffenen Interessen hervorgeht. Viele dieser Unternehmungen geben, nach den Preisen berechnet, Verlust, und dennoch werden sie mit allgemeiner Billigung fortgeführt. Die Steuergesetze nehmen Rücksicht darauf, dass das Geld des kleinen Mannes andern Werth hat, als das des Reichen. Keine Regierung würde ertragen werden können, die sich in allen Stücken strenge nach der Scala der Preise, nach dem starren Satze der Ziffern richten würde.

Die gemeinübliche Vorstellung vom Werthe und die Würdigung, welche die Güter von den Menschen, sei es nun

von ihren individuellen oder von gesellschaftlichen Rücksichten aus, erfahren, decken sich nicht. Werth und Preis werden von Jedermann in so inniger Beziehung zu einander gedacht, dass auf die Frage, was den Werth der Güter ausmache, jeder Laie zuerst antworten wird, ihr Preis; während seine eigene Erfahrung, wenn er sie nur besser behalten und deuten könnte, ihn eines Bessern belehren müsste. Jedermann vollzieht eine grosse Menge von Werthschätzungen ganz unabhängig von dem Anhalte irgend eines Preises, auf denen ein grosser Theil der wirthschaftlichen Akte, die er verrichtet, insbesondere im eignen Hauswesen, ruht; neben dem Anschlag in Geld, der für die Verkehrsbeziehungen unentbehrlich ist, braucht Jedermann für sich eine Art Anschlag *in natura*. Ferner ergänzt Jedermann auch diejenigen Werthschätzungen, die er auf die Preise gründet, immer durch eine persönliche Beziehung, indem er den Werth der Geldsummen sozusagen aus der allgemeinen Landeswährung, worin die Summe ausgedrückt ist, auf die individuelle Währung seines Innern umrechnet.

Woher dieser Unterschied? Warum geht nur ein Theil dessen, was den Menschen als Motiv ihrer Handlung lebendig ist, in die Vorstellung ein, die sie auch ausserhalb der Stimmung der Action festzuhalten gewohnt sind? Warum drängt in der Meinung der Menschen ein Theil der ganzen, bei der Schätzung des Tauschwerthes thatsächlich vollzogenen Ueberlegung den andern Theil, warum drängt die Erinnerung an die Tauschwerthschätzung die an die übrigen, so oft vollzogenen Werthschätzungen zurück?

Die Sensation, die die psychischen Eindrücke in uns erregen, kann von ihrer Wichtigkeit und kann von ihrer Deutlichkeit herrühren. Die psychische Macht, die sie in Folge ihrer Wichtigkeit besitzen, äussert sich in der Stärke der Impulse, womit sie uns zu Handlungen antreiben, die psychische Macht, die sie in Folge ihrer Deutlichkeit besitzen, äussert sich in der Leichtigkeit, womit sie sich zur Bildung von Begriffen, insbesondere von Gemeinbegriffen eignen.

Bei Weitem am leichtesten werden diejenigen Eindrücke behalten, begrifflich vorgestellt und mitgetheilt, welche sich an

deutliche Sinneswahrnehmungen knüpfen. Indem man sich ihre sinnfälligen Veranlassungen vergegenwärtigt oder Andere auf dieselben hinweist, ist die bequemste psychische Hilfe gegeben, um den innerlichen Eindruck, auf den man zielt, auch ohne sonderliche Kraft der Distinction noch Kunst der Beschreibung von anderen unzweideutig zu unterscheiden. Wenn überdies die Sache so liegt, dass alle Menschen sich oft in dem gleichen Falle befinden, so braucht man sich nur kurz und gerade auf das Ding und die Situation, die den Eindruck erzeugen, zu berufen, und man kann gewiss sein, so weit verstanden zu werden, als man um praktischer Zwecke willen verstanden sein will. Dabei wird sich freilich die Mittheilung auf dasjenige beschränken müssen, was den Eindrücken aller Personen gemeinsam ist, den individuelleren Zügen kommt die gleiche psychische Hilfe nicht zu Gute. Wie man in Gesellschaft solche Gegenstände bespricht, die allen Anwesenden fasslich sind, so geht in die Sprache des Verkehres überhaupt dasjenige ein, worin sich Aller Gedanken treffen. Hiedurch wird auch in Sachen des abstracten Denkens eine öffentliche Meinung gebildet, die von einem Einzelnen nicht leicht erschüttert werden kann.

Wer diese Beschaffenheit der menschlichen Natur bedenkt, wird es erklärlich finden, dass aus der Erinnerung an die mannigfachen Schätzungen der Güter, die man im Zuge der Wirthschaft vornimmt, sich gerade die populäre Tauschwerthidee als fester Vorstellungskern herauskrystallisirt hat.

Der Tauschwerthvorstellung überhaupt — auch der persönlichen, der Vorstellung der subjectiven Tauschwichtigkeit — kommt durch die Beziehung auf die sinnfälligen und sinnlich messbaren Preismengen eine Helligkeit zu, wie sie keine andere Werthvorstellung besitzt. Wie viele Menschen vermöchten es, Andern von den Abstufungen der Grösse des Interesses, mit dem sie an ihren Besitzthümern hängen oder nach dem Erwerbe von Gütern verlangen, eine irgend richtige und verständliche Kunde zu geben, wenn sie die Vorgänge der wechselnden Erregungen ihres Innern selbst berichten müssten? Die Preise gewähren eine Scala von den geringfügigsten Graden an bis zu den höchsten, mit deren Hilfe die feinsten Unterscheidungen

ohne Mühe, durch einfache Hinweisung klargemacht werden können. Die Zählung von Geldsummen und ihre Vergleichung gegen einander ist durch die Einrichtung des Münzwesens bei allen civilisirten Völkern zu einer überaus einfachen Sache geworden; ein Ei ist nicht wie ein anderes, aber ein Gulden ist wie ein Gulden

Die ausserordentliche Raschheit und Sicherheit, die wir beim Vergleiche des Tauschwerthes mehrerer Güter zeigen, wo wir uns augenblicklich dafür entscheiden, dass dem grösseren Preise der grössere Werth entspreche, sind Symptome dieser Deutlichkeit der Vorstellung. Wie schwer fällt es uns dagegen, den Gebrauchswerth mehrerer Güter gegen einander zu schätzen, wie vielen Täuschungen sind wir hiebei ausgesetzt, welche Ueberlegung kostet das Urtheil, und wie dunkel und schwankend wird es meist ausgedrückt!

Die Preise sind ferner hinsichtlich aller Güter derselben Art und Grösse auf demselben Markte für alle Personen gleich oder annähernd gleich; durch die Beziehung auf sie wird daher in den Werthvorstellungen mehrerer und oft sehr vieler Personen eine Uebereinstimmung hergestellt, welche die Mittheilbarkeit und damit die Bestimmtheit dieser Vorstellungen gegenüber den anderen Werthvorstellungen ausserordentlich steigern muss. Die Tauschwerthvorstellung hat durch die Beziehung auf die Preise eine Art relativer Majorität über alle andern Werthvorstellungen und erhält hiedurch in der öffentlichen Meinung dasselbe Uebergewicht, welches man so oft die Vereinigung Mehrerer über die zerstreuten Meinungen der Uebrigen erringen sieht.

Wir haben früher hervorgehoben, dass die Schätzung der Güter nach den Preisen dann, wenn sie praktisch wirksam wird, von Jedermann nach Massgabe seiner Verhältnisse noch durch eine individuelle Schätzung der Bedeutung der Geldpreise selber ergänzt wird. Diesem zweiten Theile des Actes der Tauschwerthschätzung kommt in Hinsicht auf die Begriffsbildung nicht die gleiche psychische Hilfe wie dem ersten zu Gute. Er ereignet sich nicht bei vielen Personen gleichartig, sondern bei Jedermann anders; er hat nicht die Unterstützung durch einen Sinneseindruck für sich, sondern er hat einen Sinneseindruck

wider sich. Eine Menge Geldes, welche nach ihren sinnfälligen Qualitäten von allen Personen gleich beurtheilt wird, wird nach ihrem Werthe von eben denselben Personen verschieden hoch geschätzt. Statt durch die Beziehung auf die Preise erhellt zu werden, muss dieser Theil des Actes der Tauschwerthschätzung durch sie besonders verdunkelt werden, denn wenn es eine Erleichterung des Denkens ist, sich an äussere Eindrücke zu halten und sich mit anderen Personen in Uebereinstimmung zu wissen, so muss es auch eine Erschwerung sein, nachdem man eine Zeit lang unterstützt und in Uebereinstimmung war, sich von den Anderen wieder trennen und ohne Hilfe bewegen zu müssen.

So entsteht inmitten des Actes der Tauschwerthschätzung ein Abschnitt zwischen dem ersten erhellten und vielen Personen gemeinsamen und dem zweiten verdunkelten, individuell eigenartigen Theile. Nur der erste tritt in Sprache und Vorstellung kräftig hervor. Aus ihm wird die gemeine Tauschwerthvorstellung gebildet, welche wegen der überwiegenden psychischen Macht, die der Tauschwerthvorstellung überhaupt in Ansehung auf die abstracte Vorstellbarkeit zukommt, zugleich die gemeine Werthvorstellung schlechthin ist — die Vorstellung eines wirthschaftlichen Gütercharakters, der sich in den Preisen äussert und der folgerichtig, wie die Preise für Jedermann auf dem Markte gleich sind, von Jedermann gleich anerkannt werden muss.

Das sogenannte gesellschaftliche Werthurtheil ist nichts weniger, als das Endurtheil der Gesellschaft über den Werth der Güter. Wer es in diesem Sinne auslegt, der verwechselt öffentliche Meinung und gemeines praktisches Urtheil, indem er denselben täuschenden Einflüssen unterliegt, in Folge deren die Menschen mit Worten einen allgemein giltigen Gütercharakter behaupten, den sie im Handeln nicht anerkennen.

---

## 4. ABSCHNITT.
## Das wissenschaftliche Werthproblem.

Wie wir nachgewiesen haben, besteht hinsichtlich des Werthes jenes einfache Verhältniss nicht, dass man durch die Definition des mit dem Namen des Werthes sprachüblich ver-

bundenen Begriffes auch das Wesen der Werththatsache festgestellt hätte. Die in der unkritischen Voraussetzung, dass dieses einfache Verhältniss besteht, so oft aufgeworfene Frage: Was ist der Werth? kann so einfach nicht beantwortet werden; der Fragende muss sich erst erklären, was er definirt haben wolle, ob die Thatsache oder den Sprachbegriff. Ja, nicht einmal der Sprachbegriff ist einfach. Es sind mehrere Begriffe neben einander in unbestreitbarer Uebung, der persönliche und die unpersönlichen, welche sich durchaus nicht in einen allgemeineren Begriff, dessen Unterarten sie wären, einordnen lassen. Der erstere bezeichnet einen persönlichen Zustand, die letzteren bezeichnen Relationen der Dinge. Beide sind einander nicht logisch coordinirt, sie sind nur im weiteren Sinne verwandt; der Name ist von dem einen, dem einfacheren, mit der zunehmenden Verwicklung der Werthbildungen zu den anderen, den zusammengesetzteren, gewandert und hat hiebei seinen Sinn verändert. Er hat zuletzt solche Bedeutungen erhalten, die von der ersten wesentlich verschieden sind. Ein Grundbegriff kann darum nicht in dem Sinne aufgestellt werden, dass er alle geltenden Einzelbegriffe in sich schlösse, sondern nur in dem Sinne, dass er der erste, der einfachste ist, aus dem alle anderen mit der Entwicklung der Wirthschaft sich entwickelt haben.

Man hat zu verschiedenen Zeiten sehr verschieden darüber gedacht, worin die Aufgabe der Werthdoctrin liege, ob in der Entfaltung der üblichen Werthbegriffe, oder in der Klarlegung der Gesetze der Werthbildung. Nicht als ob man jemals geradezu der Meinung gewesen wäre, das wissenschaftliche Nachdenken habe sich auf die Auslegung der Sprachbegriffe zu beschränken, wohl aber sind die wissenschaftlichen Schriftsteller durch lange Zeit hindurch so sehr im Banne der herrschenden Denk- und Ausdrucksweise befangen gewesen, dass sie nicht bis zur Beobachtung der Erscheinungen durchzudringen vermochten, sondern bei der Untersuchung des gemeinhin ausgesagten Inhaltes derselben stehen blieben, in der Meinung, die Erscheinungen selbst zu untersuchen, und dass sie dasjenige Wissen, welches sie in der That aus der Deutung des innerlich festgehaltenen Sprachbegriffes bezogen, aus der Betrachtung der

Dinge zu beziehen glaubten. Sie bildeten sich nicht Begriffe, so wie sie sie für wahr hielten, sondern hielten die Begriffe für wahr, die sie, gleich allen Andern, durch die Sprache hatten. Selbst wo sie im weiteren Umfange zur Beobachtung der Erscheinungen gelangten, wurden sie, in Folge ihres voreingenommenen Standpunktes, vielfach bewogen, Erkenntnisse bloss aus dem einen Grunde abzuweisen, weil sie mit dem behaupteten Werthbegriffe logisch nicht in Uebereinstimmung zu bringen waren.

Die allmählige Entwicklung der Werthdoctrin ist typisch für die Entwicklung aller Wissenschaften vom menschlichen Geiste. Sie alle unterliegen einer gemeinsamen Gefahr, in Folge deren sie anfänglich ihren Gegenstand verfehlen. Sie beschäftigen sich zuerst, ehe sie ihr eigentliches Problem, den internen Lebensact, aufzufinden vermögen, mit den reflectirten Ideen, die die Menschen sich über sich und ihr Thun gebildet haben.

Die erste Stufe der Werthdoctrin, auf welcher die Systeme der Merkantilisten und Physiokraten ausgearbeitet wurden, war von dem letzten Ziele weit entfernt. Die Merkantilisten, welche in Uebereinstimmung mit der uralten, schon in der Fabel des Midas verspotteten Volksmeinung die Quelle alles Werthes im Werthe der edlen Metalle erblickten, und die Physiokraten, welche, einer anderen volksthümlichen Auffassung folgend, den Grund und Boden für den Spender alles Werthes erklärten, nahmen Beide förmliche Volkstheorien auf, die sie schon fertig vorfanden. Diese beiden Deutungen des Werthes sind gewiss die bei den Menschen verbreitetsten, sie sind aber zugleich unter allen vorkommenden Deutungen auch die falschesten, sie treffen am wenigsten die Motive der Werthschätzung, von denen sich die Menschen in Wirklichkeit bestimmen lassen. Die Gabe, sich im gegebenen Falle auf Grund einer in früheren, einfacheren Fällen gesammelten Erfahrung und mit einer allmählig ausgereiften Kraft und Freiheit des Urtheiles vernunftgemäss zu benehmen, und die Gabe, über die Gründe des eigenen Benehmens Bericht zu erstatten, sind zwei höchst verschiedenartige Gaben, die sich nur in wenig Menschen vereinigt finden. So gesund zumeist das gemeine praktische Urtheil, so verfehlt

ist zumeist die gemeine theorctisirende Meinung. Sich von dem Banne derselben loszumachen, ist die erste Regel für eine Wissenschaft, die es sich zur Aufgabe stellt, irgend einen der grossen Zweige menschlichen Handelns zu erklären.

Es war ein beträchtlicher Fortschritt, als die wissenschaftliche Theorie des Werthes die Volkstheorien verliess und sich den volksthümlichen Sprachbegriffen zuwendete. Die Bildung und Aussage von Begriffen ist eine leichtere Form der Berichterstattung, als die vollendete theoretische Erklärung; die erstere fordert nichts als die Vereinigung der gleichen Fälle unter dem gleichen Begriffsnamen, während die letztere überdies die namentliche Anführung aller wesentlichen Merkmale und die volle, willkührliche Beherrschung aller Namen fordert. Die Theorie ist im Grunde nichts Anderes, als die vollkommene Kunst der Namengebung, deren Beginn die Sprache ist. Wenn der Mann aus dem Volke auch nicht geschickt ist, über sein Thun und Lassen förmlichen Aufschluss zu geben, so mag er doch eher im Stande sein, im grossen Ganzen die Erscheinungen richtig zu unterscheiden und zu benennen und damit vorbereitend die ersten Umrisse einer Theorie zu ziehen. Die wissenschaftlichen Denker nahmen daher, als sie sich von den fertigen Volkstheorien zu den unklareren Sprachbegriffen wandten, allerdings die grössere, aber auch die den besseren Erfolg verheissende Aufgabe auf sich.

Es ist ein Beweis für die grosse Macht, die auf unserem Gebiete die gemeine Denk- und Ausdrucksweise über die wissenschaftliche Forschung hat, dass von den mehreren sprachüblichen Werthbegriffen zunächst die verbreitetsten, die unpersönlichen, von der Doctrin aufgenommen wurden. Eine grosse Schule, die Schule des Adam Smith, hat das Werthproblem von der Grundlage der unpersönlichen Werthbegriffe, insbesondere des objectiven Tauschwerthbegriffes, zu lösen versucht.

Die Untersuchung der Entstehungsweise dieser Begriffe hat uns klargemacht, warum jeder derartige Versuch missglücken musste. Wir haben bemerkt, dass die unpersönlichen Werthbegriffe nicht getreue, sondern nachlässige Abzüge der Wirklichkeit sind, und dass eine Reihe von Merkmalen in dieselben

bloss aus einer Schwäche und Unvollkommenheit der Reflexion eingegangen ist. Es muss also eine vergebliche Bemühung bleiben, alle ihre Merkmale in der Wirklichkeit nachzuweisen und ihre Entstehung unmittelbar aus den vorfindlichen Thatbeständen abzuleiten.

Zunächst, dies ist die dritte Stufe der Entwicklung, wurde der im gewöhnlichen Sprachgebrauche am meisten zurückstehende und in sich dunkelste, der persönliche Werthbegriff hervorgezogen. Dies gethan zu haben, ist vorzüglich das Verdienst deutscher Gelehrter. Da der persönliche Werthbegriff, wenn richtig verstanden, sich mit der Werththatsache deckt, so war es nunmehr möglich geworden, mit seiner Analyse die Darstellung der empirischen Gesetze der Werthschätzung zu vereinigen. Dagegen musste eine ernsthafte Schwierigkeit in dem ungeklärten Verhältnisse zu den in Uebung befindlichen unpersönlichen Werthbegriffen bestehen bleiben.

Die letzte Stufe, auf welcher die Forschung erst in jüngster Zeit angelangt ist und auf welcher sie sich mit noch unsicherem Gefühle erst zu befestigen trachtet, ist erreicht, sobald man als den Gegenstand der Werthdoctrin nicht mehr den Werth, sondern den subjectiven Act der Werthschätzung erkannt hat.

Durch diese Erkenntniss ist mit einem Male die Aufgabe der Doctrin und ihre Stellung im Kreise der übrigen Doctrinen in volles Licht gebracht.

Ueber dem objectivirenden Namen des Werthes haben wir eine psychische Erscheinung zu untersuchen, die Erscheinung der Sachliebe. Sie ist das Gegenstück zur persönlichen Liebe und zu den mannigfachen Erscheinungen des Antheiles an Personen und Ideen, welche man als Theilnahme, Sympathie, Hingebung bezeichnet. Die beiderlei Triebe ergänzen sich, sie sind die Kräfte, welche, wie Cohäsion und Adhäsion die Molecüle der Körper, die Menschen mit sich und mit ihrer Umgebung zusammenhalten und ihre Gedanken unauflöslich an die geistigen und leiblichen Bedingungen ihres Wohlseins binden.

Der persönliche Antheil, wenn er anders wahrer Antheil ist, hat im Bewusstsein keine fremden Motive; mindestens befinden sich die Menschen im guten Glauben der Reinheit ihrer

Neigung und halten ihr Gefühl für entwürdigt, sobald sie sich bewusst werden, dass selbstsüchtige Motive zu demselben beitragen. Die Sachliebe dagegen entsteht aus einem Interesse für Zwecke ausserhalb der Güter und ergreift diese, welche für sich allein genommen gleichgiltig wären, nur mit Rücksicht auf jene Zwecke, weil die Erfahrung einen Zusammenhang zwischen der Erreichung derselben und dem Güterbesitze nachweist, welcher in desto weitere Kreise und mit desto grösserer Genauigkeit verfolgt wird, je mehr sich die Wirthschaft entwickelt. Auch die Liebe zur Natur, die den Menschen eigen ist, ist von dem wirthschaftlichen Begehren der Naturgüter durchaus verschieden. Die Liebe zur Natur ist das Gefallen an der Betrachtung und am Genusse der Natur, das wirthschaftliche Begehren ist das Interesse um den Bestand und die Erhaltung der Körper der Dinge. Was die Dichter besingen, ist nicht das Dasein der Dinge, sondern die Anschauung des Daseins, was die Naturwissenschaft lehrt, ist nicht die Entstehung, sondern die Erkenntniss der Entstehung und ihrer Gesetze, erst den praktischen Wirth interessirt der Besitz und die Hervorbringung. Er geht mit seinem Interesse am weitesten, bis auf die ursprünglich gleichgiltigen Körper der Dinge, aber er ist in seinen Motiven am eingeschränktesten. Nur wenn ein Zusammenhang zwischen den Güterschicksalen und den menschlichen Schicksalen eingesehen werden kann, erklärt man das wirthschaftliche Interesse für berechtigt. Man weiss nicht nur, dass es aus Erwägungen, die den Güterschicksalen fremd sind, herstamme, sondern man fordert sogar, dass man sich der bestimmenden Gründe möglichst genau bewusst werde. Die grundlose Werthschätzung ist ein Fehler, die Zunahme der Kunst, die Güterschätzung den Verhältnissen anzupassen, ist ein Fortschritt. Das Güterinteresse ist nicht rein, sondern — nach dem Ausdruck Schäffle's — interessirt, es ist nicht ursprünglich, sondern abgeleitet.

Die Frage nach dem Wesen des Werthes ist daher folgendermassen zu fassen: Welche sind unter den mannigfachen persönlichen Interessen, die wir kennen und die mit den Gütern verknüpft scheinen, diejenigen, aus denen wir in

Wahrheit das Interesse für sie ableiten? Die Frage nach den Ursachen des Werthes lautet: Welche sind die einzelnen Thatsachen an den Gütern, um sie herum und in uns, welche vorhanden und erkannt und mit dem Gefühle abgewogen sein müssen, damit dieses Interesse auf die Güter übertragen werde? Die Frage nach den Gesetzen der Werthgrösse lautet: Welche sind die Veränderungen in den Massen des Thatbestandes, durch welche die erfahrungsmässig bekannten Veränderungen in der Grösse des übergeleiteten Interesses hervorgebracht werden? Und die Frage nach den Werthformen lautet: Durch welche Modificationen des Thatbestandes werden die besonderen Formen unseres Interesses hervorgebracht?

Wie wir weiter oben ausgeführt haben, müssen alle Störungen und Verstösse der Interessenbildung ausser Betracht bleiben. Im Güterwerthe ist nur das gerechtfertigte Interesse ausgesagt.

Die einfachste Werthform ist die des Werthes von fertigen Genussgütern, vom Standpunkte des Consumenten beurtheilt. Die subjectivistische Werthdoctrin wird sich aber an der Untersuchung derselben nicht genügen lassen dürfen. Sie wird auch die besonderen Formen untersuchen müssen, die das Interesse annimmt, wenn es auf Güter gerichtet wird, welche, ohne selbst genussfähig zu sein, die Erzeugung von Genussgütern erlauben, und wenn es auf die Genussgüter gerichtet wird mit Berücksichtigung des Umstandes, dass sie aus anderen Gütern erzeugbar sind, und wenn es auf Güter welcher Art immer gerichtet wird mit Berücksichtigung des Umstandes, dass sie selbst oder ihre Früchte oder ihre Erzeugungsfactoren verkäuflich oder käuflich sind. Die Schätzung der Güter auf Grund des Ertrages, der Kosten und der Kauf- und Verkaufspreise fällt ebenso wie die einfache Genusswerthschätzung in die Aufgabe der subjectivistischen Werththeorie. Erfahrungsgemäss wird eine viel grössere Zahl von Gütern von ihren Eigenthümern nach ihrem Ertragswerthe, Kostenwerthe oder Tauschwerthe, als nach ihrem unmittelbaren Genusswerthe geschätzt, und die Erklärung der Bestimmgründe und der Bedeutung der Güterschätzung würde höchst unvollständig sein, wenn sie auf diese Formen nicht ausgedehnt werden sollte.

Eine weitere Aufgabe der Theorie besteht darin, die collective Werthschätzung zu beschreiben, die nicht von einem Individuum mit Rücksicht auf die eigenen Bedürfnisse, Neigungen und Vermögensumstände, sondern die von Personen, welche das Interesse grösserer Kreise, z. B. der Angehörigen eines ganzen Volkes, zu wahren haben, mit Rücksicht auf die Gesammtverhältnisse des Bedarfes und Besitzes des grossen Ganzen, für welches sie sorgen, vorgenommen wird, wie sie etwa der Staatsmann vornimmt, insoweit er öffentliches Vermögen verwaltet, und wie sie im socialen Staate bis zu einem gewissen Grade jedem Bürger vertraut sein müsste.

Sobald die subjectiven Werthformen erschöpfend behandelt sind, wären auch noch die gangbaren objectiven Werthbegriffe zu erläutern und die Thatsachen zu ordnen, welche mit ihrer Hilfe ausgesagt werden können, nachdem diese Begriffe unentbehrliche Behelfe sind, um eine Anzahl von Erfahrungen allgemeinerer Geltung zusammenzufassen, die mit den subjectiven Formeln nur sehr schwerfällig ausgedrückt werden könnten, und nachdem man sich überdies gemeinhin derselben zur Mittheilung überwiegend bedient, und ihre Aufklärung daher nothwendig ist, um die der gemeinen Uebung anhaftenden Missverständnisse zu zerstreuen.

Das häufigste und wichtigste Missverständniss besteht darin, die objective Werthaussage mit der collectiven Werthschätzung zu verwechseln. Wir haben früher gezeigt, wie weit entfernt die Aussage des »gesellschaftlichen Tauschwerthes« von einem gesellschaftlichen Urtheile über den Güterwerth ist.

Ein so grosser Fehler es von Seite gewisser theoretischer Schulen war, die Wissenschaft der Sprache unterzuordnen und aus dem Grunde, weil die Sprache zwischen dem persönlichen und den unpersönlichen Werthbegriffen wesentlich unterscheidet und weil sie die unpersönlichen Werthbegriffe voranstellt und als die Werthbegriffe schlechthin gebraucht, die gleiche Unterscheidung auch wissenschaftlich aufzunehmen und folgerichtig den persönlichen Werthbegriff ganz auszuschliessen und sich auf den unpersönlichen zu beschränken, ein eben so grosser Fehler wäre es, die theoretischen Bedürfnisse allein in Rücksicht zu ziehen

und, unbekümmert um den Sprachgebrauch, unter dem Namen des Werthes ausschliesslich die subjective Wertherscheinung zu erforschen. Die Wissenschaft hat nicht im mindesten das ausschliessliche Recht, den gemeinen Sprachgebrauch zu bestimmen, und was noch mehr ins Gewicht fällt, sie hat so gut wie keine Macht über ihn. Es ist vom Standpunkte der Theorie zu bedauern, dass, während die Wertherscheinung einfach ist, der Werthbegriff gespalten ist; es ist zu bedauern, dass der Gegensatz der Begriffe so weit geht, dass eine Werthveränderung, welche unter dem einen als eine Zunahme auszusagen ist, unter dem andern als eine Abnahme ausgesagt werden muss; es ist zu bedauern, dass derjenige Begriff, dessen sich die Theorie hauptsächlich zu bedienen hat, sprachüblich seltener verwendet wird, so dass die wissenschaftliche und sprachrichtige Formulirung desselben Falles sich häufig werden widersprechen müssen, aber es erübrigt der Theorie doch nichts Anderes, als den feststehenden Sprachgebrauch anzuerkennen und, wenn sie auch von ihm nicht ihre Aufgaben abnimmt, doch sich überall in Fühlung mit ihm zu erhalten und die Uebersetzung ihrer Formeln in die gemeine Sprache wie der gemeinen Formeln in ihre Sprache zu lehren.

Die Werthdoctrin ist, wenn wir ihre Aufgabe richtig umschrieben haben, angewandte Psychologie. Sie hat die Gesetze zu entwickeln, nach welchen sich das menschliche Interesse unter dem erfahrungsmässigen Thatbestande der Wirthschaft den Gütern zuwendet.

Sie ist eine Erfahrungslehre. Sie beweist die Wahrheit ihrer Sätze dadurch, dass sie sich auf das Wissen beruft, welches die Menschen von den Motiven und dem Verlaufe der von ihnen vorgenommenen Acte der Werthschätzung haben. Selbstverständlich darf sie sich nicht damit zufriedengeben, dass sie sich in Uebereinstimmung mit den verbreiteten theoretisirenden Meinungen der Menschen über sich selber setze, sondern muss auf die Uebereinstimmung mit den die praktischen Acte der Werthschätzung leitenden Bewusstseinsregungen dringen. Psychologie ist Menschenkenntniss *in abstracto*, und wer sie treibt, wird daher, um seiner Aufgabe gerecht zu werden, eine Geschicklich-

keit nicht entbehren dürfen, deren Abwesenheit die Menschenbeurtheilung in jedem einzelnen concreten Falle unmöglich machte, nämlich die Geschicklichkeit, zwischen den wahren Motiven der Handlungen und den landläufig angenommenen, zwischen der öffentlichen Meinung und dem die Handlungen lenkenden »stillen, bessern« Wissen zu unterscheiden.

Um die Gesetze des Interesses zu entwickeln, ist es nothwendig, den empirischen Thatbestand der Wirthschaft zu beschreiben. Unter einem anderen Thatbestande, als derjenige ist, unter dem wir wirthschaften, würde die Werthschätzung andern Gesetzen folgen. Die Auffassung der Werthdoctrin als einer angewandten Psychologie verbietet nicht, sondern fordert das Studium des äusseren Sachverhaltes. Sie macht es zugleich am fruchtbarsten, weil ihr kein Moment des Thatbestandes äusserlich bleiben, sondern jedes auf seine innerliche Wirkung gedeutet werden soll.

Die wirthschaftliche Werthschätzung wird erst dann vollkommen erklärt sein, wenn nicht bloss ihre Entwicklung aus der Wahrnehmung des anregenden Thatbestandes, sondern überdies auch noch ihre eigene Wirksamkeit im Ganzen der wirthschaftlichen Handlungen aufgedeckt sein wird. Zur Aufgabe der Werthdoctrin gehört daher nebst der Erklärung des Wesens und der Regeln der Werthschätzung und nebst der Beschreibung des sie hervorrufenden Thatbestandes auch noch die Darlegung ihres wirthschaftlichen Einflusses. Zum guten Theil wird die Werthschätzung praktisch mit genauer Kenntniss ihrer Wirkungen und mit Absicht auf dieselben vollzogen, zum guten Theil wird sie mit jener unklareren Rücksicht auf ihre Wirkungen vollzogen, deren man sich zwar nicht so weit bewusst ist, dass sie zur Absicht wird, ohne deren Dasein man aber doch nicht zur Vollziehung gelangte; insoweit deckt sich die Betrachtung der Ursachen und der Folgen, und kann sich Niemand, der die Werthbildung untersucht, der Beziehung auf die wirthschaftliche Function des Werthes entschlagen. Die Werthschätzung ist ein Zugehör der ganzen wirthschaftlichen Action, sie ist die Regung des Interesses, welche die Regungen der Thatkraft begleitet. Von den Ordnungen, welche die wirth-

schaftlichen Unternehmungen, sich den gegebenen Verhältnissen anpassend, nach und nach empfingen, muss sie selbst ihre Ordnungen haben.

Ich selbst werde in diesem Buche, wie der Titel ankündigt, nur einen Theil der ganzen Werthlehre behandeln. Ich werde nur den Ursprung des Werthes und die Hauptgesetze der individuellen Werthschätzung und so viel von den allgemeinen Verhältnissen der Wirthschaft untersuchen, als zur Lösung beider Aufgaben unumgänglich nothwendig ist.

Indem ich die individuelle Werthschätzung unter der Voraussetzung einer grossen ausgedehnten Production, so wie wir sie unter der Einwirkung der Arbeitstheilung als Folge der wirthschaftlichen Anstrengungen eines Volkes beobachten, untersuchen werde, wird die Gelegenheit gegeben sein, die Wirkung aller die Werthschätzung beeinflussenden äusseren Umstände zu untersuchen. Die einzige, freilich überaus wichtige Einschränkung des von mir angenommenen Sachverhaltes gegenüber dem in Wirklichkeit gegebenen wird die sein, dass ich eine Werthschätzung beschreibe, die durch ein einziges Subject in einheitlicher Weise vorgenommen wird, während in Wirklichkeit überaus zahlreiche Werthschätzungen durch viele Personen zugleich neben und mit einander vorgenommen werden.

# II. Hauptstück.

## Die Objecte und die näheren Umstände der Werthschätzung.

**(Wirthschaftliche Güter und Wirthschaft.)**

Der hat keine Hoffnung, ein Werkzeug zu verstehen, der weder die Gegenstände, auf die es beim Gebrauche gerichtet wird, noch die Absicht, mit der es gebraucht wird, kennen lernen wollte.

Die Werthschätzung ist eine Hilfsthätigkeit des Wirthschaftens, ihre Objecte sind die wirthschaftlichen Güter, und sie dient der Erreichung der wirthschaftlichen Absichten. Wer sie verstehen will, muss also zuvor wissen, was wirthschaftliche Güter sind und worauf die wirthschaftliche Thätigkeit abzielt.

### 1. ABSCHNITT.

### Ueber die wirthschaftlichen Güter im Allgemeinen.

Güter überhaupt sind sachliche oder sachlich schätzbare Mittel der Bedürfnissbefriedigung. Man rechnet zu ihnen die nützlichen Sachen und persönlichen Arbeitsleistungen, mögen sie nun Nutzen in näherer oder entfernterer Weise, mögen sie ihn unmittelbar oder durch Abwehr von Schaden herbeiführen; die persönlichen Arbeitsleistungen indess nur insoweit, als sie uns nicht als selbstständiger Inhalt persönlichen Lebens, sondern als blosses Mittel zur Erreichung abgesonderter Lebenszwecke erscheinen. Die Arbeit als Anstrengung, Last, Genuss, Bestrebung ist ein Theil des Lebensinhaltes; als Ursache äusserer Erfolge ist sie sachlich schätzbar wie das Sachgut, ist der

kaltblütig berechnenden Erwägung des Verstandes und Bestimmung des Willens unterwerfbar. Man kann sie, bei gleicher unmittelbarer Einwirkung auf die Person des Arbeitenden, so oder so, je mit verschiedenem Schlusserfolge verwenden, man hat sich, will man gegen sein eigenes Geschick nicht gleichgiltig sein, zu entscheiden, wie sie zu verwenden sei, und man wird bei dieser Entscheidung, will man sie vernünftig treffen, nur solche Umstände gelten lassen, die man bei den Entscheidungen über die Verwendung der Sachgüter gelten lässt.

Unter welchen Bedingungen aber werden Güter bewirthschaftet?

Einige von den Bedingungen sind leicht zu bestimmen. Man wird nur solche Dinge wirthschaftlich behandeln, die nicht bloss nützlich sind, sondern deren Nutzen man auch kennt; hierin liegt, dass man sich über die eigene Bedürftigkeit klar sein, dass man den äusseren wohlthätigen Einfluss wahrnehmen und den Gegenstand, von dem er ausgeht, selbstständig von anderen unterscheiden muss.

Andere sind schwieriger zu bestimmen, und es herrscht bezüglich ihrer lebhafter Streit. Ich werde, um rascher zu meinem eigentlichen Gegenstande zu kommen, auf den Streit der Meinungen nicht eingehen und mich darauf beschränken, meine Meinung auszusprechen.

Nur solche unter den den Menschen bekannten Gütern werden bei vorgeschrittener Cultur bewirthschaftet, welche in einer den Bedarf nicht überschreitenden Menge vorhanden sind, und auf deren Menge die Menschen zugleich Einfluss nehmen können, sei es dass sie dieselbe zu vermehren, sei es, dass sie sie zu erhalten, sei es selbst, dass sie sie herabzumindern vermögen. Ausgeschlossen sind alle Güter, die im Ueberflusse vorhanden sind, ferner alle, über welche die Menschen gar keine Verfügungsgewalt haben, endlich noch alle, über welche sie zwar Macht besitzen, ohne aber auf ihre Menge einwirken zu können. Der Umstand, dass die Ausübung der Verfügungsgewalt in den meisten Fällen eine Arbeitsanstrengung erfordert, ist grundsätzlich ohne Belang; auch wenn die Arbeitsanstrengung nicht erforderlich wäre, wäre doch der Anlass zur Bewirth-

schaftung gegeben. Nur in Zuständen der Uncultur kann dieser Umstand entscheidend werden.

Die beiden Bedingungen der Eingeschränktheit des verfügbaren Gütervorrathes und der Verfügungsgewalt über die Grösse des Gütervorrathes bedürfen einer genaueren Erörterung.

---

## 2. ABSCHNITT.

## Die Eingeschränktheit des verfügbaren Gütervorrathes eine Bedingung des Wirthschaftens.

Das Mengenverhältniss, welches ich als Eingeschränktheit des Vorrathes bezeichne, wird öfter als Seltenheit oder Mangel bezeichnet. Diese Namen treffen nicht genau zu. Sie passen nur für Quantitäten, die relativ — im Verhältniss zum Bedarfe — und selbst absolut geringfügig sind; die wirthschaftlichen Vorräthe eines Landes sind oft absolut und relativ sehr beträchtlich. Eher ginge es an, von Knappheit der Vorräthe, knapp zugemessener Quantität zu sprechen.

Die unzutreffenden Namen entspringen meist einer unzutreffenden Auffassung. Gewöhnlich wird man auf die Thatsache, dass die wirthschaftlichen Gütervorräthe quantitativ eingeschränkt sind, nur in den eigentlichen Fällen des Mangels, der Seltenheit oder Rarität aufmerksam. Die übrigen Fälle, in denen es dem menschlichen Zuthun möglich ist, die verfügbare Gütermenge mit einiger Freiheit zu vermehren, werden, obschon auch in ihnen die Freiheit des Zuthuns quantitative Schranken findet, doch so aufgefasst, als ob keine Schranken bestünden. Weil man die Grenzen nicht nahe sieht, täuscht man sich, sie wären überhaupt nicht vorhanden. Ich führe als Beispiel die Ansicht Ricardo's an, die mir in diesem Punkte die gemeine Meinung getreu wiederzugeben scheint. Ricardo ist der Ansicht, dass es einige wenige Güterarten gebe, in denen die Anzahl der Güter durch Arbeit nicht erhöht werden könne; diese nennt er Seltenheiten. Er rechnet hieher seltene Statuen und Bilder, Bücher, Münzen, Weine von ausgesuchten Lagen. Die grosse Masse der Güter aber, so meint er, könne, wenn man nur bereit sei, die nöthige Arbeit an sie zu wenden, in manchem Lande fast ohne bestimmbare Grenzen vermehrt werden.

Die Entscheidung, zu welcher der beiden Meinungen man sich zu bekennen habe, ist folgenschwer. Die beiden Grundauffassungen des Werthes haben in ihnen ihre Wurzel. Wer da glaubt, dass die Menschen nur an wenigen Naturspielen oder an den vorzüglichsten künstlerischen Werken oder an den spärlichen Gütern, deren Production an ausnahmsweise örtliche Bedingungen geknüpft ist, die Unmacht ihres Willens und die Starrheit der natürlichen Quellen der Wohlfahrt kennen lernen, wird folgerichtig über die Motive der Schätzung der Güter anders urtheilen, als Derjenige, der fast überall das menschliche Verlangen nach Ausbreitung und Erweiterung des Genusses natürlich eingeengt zu sehen meint.

Dieselbe Frage, an die wir von Seite der Güter kommen, ist längst von der entgegengesetzten Seite her, in einem viel grösseren Gedankenkreise erwogen worden. Seit dem berühmten Werke von Malthus über die Bevölkerung haben die Erörterungen darüber nicht aufgehört, ob es nicht eine unablässige Tendenz der Menschen sei, sich über das Mass der natürlichen Bedingungen ihres Gedeihens hinaus zu vermehren. Wie erzählt wird, hat die Lectüre des Buches von Malthus dazu beigetragen, in Charles Darwin die Idee eines die ganze organische Entwicklung beherrschenden Kampfes um das Dasein zur Reife zu bringen. Von den Naturwissenschaften ist dann die Welle der Bewegung wieder zu den Wissenschaften vom Menschen zurückgekehrt. Der Versuch der Entwicklungstheorie, die Entwicklung unter Gesetze zu bringen, ja das Dasein selbst durch die Entwicklung zu begreifen, wird nun auch auf die Geschicke der Menschen und die Lebensäusserungen des menschlichen Geistes ausgedehnt. Es kann uns nicht beifallen, unsern engeren Gedankengang in die weiteren und loseren Maschen dieser ausgebreiteteren Untersuchungen zu verweben. Wir prüfen den Sachverhalt, wie er ist, und entschlagen uns des den Blick für das Gegenwärtige nur zu leicht trübenden Sinnens über die Frage, von woher es so geworden ist und wohin es endlich ausgehen müsse. Aber ein Reiz bleibt zurück, das Interesse wird durch das Bewusstsein so grosser Beziehungen gesteigert, wir fühlen es, dass wir uns auf einem für das Denken klassischen Boden bewegen.

Die Beobachtungen hinsichtlich der Mengenverhältnisse der Güter lassen sich in einigen Hauptsätzen zusammenfassen; fast möchte ich sie Gesetze nennen, wirthschaftliche Naturgesetze. Dass sich in der Anlage der natürlichen Bedingungen der Erhaltung und des Gedeihens der Menschen grosse Gesetze offenbaren, kann nicht zweifelhaft sein; die Wirthschaft ist so, wie sie ist, weil sie sich in feste Ordnungen der Dinge einfügen muss. Es ist von nicht minderer Wichtigkeit, diese Ordnungen zu bestimmen, als diejenigen Ordnungen, die die Thatsachen der Natur zeigen, wenn man sie, ohne Beziehung auf das menschliche Befinden, als Facta für sich betrachtet.

Erster Satz. Die Natur liefert nur eine geringe Anzahl roher Güter fertig und auch diese nur unter manchen Schwankungen, so dass durch die freiwilligen natürlichen Gaben nur eine geringe Anzahl von Menschen in kümmerlicher und unsicherer Weise erhalten werden kann.

Die Güter, welche durch die Natur in so grosser Menge fertig gegeben sind, dass ihr Vorrath den Bedarf überschreitet, werden freie Güter genannt. Ihre Arten wechseln. Sie sind nicht in allen Himmelsstrichen dieselben und unterliegen im selben Lande einer geschichtlichen Umwandlung. Mit der Bevölkerungszunahme und mit der Umgestaltung der natürlichen Bedingungen sind manche von ihnen theils an Stücken sehr vermindert, theils vom angewachsenen Bedarfe überflügelt worden. In Ländern mit sehr dichter Bevölkerung sind ihrer kaum mehr, als die freie atmosphärische Luft und der tragende Boden.

Manche der zur Fortführung des Lebensprocesses unentbehrlichen Güter waren zu Anfang im Ueberflusse vorhanden, aber manche derselben waren zuerst nur karge ausgestreut, und der gesicherte Reichthum, den wir jetzt an ihnen besitzen, ist später erkämpft.

Zweiter Satz. Die natürlichen Bedingungen der Erhaltung und des Gedeihens der Menschen sind in den höheren Ordnungen der Güter weitaus günstiger, als in der ersten Ordnung der Güter des persönlichen Gebrauches. Durch ihre Ausnützung kann eine weitaus grössere Menge von Menschen gesicherter und besser erhalten werden.

Mit dem Namen der Güter erster Ordnung bezeichne ich, nach dem Vorgange Menger's, die Genuss- oder Gebrauchsgüter, welche unmittelbar zur Bedürfnissbefriedigung verwendet werden, mit dem Namen der Güter höherer Ordnung die Productivgüter, aus welchen die Gebrauchsgüter gewonnen werden, und deren Ordnungen sich wieder zählen lassen, indem man diejenige, aus welcher unmittelbar die Güter erster Ordnung gewonnen werden, die zweite, die folgende, aus welcher die Güter zweiter Ordnung gewonnen werden, die dritte nennt und so fortfährt, bis man endlich zu den — mit den Culturveränderungen wechselnden — höchsten Ordnungen gelangt, in welchen sich Güter darbieten, ohne dass die Menschen sie ergänzten.

Der aufgestellte Satz erklärt uns die Wunderwirkungen der Production. Die Production ist die Ausnützung der vortheilhafteren entfernten Bedingungen des Wohlseins. Mehr Nahrung, gesundere, schmackhaftere und gesichertere Nahrung wird gewonnen, wenn man die ausgewählten Pflanzen und Thiere zieht und züchtet, als wenn man die wildwachsende Beere pflückt und das Jagdthier fängt. Mehr und bessere Befriedigungsmittel für Gesundheit, Sittlichkeit, Behaglichkeit und Bildung werden gewonnen, wenn man den Boden durchwühlt und seine Schätze verarbeitet, als wenn man in den Höhlen der Erde sich mit dem Wenigen begnügt, was auf ihrer Oberfläche zu finden ist.

Die Natur hat ihre besten Schätze tief verborgen. Nicht mit einem Griffe sind sie zu holen. Die nächsten Bedingungen für die Herstellung der Gebrauchsgüter sind nicht um Vieles günstiger und sicherer, als die Bedingungen der allerrohesten Occupation derselben.

Ein Volk, welches sich durch einen in primitivster Weise betriebenen Ackerbau ernährt, ist in der Gewinnung seiner Nahrungsmittel vor widrigen und selbst vor verderblichen Zufällen nicht um Vieles besser geschützt, als ein Volk, welches vom Ertrage der Jagd lebt.

Damit man durch Ackerbau die im Boden liegenden Schätze reich und sicher zu gewinnen vermöge, ist ein unge-

mein grosser Besitz an Kenntnissen und Geschicklichkeiten wie an sachlichen Hilfsmitteln erforderlich, der erst durch eine lange Culturarbeit erworben werden kann. Die Pflanze, die angebaut werden soll, muss besonders gewählt, gezogen, veredelt und vervielfacht sein, der Boden muss vorbereitet werden, Werkzeuge sind nothwendig, die Werkzeuge bedürfen der Verbesserung und Vermehrung, ein grosser Process wird angefügt, um nur sie zu erzeugen, die Frucht muss zubereitet werden, eine Industrie widmet sich dieser Aufgabe, Strassen, umfassende Meliorationen des Landes, Schutzbauten werden angelegt, an die landwirthschaftliche Geschicklichkeit und die verbundenen gewerblichen, industriellen, technischen Geschicklichkeiten reihen sich die kaufmännischen Geschicklichkeiten des Handels, der Speculation, und sie alle bilden sich durch Erweiterung und neue Erfahrungen immer vollkommener aus.

Man spricht gerne vom natürlichen Reichthum eines Landes — der natürliche Zustand ist immer die Armuth. Die in Art und Menge fast zahllosen Zwischengüter, die nothwendig sind, um die im Boden liegenden Hilfsquellen aufzuschliessen, zu sichern, umzugestalten und zur Ergiebigkeit zu bringen, sind von der Natur fast noch eben so karge gegeben, als die Genussmittel selbst, die Formen der meisten von ihnen sind erst von den Menschen erfunden worden, die sie nirgends vorgebildet sahen. Die Menschen haben den natürlichen Kräften erst künstlich die Wege bahnen, die Betten graben müssen, um ihren Inhalt voll zu geniessen. Es hat lange gedauert, bis diese Arbeit so weit gediehen ist, als sie es nun ist, bis alle nothwendigen Kenntnisse erworben, alle Fertigkeiten eingeübt, alle Organisationen gefunden, aller Widerstand beseitigt, alle Gefahr eingedämmt, alle Mittel nach und nach, von den schwächer wirkenden und vorbereitenden bis zu den wirksamsten und letztangenommenen, aufgehäuft waren.

Erst nachdem diese grosse quaternäre Zwischenschichte gebildet war, hatte man einen sicheren Zugang zu der Region, in welcher die natürlichen Gaben in reicherer Fülle zu heben sind. So karge die Erde mit fertigen Genussmitteln und mit den nächsten Hilfsmitteln ihrer Erzeugung ist, so freigebig ist

sie mit den entlegenen Elementen der Production. Die Menschen machen immer mehr die überraschende Entdeckung, dass die Erde unter ihrem feindlichen Aeusseren innerlich so gebildet ist, wie sie sie brauchen. Die Erde scheint für sie vorbereitet, Bedürfnisse, die mit dem Menschengeschlechte geboren sind, finden nach Jahrtausenden die Quellen ihrer Nahrung, die von Anfang an im Boden schlummerten. Das biblische Wunder, dass aus dem Felsen Wasser springt, um die Dürstenden zu erquicken, ereignet sich vor aller Augen in anderer Weise; Kohle und Eisen werden aus unwirthlichen Tiefen ans Licht gebracht, und sie sind geeignet, die Wirksamkeit von Arbeiten ins Unübersehbare zu erhöhen, die die Menschen längst unternommen hatten, bevor sie diese Stoffe kannten. Die Menschen haben sich wohl gewaltig verändert, seit sie in die Geschichte eingetreten sind, aber, so glauben wir es wenigstens, sie haben sich aus sich geändert, sie haben sich vervollkommnet. Die Bedürfnisse wurden nicht verringert, sondern gereinigt und gehoben. Die Menschen haben sich mit ihren Wünschen nicht angepasst, sondern, indem sie immer mehr fanden, dass die Erde für sie passe, haben sie endlich erreichen gelernt, was sie vom Anfang an wollten, sie haben im Alter in Fülle, was sie in der Jugend begehrten. Wie dagegen wurde das Angesicht der Erde verändert! Sie war einst Wildniss und Einöde und jetzt liegt sie wie ein gepflegter Garten da, wo Jedes abgetheilt und an seinem Orte ist, die Steine zu Häusern, Dörfern, Städten geschichtet, das Unkraut gejätet, die nutzbaren Pflanzen auf ihren Aeckern, die Werkzeuge, die Arbeitsmittel überallhin vertheilt und mitten durch die Strassen, auf denen Alles wandelt.

Dritter Satz. Trotzdem ist der Productionsertrag im Ganzen nach aller Erfahrung immer noch hinter den Ansprüchen zurückgeblieben.

Ich spreche vom Productionsertrage im Ganzen und darf es thun, denn die Production ist, was sie zu Anfang nicht war, im Laufe der Entwicklung ein Ganzes geworden. Die natürlichen Productionsbedingungen sind derart angeordnet, dass eine wechselseitige Verschlingung aller einzelnen Productions-

zweige eintritt. Die Occupationen der ersten, culturlosen Zeiten standen jede für sich. Jede hatte ihr eigenes Object, das in den andern nicht vorkam; die geringen Hilfsmittel, die man überhaupt besass, waren allenthalben verschieden, nur die Arbeit war gemeinsam, aber ohne ein Bindemittel zu sein, da keine Arbeitsverrichtung von der anderen abhing. In den entwickelten Productionen sind es gleichfalls je specifische Güter, die hauptsächlich den Stoff der begehrten Erzeugnisse enthalten, oder sonst denselben einen charakteristischen Beisatz geben; aber ausserdem haben die Productionen viele verbindende Elemente. Die Menschen haben gelernt, gleiche oder doch ähnliche Erfolge durch die mannigfachsten Variationen der Zusammenstellung von Productivmitteln zu erreichen, sowie sie auch dieselben Productivmittel, indem sie sie mit verschiedenen Beimischungen verwenden, zu vielfach verschiedenen Erfolgen zu nützen wissen. Insbesondere auch der Umstand, dass man zur Verstärkung der persönlichen Arbeitskraft sich in vielen Productionen mit Geräthen, Werkzeugen und Maschinen aus denselben Stoffen oder gar derselben Art behilft, welche überdies dieselben Zusätze brauchen, giebt einer überaus grossen Reihe von Productionszweigen einen gemeinsamen Inhalt und trägt dazu bei, ihren specifischen Charakter abzuschwächen. Es wird kaum eine Art der Gütererzeugung gefunden werden können, die so abseits von dem allgemeinen Stocke der übrigen stünde, dass sie mit ihnen nichts sonst, als die menschliche Arbeit gemeinsam hätte. Die Production ist ein Ganzes, jeder Theil wird mit Rücksicht auf das Uebrige gepflegt, erweitert und beschränkt.

Braucht die Behauptung, dass der Productionsertrag im Ganzen nie die Ansprüche befriedige, des Beweises? Wann hat es die Zeit gegeben, wo ist der Ort, da die grosse Menge des Volkes wirklich freie Behaglichkeit geniessen kann? Wo herrscht die Armuth nicht? Wo ist das Elend ausgetilgt? Wahrlich, die Arbeit und die Erholung sind die besten Genüsse, die die Wirthschaft den meisten Menschen gewährt.

Der aufgestellte Satz berührt sich mit einem Gesetze der Volksvermehrung. Das Anwachsen des Reichthums ist immer mit

einem Anwachsen der Volkszahl verbunden gewesen. — Es gehört nicht zu unserem Thema, das Verhältniss beider Tendenzen zu beurtheilen.

Vierter Satz. Der Grund, wesshalb der productive Ertrag unter den Ansprüchen zurückbleibt, liegt, soweit die Verhältnisse der Güter in Betracht kommen, darin, dass die Vorräthe an wirthschaftlich verwendbaren Productivgütern fast durchgehends unter dem Bedarfe zurückbleiben; die meisten der zur Production überhaupt wirthschaftlicher Weise verwendbaren Güterarten sind in zu geringer Menge vertreten; an jedem Productionsacte ist mindestens eine solche Art betheiligt.

Dies ist der schwierigste Satz, der nicht ohne einiges trockenes Nachdenken erledigt werden kann. Zunächst ist eine Vorbemerkung über eine wesentliche Erscheinung der Production nöthig.

Die Production eines neuen Gutes setzt immer die Verbindung zweier oder mehrerer bereits vorhandener Güter voraus. Zum mindesten zwei Güter, die menschliche Arbeit und ein Arbeitsgegenstand, müssen zusammentreffen. Jede grössere productive Ergiebigkeit hängt davon ab, dass sehr viele Güter befruchtend auf einander wirken. Die üblichen Namen bezeichnen das Verhältniss passend; man nennt das einzelne Productivgut Productivfactor, das Erzeugniss mehrerer ihr Product. Menger nennt die zusammengehörigen Productivfactoren mit einem treffenden Ausdruck complementäre Güter; sie können nicht bloss, sondern sie müssen zusammenwirken, um den erwarteten Ertrag zu geben. Wenn eines von ihnen ganz oder mit einem Bruchtheile ausfällt, so wird auch irgend ein anderes oder werden mehrere andere ganz oder mit einem Bruchtheile ausser Wirksamkeit gesetzt oder, was dasselbe ist, in ihrer Wirksamkeit beeinträchtigt.

Von den mehreren zu einer Production zusammenwirkenden Gütern kann das eine im Ueberflusse vorhanden sein, während der Vorrath eines andern den Bedarf nicht deckt Die Probe, welches Verhältniss zwischen Vorrath und Bedarf stattfinde, ist in folgender Weise zu machen. Man hat zu untersuchen, ob

die Vermehrung der Stücke der in Frage kommenden Art, unter übrigens gleichen Umständen, die Ausdehnung der Production erlaube, und ob die Verminderung die Einschränkung gebiete. Ist dies der Fall, dann war der Vorrath, den man besass, nicht zu gross; tritt aber das Gegentheil ein, hat die Vermehrung des Vorrathes die Ausdehnung der Production und seine Verminderung ihre Einschränkung nicht zur Folge, dann war der Vorrath überreich. Die freie atmosphärische Luft ist ein in jeder Production wirksamer Factor, aber was würde es zur Ergiebigkeit der productiven Acte beitragen, wenn der Raum über uns noch weiter hinaus als bisher mit Luft angefüllt würde? Daraus, dass der Productionsertrag im Ganzen unzureichend ist, folgt daher noch nicht, dass alle einzelnen Productivfactoren in unzureichender Menge vertreten sind. Es bedarf noch einer besonderen und, wie wir sehen werden, ziemlich schwierigen Untersuchung, um sich über das Verhältniss klar zu werden, welches im Einzelnen zwischen dem Vorrathe und dem Bedarfe an Productivgütern besteht.

Für die culturlosen Zeiten der Wirthschaftsanfänge ist es charakteristisch, dass eine vergleichsweise grosse Reihe von wirthschaftlich verwendbaren Productivgüterarten überreich vertreten war. Der Grund, wesshalb nichtsdestoweniger die damaligen productiven Erträge noch tiefer unter dem viel geringeren Bedarfe der dünnen Bevölkerungen von damals zurückblieben, als unsere heutigen Erträge unter unseren gesteigerten Ansprüchen zurückbleiben, lag in dem fast völligen Mangel an den complementären Culturgütern, welche die Nutzbarkeit der natürlichen Ausstattungen der Erde und des Menschen zu geniessen gestatten und welche erst durch längere und überlegte wirthschaftliche Thätigkeit gesammelt werden können. Trotz eines Ueberflusses an Grund und Boden, an Wäldern, an ungeschulten Arbeitskräften, litt man doch Mangel an den Producten, die durch die Verbindung dieser Factoren der Erzeugung mit anderen zu gewinnen sind. In jeder hochentwickelten Wirthschaft ist es dahin gekommen, dass der Vorrath dieser natürlichen Productionsfactoren den Bedarf nicht mehr deckt. Dies rührt keineswegs bloss von der Ver-

mehrung der Zahl der zu versorgenden Individuen her — eine Erklärung, die insbesondere in Betreff der Arbeit nicht gelten kann, weil fast jeder neue Bedürftige auch ein neuer und bei zunehmender Cultur auch ein fruchtbarerer Arbeiter ist — sondern es hat seine Ursache noch darin, dass die reichen Völker durch den endlich erworbenen Besitz einer hinreichenden Menge von geeigneten complementären Gütern in den Stand gesetzt sind, eine weit grössere Summe von Stücken und Einheiten jener natürlichen Factoren productiv zu verwerthen. Es war ein Fortschritt des Reichthums, der Geschicklichkeit, des Genusses, jenen Ueberfluss in Knappheit zu verwandeln. Um was man hier die Fülle einengte, um das wusste man die Armuth an Genussgütern der Wohlhabenheit näher zu bringen. Es ist der Gang der wirthschaftlichen Entwicklung, dass die Menschen lernen, sich der natürlichen gegebenen Bedingungen ihres Gedeihens durch die Hinzufügung künstlich gewonnener Hilfsmittel mehr und mehr zu bemächtigen.

Allerdings ist hierin bisher nur der erste Schritt gelungen. Man hat sich — nur wenige Güter ausgenommen — aller Stücke der überhaupt als wirthschaftlich verwendbar erklärten Arten bemächtigt, aber es fehlt noch viel, dass man sich auch ihres ganzen bekannten Nutzgehaltes bemächtigt hätte, der in ihnen unerkannt schlummernden Kräfte, die sich uns durch allerlei Wirkungen vorkündend anzeigen, ganz zu geschweigen; und ausser den für wirthschaftlich verwendbar erklärten Arten giebt es viele, ihnen nahe verwandte, die auch heute noch nicht in die Production einbezogen werden. Einst vermochte man nicht alle für fruchtbar gehaltenen Grundstücke zu bebauen, heutzutage vermag man es in hoch cultivirten Ländern, aber man vermag noch immer nicht die sämmtlichen Bodenkräfte der fruchtbaren Grundstücke zu nutzen, und man erklärt noch immer Grundstücke für unfruchtbar und daher für betriebsunfähig, die auch productive Kräfte in sich enthalten. Die Ursache der Beschränkung ist dieselbe, wie einst. Es fehlt noch immer an der nöthigen Menge zusetzbarer complementärer Güter.

Unsere Behauptung, dass die Vorräthe an Productivgütern zumeist nicht ausreichend seien, bezieht sich bloss auf die als

wirthschaftlich verwendbar erklärten Güterarten und Güterkräfte. Alle übrigen Arten und Kräfte sind dadurch, dass die zu ihrer Befruchtung erforderlichen Zusatzgüter mangeln, überhaupt ausser Anschlag gesetzt. Die Hinweisung auf ihr Vorhandensein giebt nicht die Berechtigung, das Urtheil anzufechten, dass die wirthschaftlich verwendbaren Arten und Kräfte in zu geringer Menge vertreten seien. Die Vermehrung dieser letzteren wird als ein wirthschaftlicher Vortheil, ihre Verminderung wird als ein Nachtheil empfunden werden, und damit ist der Beweis für das aufgestellte Urtheil erbracht. Ein genaueres Nachdenken wird dies klar machen.

Damit ein Gut seinen productiven Nutzgehalt abgebe, ist stets ein Zusatz complementärer Güter von gewisser Grösse erforderlich. Wenn weniger als diese Grösse aufgewendet wird, so tritt gar kein productiver Erfolg ein. Wenn ich das Holz eines Baumes benützen will, so habe ich nichts davon, den Stamm halb zu durchsägen; ich muss die Arbeit ganz thun, wenn ich überhaupt Nutzen von ihr haben soll. Jeder über diese Grösse hinausgehende Zusatz bringt bis zu einer gewissen Grenze bei allen productiv verwendbaren Gütern eine Steigerung des ersten Ertrages hervor; dies ist nicht bloss beim landwirthschaftlich benützten Grund und Boden oder bei Bergwerken — von denen es am häufigsten behauptet wird — der Fall, sondern auch bei der menschlichen Arbeitskraft, die dadurch nutzbarer gemacht werden kann, dass man ihr mehr Stoffe oder mehr Hilfsmittel zur Verfügung stellt, und bei den productiven Capitalien, welcher Art sie auch seien, die dadurch nutzbarer gemacht werden können, dass man ihnen mehr Arbeitskräfte zuwendet, sie auf ergiebigere Grundstücke anlegt oder sie mit reicheren Zusätzen von anderen Capitalien befruchtet. Das Verhältniss, in welchem vermehrte Zusätze den Ertrag steigern, kann verschieden sein. Es kann sein, dass die zweite Zusatzrate bei gleicher Grösse einen geringeren Ertrag hervorbringt als die erste, es kann aber auch sein, dass beide zusammen mehr als das Doppelte des Ertrages der ersten hervorbringen. Sehr viel wird davon abhängen, wie gross man die Raten denkt, und wie gesättigt die Production bereits ist. In

beiden Fällen aber wird man zu dem Schlusse gelangen, dass trotz des Vorhandenseins von anderen unbenützbaren Güterkräften diejenigen Güterkräfte, welche man wegen des allzu geringen Besitzes an zusetzbaren Gütern allein in wirthschaftliche Verwendung zu ziehen vermag, doch in zu geringer Menge vorhanden sein können.

Angenommen, dass die ersten productiven Erträge die grössten sind, so treibt die wirthschaftliche Klugheit dazu an, die unzureichende Menge der verfügbaren Zusatzgüter so zu vertheilen, dass überall die ersten und grössten Erträge gewonnen werden können. Die minderen Kräfte eines Grundstückes z. B. werden erst dann in Anspruch genommen werden dürfen, wenn die wirksameren Kräfte sämmtlicher übriger Grundstücke bereits alle befruchtet sind, und daher nirgends bei gleichem Zusatze höhere Rentabilität erwartet werden kann. Obwohl nun bei diesem Verfahren noch ein gewisser Bodengehalt unbenützt bleibt, kann es dennoch dahin kommen, dass Grund und Boden zu mangeln beginnt. Dies wird von dem Augenblicke an der Fall sein, sobald die Ausnützung der fruchtbarsten und gewinnbringendsten Bodenkräfte den Bedarf an Bodenfrüchten nicht mehr decken sollte; dann wird es zu wenig Grundstücke geben, wenn es auch noch eine Ueberfülle unbenützter Bodenkräfte giebt. Machen wir die Probe! Welche Wirkung hätte unter dieser Voraussetzung die Vermehrung der Grundstücke? Sie brächte offenbar Vortheil; da mit jedem neuen Grundstück auch wieder Bodenkräfte bester Kategorie einkommen, wäre es möglich, dass eine Ertragsmenge, welche bisher nur aus minderen Bodenkräften, d. h. mit stärkeren Zusätzen, hätte gewonnen werden können, nunmehr aus besseren Kräften mit minderen Zusätzen hervorgebracht werde, es wäre also möglich, entweder den gleichen Ertrag mit einer Ersparniss an Zusätzen — die dann anderen nothleidenden Productionen zu Gute käme — oder einen höheren Ertrag mit den gleichen Zusätzen wie bisher zu gewinnen. Umgekehrt brächte die Verminderung Nachtheil, indem sie entweder erhöhte Zusätze — die anderen Productionen entzogen werden müssten — oder verminderten Ertrag zur Folge hätte. Die Vermehrung muss als Gewinn,

die Verminderung als Verlust angesehen werden, es ist also das Urtheil gerechtfertigt, dass die vorhandene Zahl der Grundstücke nicht zu gross, sondern zu klein ist.

Wie ist das Urtheil in dem anderen Falle abzugeben, dass die Vermehrung der Zusätze eine verhältnissmässig noch stärkere Vermehrung des Ertrages verheisst? Vorausgesetzt z. B., dass eine Klasse von Gewerbetreibenden nicht reich genug ist und nicht Credit genug findet, um statt des Handbetriebes den besser lohnenden Maschinenbetrieb einzurichten, wie verhält es sich mit dem Urtheile über die Quantität der Arbeitsstoffe, welche solche Handwerker zur Verfügung haben? Diese Arbeitsstoffe, welche, wenn der Maschinenbetrieb eingeführt würde, einen weitaus höheren Ertrag geben würden, sind, auch so lange er nicht eingeführt werden kann, wirthschaftliche Hilfsmittel, deren man sich nicht ohne Schaden entschlagen darf. Ihre Vermehrung, die eine Ausdehnung der Erzeugung, wenn auch nur in der üblichen minderen Betriebsart gestattet, ist immerhin ein Gewinn, ihre Verminderung ein Verlust. Sie werden wie andere Besitzthümer angesehen, die in zu geringer Zahl vorhanden sind, und deren Gewinn man wünscht, deren Verlust man beklagt.

Was von den verschiedenen Klassen der Güterkräfte gilt, gilt analog auch von den verschiedenen Güterarten.

Güter, die nach ihrer äusseren Erscheinung in eine Gattung gereiht werden, sind nicht immer zu productiven Leistungen gleich fähig; sie vergelten nicht immer gleiche Zusätze von complementären Gütern mit gleichem Erfolge, sie sind, wie wir sagen, mehr oder minder fruchtbar oder ergiebig. Der Verschiedenheit der Fruchtbarkeit oder Ergiebigkeit ist jene Verschiedenheit der Rentabilität gleichzuhalten, welche durch die Verschiedenheit der Lage, sei es zum Marktorte oder zum Bedarfsorte oder zum Fundorte der complementären Güter oder zu den Betriebsorten der Erzeugung oder sonst durch Verschiedenheiten im Verhalten zu den complementären Gütern begründet ist, und in Folge deren von dem unmittelbaren Reinertrage ein grösserer oder geringerer Antheil zur Deckung entfernterer Gestehungskosten abgeschlagen werden muss. Wenn

man nicht genügend viele Zusatzgüter besitzt, um alle vorhandenen Stücke auszubeuten, wird man zuerst diejenigen bewirthschaften, welche bei gleichen Zusätzen nach Abschlag aller Kosten die grössten Erträge geben; auf Stücke minderer Qualität oder überhaupt minderer Rentabilität wird man erst dann greifen, wenn man auch bei den besser rentirenden auf mindere Kräfte herabgehen muss. So kann es z. B. kommen, dass manche Grundstücke, für welche wegen ihrer allzu ungünstigen Bedingungen keine Zusatzgüter bewilligt werden dürfen, ganz unbenützt bleiben. Trotzdem kann das Urtheil gerechtfertigt sein, dass die Grundstücke der besseren Rentabilitätsklassen, die man allein anbauen darf, in zu geringer Menge vorhanden seien. Ihre Vermehrung kann durch Ertragserhöhung oder Ersparniss an Zusätzen gewinnbringend und ihre Verminderung durch die entgegengesetzten Wirkungen verlustbringend sein. Eben so wenig wird das Urtheil, dass abbauwürdige Minen oder wirthschaftlich verwendbare Arbeit in zu geringen Mengen vorhanden seien, dadurch aufgehoben, dass zugleich minder rentable Minen oder mindere Arbeitskräfte sich finden, die nicht benützt werden. In Hinsicht auf die künstlich erzeugten Productivmittel wird ein solches Verhältniss auf die Dauer nicht zu beobachten sein, da man die Neuerzeugung immer auf die Bewirthschaftung rentirender Arten beschränken wird.

Wenn man, in dieser Weise rechnend, die Wirthschaftsmittel eines reichen Volkes abschätzt, so wird man finden, dass fast durchaus der productive Vorrath unter dem Bedarfe zurückbleibt. Nicht bloss Grund und Boden, sondern auch Capital und Arbeitskraft mangelt und ist, im weiteren Sinne des Wortes, Gegenstand eines Monopoles, indem die Besitzer die Eingeschränktheit der verfügbaren Quantität zu ihren Gunsten geltend zu machen wissen. Ein oft verkannter Satz! Nicht bloss der Grund und Boden bedarf des Zusatzes von Capital und Arbeit, sondern ebenso bedarf das Capital der Verbindung mit Grund und Boden und Arbeit, und die Arbeit der Verbindung mit Grund und Boden und Capital; und weil jeder productive Factor der anderen bedarf, wird die Knappheit des einen zugleich die Ursache der Knappheit der anderen.

Es bedarf, um zu dieser Ueberzeugung zu kommen, keiner technischen Kenntniss der einzelnen Productionszweige, es bedarf hiezu überhaupt keiner besonderen Beobachtung, keiner Mühe des Sammelns von Thatsachen, keines Nachzählens in den einzelnen vorkommenden Fällen, sondern es bedarf nur des Nachdenkens. Es bedarf nur des Nachdenkens, weil das ganze erforderliche Beobachtungsmateriale in der gemeinen Erfahrung, die Jedermann erwirbt, der offene Augen hat, bereits gesammelt ist.

Tag für Tag, Stunde für Stunde haben wir stets dasselbe Bild vor uns von Menschen, die ihren Besitz an Capitalien und sonstigen Productivmitteln behüten, die ihn zu vervielfältigen wünschen und sich bemühen, die ihn zu verlieren oder an ihm Abbruch zu erleiden fürchten und vermeiden. Da und dort gedenken wir es anders bemerkt zu haben, und wir sind uns, wenn auch nicht mehr aller einzelnen Fälle der Ausnahme, so doch noch des starken Contrastes bewusst, den sie als seltene Ausnahmen erregten. Wie oft ist es zu sehen, dass die Menschen die Schwankungen der productiven Kräfte, die sie benützen, gleichgiltig vorübergehen lassen, wie sie die Wellen des Flusses gleichgiltig verrinnen lassen, der immer stark genug ist, ihre Mühlen zu treiben und ihre Schiffe zu tragen? Blicken wir um uns und wir sehen Alles, was zur Gütererzeugung dient und überhaupt der menschlichen Verfügung unterwerfbar ist, mit verschwindend wenigen Ausnahmen im festen Besitze, als Eigenthum ergriffen und abgesondert, als Vermögen gefühlt, als Recht geschützt, dem Einen allein zugehörig und den Anderen verboten. Hier ist eine Beobachtung, die eine Fülle von Thatsachen in sich schliesst; wir haben sie nur durch Nachdenken fruchtbar zu machen. Warum wird Besitz, Eigenthum, Vermögen, Recht hier ergriffen und vertheidigt und dort nicht? Welcher Thatbestand giebt die Veranlassung? Die Knappheit hier, der Ueberfluss dort, denn wo zu wenig ist, muss das Wenige behütet werden, wo zu viel ist, mag man sorglos sein. Wie aber, so spinnt sich der Gedanke weiter, darf man Knappheit an solchen Gütern annehmen, deren Kräfte nicht einmal vollkommen ausgenützt und deren verwandte Arten unbewirthschaftet

vernachlässigt werden? Wir haben dem Einwande geantwortet und uns deutlich gemacht, was als Vorrath, was als Bedarf gelte, und haben verstanden, dass die Ausnützung jedes productiven Factors von der Macht, andere zuzusetzen, abhängig sei, dass der Reichthum in einigen Stücken nur dann als Reichthum zähle, wenn er in den andern Stücken Ergänzung finde, und dass man an der einen Hälfte der Dinge Mangel leide, bloss weil man in der andern arm geblieben. Damit wäre die nächste Einwendung beruhigt, aber stellen sich nicht neue entgegen?

Vielleicht ist die zu geringe Ergiebigkeit der Production einfach durch die Schwierigkeiten der Production begründet. Man kann es oft sagen hören, dass die Erde Gaben genug biete, und dass es nur den Menschen allzu schwierig sei, sie zu heben. Die Phantasie naiver Völker träumt gerne von unermesslichen Schätzen, die im Schoosse des Meeres und der Gebirge unberührt ruhen, die Phantasie gebildeter Nationen, die durch die Entdeckungen der physischen und chemischen Wahrheiten so berauscht sind, wie einst ihre Vorfahren durch die Entdeckungen der Gold- und Perlenländer, schwelgt weniger romantisch und doch ebenso abenteuerlich in dem Gedanken an die unerschöpfliche Menge der Elemente der organischen Lebensprocesse, die die Natur birgt, und an die Hoffnung einer bis in die geheimsten Tiefen der Lebenserzeugung reichenden menschlichen Herrschaft. Dann wird wohl die Klage erhoben, dass allzu grosse Hindernisse sich der Verwirklichung der also ausgespannten Wünsche entgegenstellten, Hindernisse, die nicht auf Seite der Dinge, an denen Alles sich füge, sondern auf Seite der Menschen lägen. Nun mag es sein, dass der nähere Grund, den wir zur Erklärung des Zurückbleibens der Production angegeben haben, die Knappheit an wirthschaftlich verwendbaren Productivgütern, sich auf den entfernteren zurückführen lasse, dass mitten in der Ueberfülle geeigneter Lebensbedingungen die Schwierigkeiten zu gross sind, sie zu fassen, so dass die Menschen vergebens schmachten, indess die Quellen alles Lebens überreich fliessen; lassen wir diese Behauptung unangefochten. Vorausgesetzt, dass sie richtig ist, so bestätigt sie doch wieder unsere Meinung, dass diejenigen Güter, welche Gegen-

stände der Wirthschaft werden, in zu geringer Menge vorhanden seien. Die Schwierigkeiten vermehren den Zugang zum bereit liegenden Ueberflusse und die Menschen bleiben auf die knappe Menge dessen, was sie erreichen können, angewiesen. Die wirthschaftlichen Schwierigkeiten der Production können nur von zweierlei Art sein: entweder ist geradezu ein besonders grosser Aufwand an Mitteln erforderlich, der nicht aufzubringen ist, oder es handelt sich um die Verwendung solcher Productivmittel, deren Wirkung unsicher ist, deren Bearbeitung mit Gefahren oder mit aufreibender Mühe verbunden ist, oder deren Bedingungen nur von wenigen, besonders begabten Männern erkannt und ausgenützt werden können, kurz, es handelt sich um solche Güter, welche mit Rücksicht auf die Natur der sachlichen und persönlichen Hilfsmittel, mit denen zusammen sie erst die gewünschte Wirkung geben, zu dem gesetzten Zwecke nicht tauglich sind. Sagen, dass es genug Productivmittel, aber zu viele Productionsschwierigkeiten gebe, kommt immer darauf hinaus, zu sagen, dass es genug Dinge gebe, die man nicht recht zu brauchen wisse und vermöge, aber zu wenige, die eigentlich wirksam zu machen seien.

Vielleicht ist das einzige Productionshinderniss in die zu geringe Leistungsfähigkeit der menschlichen Arbeitskraft zu setzen. Auch dieser Gedanke wird ausgesprochen: Wenn nur die menschliche Arbeitskraft verbessert und vervielfältigt werden könnte, so müsste es gelingen, alle Wünsche zu befriedigen, da alle übrigen Güter sonst in ausreichender Menge vorhanden wären; an der Arbeitsgüte und Menge allein mangelte es also. Der Gedanke hat etwas Verlockendes, er muss aber dennoch zurückgewiesen werden. Die Arbeit ist dadurch vor allen Gütern ausgezeichnet, dass sie allein allen Productionen gemeinsam ist. Während die Vermehrung der übrigen Güter nur partiell, je in einzelnen Productionszweigen eine Erweiterung gestattete, käme die Vermehrung der verfügbaren Arbeitskraft universell allen Productionen zu Gute. Weil die Arbeit die gemeinsame Beigabe aller Productionen ist, so folgt aus ihrer Vermehrung mit einem Schlage die Vermehrung in allen Dingen. Um die gleiche Folge von der Grundlage der stofflichen

Productionselemente zu denken, die kaum übersehbar mannigfach sind, braucht es grösseren Verständnisses der Bedingungen der Wirthschaft, klareren Ueberblicks und eines geübteren Kopfes. Die geringe Leistungsfähigkeit der Arbeit ist die am leichtesten zu denkende der denkbaren Erklärungen der geringen Ergiebigkeit der Production, und mit einem üblichen Denkfehler nennt man die leichter zu denkende Ursache die Ursache schlechthin.

Die menschliche Arbeit ist noch durch ein anderes Merkmal vor den übrigen Productionsmitteln ausgezeichnet Während uns der Verbrauch solcher sachlicher Güter, die im Ueberflusse vorhanden sind und auch nach dem Verbrauche vorhanden bleiben, gleichgiltig lässt, lässt uns der Verbrauch persönlicher Arbeitskraft nie gleichgiltig, ob sie für ihren Dienst zu gross oder gering sein mag. Das blosse Leisten einer Arbeit berührt den Arbeiter als ein wichtiges Geschehniss. Ist nicht in diesem Umstande ein Erklärungsgrund dafür zu finden, dass mit der Arbeit und den Producten, an deren Hervorbringung sie mitbetheiligt ist, d. i. mit allen Producten gewirthschaftet wird? Können also nicht Güter, ohne Rücksicht auf ihr Mengen-Verhältniss, bloss wegen der mitverbundenen Arbeitsleistung, Objecte der Wirthschaft werden?

In der That, es ist möglich. Die Arbeit kann Gegenstand der Wirthschaft werden, auch wo sie im Ueberflusse verfügbar ist; in Folge dessen können auch die Producte, an deren Hervorbringung die Arbeit mitbetheiligt ist — Arbeitsproducte, wie wir sie gewöhnlich kurz und falsch nennen — unter Umständen abgesehen von ihrem Mengenverhältnisse Gegenstände der Wirthschaft werden. Wenn ich sage, es könne so sein, so meine ich zunächst, dass der Fall denkbar sei; es ist etwas im Charakter der Arbeit, was die Folgerung zulässt. Ich meine überdies, dass sich der Fall auch ereigne. Er ereignet sich häufiger in Epochen unentwickelter Wirthschaft, und er ereignet sich, wenn auch seltener und auf enge Wirkungssphären beschränkt, in Epochen hochentwickelter Wirthschaft. In Lagen, wie sie jetzt in den cultivirten Ländern sich finden, gebricht es für das grosse Ganze der Wirthschaft an Arbeitskräften, wie

es an den meisten Productivmitteln gebricht, und hier wird die Fähigkeit der Arbeit, aus sich heraus ein Gegenstand der Wirthschaft zu werden, für das grosse Ganze der Wirthschaft nicht mehr praktisch, weil ihre Wirkungen von den viel grösseren Wirkungen, die die Knappheit an Arbeitskräften hervorbringt, überboten und gleichsam verschlungen werden. Bei uns ist die Arbeit in der Hauptsache nicht wegen ihres persönlichen Charakters, sondern wegen ihrer zu geringen Menge ein wirthschaftliches Gut.

Es möge gestattet sein, den genaueren Beweis für diese Behauptung auf einen späteren Punkt der Untersuchung aufzuschieben. Dieselbe Frage, welche in Hinsicht auf die Beziehung zwischen Arbeit und Wirthschaft aufgeworfen wird, wird auch in Hinsicht auf die Beziehung zwischen Arbeit und Werth aufgeworfen. Dort werden wir sie, zur ihrer Lösung besser vorbereitet, wieder aufnehmen können. Für jetzt möge es genügen, die eine Thatsache zu verzeichnen, dass in einem solchen Stande der Wirthschaft, wie er sich bei uns findet, die Menge der verfügbaren Arbeitskräfte im grossen Ganzen unter dem Bedarfe bleibt. Niemand wird daran zweifeln, dass die blosse Vermehrung der wirthschaftlich verfügbaren Arbeitskräfte, auch ohne Verbesserung der Geschicklichkeit, der Organisation und der Naturerkenntniss, zu einer Vermehrung des productiven Ertrages führen müsse; noch weniger wird bezweifelt werden können, dass ihre Verminderung den Ertrag schmälern müsse. Es sind nur einige Bemerkungen nothwendig, um den Sinn des Satzes vollkommen klar zu machen.

Es wurde bereits erklärt, dass manche zu wenig ergiebige Arbeitskräfte und Bruchtheile von Arbeitskräften der wirthschaftlichen Verfügung desswegen entzogen sind, weil es an den zu ihrer Befruchtung erforderlichen Zusatzgütern fehlt. Einige andere Umstände wirken in demselben Sinne, sie engen den Machtkreis der wirthschaftlichen Verfügung ein. Die Arbeitsmenge, auf deren Mitwirkung zu rechnen ist, ist im Verhältnisse zu der Menge, die im Falle der höchsten Ausnützung der Arbeitskraft ausgenützt werden könnte, fast so gering, wie nach der biblischen Parabel vom Sämann der Theil des Samens, der auf

fruchtbaren Boden fiel und hundertfältige Früchte trug, zu der ganzen Menge des Samens, mit der der Mann ausging, um sie auf seinen Acker zu säen. Ein Theil der vorhandenen Arbeitskraft geht immer auf dem Wege und auf der Suche nach Beschäftigung verloren. Ein Theil bleibt unbenützt, weil gar manche Personen, Reiche und Arme, ihre Tage in Unthätigkeit verleben. Ein Theil wird selbst von der arbeitsamen Masse der Bevölkerung der Förderung des grossen volkswirthschaftlichen Processes entzogen und zu persönlichen Zwecken der Einzelnen reservirt, er ist nicht um Geld und nicht für Fremde feil. Ein Theil endlich, welcher feilgeboten wird, wird zu einem höheren Preise angeboten, als für ihn bewilligt werden kann; man hätte für ihn Verwendung, aber keine solche, deren Ertrag die Ansprüche der Arbeiter deckte. Die Arbeiter müssen mindestens einen so hohen Lohn verlangen, dass sie leben können, und um dieser Forderung willen kann es sein, dass ihr Anbot von denen zurückgewiesen wird, die ihnen Beschäftigung geben könnten. Der nach allen Abzügen bleibende Rest der Arbeitskraft eines Volkes allein ist es, der im grossen volkswirthschaftlichen Processe verwendet wird und Früchte bringen kann. Er ist es, von dem wir behaupten, dass seine Grösse dem Bedarfe nicht genügt.

Da an jeder Production Arbeit betheiligt ist, so ist an jeder Production mindestens ein Factor betheiligt, dessen Vorrath im Verhältnisse zum Bedarfe knapp zugemessen ist.

Fünfter Satz. Ueberproduction in einzelnen Productionszweigen ist, was die natürlichen Bedingungen anlangt, möglich, aber sie ist ein wirthschaftlicher Fehler. Die Anspannung gewisser einzelner Productionszweige bis zum Masse der Ansprüche und mithin die vollständige Befriedigung der an sie gewiesenen Bedürfnisse ist zwar wirthschaftlich erlaubt und geboten, aber der Druck des Mangels, der auf dem Ganzen der Production lastet, lastet auch auf ihnen.

Die Uebertreibung der Gesammtproduction über die Grenzen des Bedarfes hinaus ist technisch unmöglich, weil es an den hiezu erforderlichen Mitteln fehlt. Die Uebertreibung mancher einzelner Productionszweige, die gerade an eigenthümliche, nur ausnahmsweise vorfindliche Bedingungen gebunden sind, wie

z. B. der Production gewisser Weine, die nur in besonderen, enge abgegrenzten Lagen gedeihen, ist augenscheinlich aus demselben Grunde des Mangels an materiellen Hilfsmitteln unmöglich. Rücksichtlich der grossen Masse der Productionszweige liegen die Bedingungen etwas anders. Die Productionsbedingungen liegen derartig, dass jeder einzelne von ihnen, wenn er allein, unter Ausschluss der übrigen, mit Anstrengung aller tauglichen Hilfsmittel betrieben würde, wohl weit über die Grenzen des Bedarfes hinaus ergiebig gemacht werden könnte. Wenn die Menschen es allenthalben und von Grund aus darauf anlegen wollten, möglichst viele Schuhe zu erzeugen, so könnten sie ohne Zweifel ihren productiven Arbeiten eine solche Richtung und Ausdehnung geben, dass bei Weitem mehr Schuhe erzeugt würden, als zu verwenden wären. Dass die Menschen nicht so handeln, hat zweierlei Gründe. Einmal hätte ein solches Verfahren gar kein Motiv für sich; wo das Begehren aufhört, hört auch das Handeln auf. Dann aber hat es ein Motiv gegen sich; durch dasselbe würden die ohnedies zu schmalen Mittel für die übrigen Productionen noch mehr geschmälert. Wer alle Umstände als kluger Wirth erwägt, wird mit dem Urtheile schliessen, dass die Uebertreibung irgend eines einzelnen Productionszweiges obwohl es im trockensten Sinne des Wortes hiefür nicht an Mitteln gebricht, dennoch wegen der Unzulänglichkeit der wirthschaftlich verfügbaren Güter ausgeschlossen sei. Dieses Urtheil trifft bei jedem der hieher gehörigen Productionszweige zu, weil bei jedem mindestens ein Factor betheiligt ist, dessen Vorrath im Ganzen unter dem Bedarfe bleibt.

Hiedurch entsteht bezüglich der meisten Productionen leicht die Täuschung, als ob sie gar nicht durch materielle Schranken eingeengt wären. Bei oberflächlicher Betrachtung scheint es, als ob das Hinderniss ihrer Ausbreitung gar nicht am Können, sondern nur am Wollen läge.

Die Anspannung gewisser Productionszweige bis zum Masse der Ansprüche und bis zur vollen Befriedigung der an sie gewiesenen Bedürfnisse ist erlaubt, ja sogar geboten. Es ist unklug, einen einzelnen Productionszweig auf Kosten der

anderen über den Bedarf hinaus mit Productivmitteln zu dotiren; aber es ist nicht unklug, innerhalb der Grenzen des Bedarfes gewisse einzelne Productionszweige auf Kosten der übrigen reichen zu dotiren, im Gegentheile, es müssen wirthschaftlicher Weise Abstufungen gemacht werden. Je entbehrlicher die Producte und je kostspieliger die Erzeugung, um so mehr muss man sich der Production enthalten; je wichtiger die Producte und je geringer der Aufwand, um so näher muss der Ertrag an den Bedarf angeschlossen werden. Wenn man die Productionen ärmerer und reicherer Völker vergleicht, so mag man wohl finden, dass ein ärmeres Volk gewisse, bei den reicheren blühende Productionen allzu luxuriöser Dinge gar nicht unternimmt, dass es die Erzeugung von mittleren Qualitäten einschränkt und dass es dennoch in der Erzeugung der dringendsten Gebrauchsartikel nicht, oder nicht im gleichen Verhältnisse zurückbleibt. Während der productive Gesammtertrag allenthalben gegen den Bedarf zu gering ist, kommt es doch häufig vor, dass der Ertrag an den gröbsten Gütern den Bedarf annähernd deckt. In manchen Gegenden wird so viel von den gröbsten Sorten der Nahrungsmittel und der Kleidung erzeugt, als gewünscht wird. Ich meine nicht, dass alle Bedürfnisse an Nahrung und Kleidung befriedigt werden, aber die dringendsten Regungen dieser Bedürfnisse, das Verlangen nach so vieler und solcher Speise, dass der Hunger gestillt und die leibliche Rüstigkeit erhalten werden kann, das Verlangen nach so vielen und solchen Kleidungsstücken, dass der Körper wohl verwahrt werden kann, finden ihre Befriedigung. Die noch ungedeckten Bedürfnissregungen sind derart, dass die erzeugten Sorten ihnen der Art nach nicht gerecht werden. Man verlangt nicht nach mehr Nahrungsmitteln und Kleidungsstücken der üblichen Qualitäten, für welche man gar keine Verwendung wüsste, sondern man verlangt nach feineren Arten, die mit den ersten Forderungen der Erhaltung des Lebens, der Gesundheit und der guten Sitte zugleich die Ansprüche auf die feineren, sinnlichen wie geistigen, Genüsse erfüllen. Wie viele Leute giebt es wohl in einem reicheren Landstriche, denen mit der Verdopplung ihrer Mahlzeiten oder ihrer Werkkleider gedient

wäre? Fast Alle können sich sättigen und warm halten. Sie verlangen nach einer Aufbesserung, aber dieselbe kann nicht durch blosse Vervielfältigung der Güter, die sie gebrauchen, herbeigeführt werden. Die reicheren Volksklassen sind nicht bloss mit den gröbsten Gebrauchsartikeln, sondern mit vielen, zum Theil ziemlich feinen Genussmitteln vollauf versorgt, so dass sie für grössere Mengen der gleichen Qualitäten bei sich selber keine rechte Verwendung fänden. So ist es eine nicht geringe Reihe von Productionen, die bis zum Masse der Ansprüche derjenigen, welche überhaupt ihre Producte kaufen, mit Productionsmitteln gesättigt sind und Ertrag geben.

Dennoch stehen auch diese Productionen und diese Erträge unter dem Drucke, der auf dem Ganzen der Production und des Ertrages in Folge der Unzulänglichkeit der verfügbaren Mittel lastet Man erzeugt und besitzt nicht zu wenig, aber doch auch nicht zu viel. Man darf nichts vergeuden. Jeder unnütze Verlust beraubt entweder unmittelbar eines Mittels zur Bedürfnissbefriedigung, das man nicht ersetzen kann, oder wenn er selbst zunächst durch Wiederholung der Production gutgemacht werden könnte, so führt er die Schmälerung des ohnedies unzureichenden Vorrathes an Gütern höherer Ordnung und damit endlich einen Ausfall in irgend einem anderen Zweige der Production und der Bedürfnissbefriedigung herbei.

Die feineren Sorten nehmen zu ihrer Herstellung mehr Productivmittel in Anspruch als die gröberen, es beruht daher immer auf einem quantitativen Zurückbleiben des Güterbesitzes, wenn man sie nicht erzeugen kann. Das ärmere Volk muss auf sie verzichten, weil es zu wenig besitzt, das reichere erhält sie, weil es mehr hat. Der Reiche geniesst weder die Güter der Armen vervielfältigt, noch geniesst er zu ihnen einige andere hinzu, sondern er geniesst vom Grund aus andere Güter, dennoch kommt es von einer Vermehrung des Güterbesitzes, dass er besser geniesst. Wir wünschen die rauhen Gebrauchsgüter unserer ältesten Vorfahren nicht vervielfältigt zu besitzen; wir könnten sie gar nicht mehr als Güter anerkennen, denn wir würden nicht nur Alles vermissen, was der Bequemlichkeit dient und Gefälligkeit und Reiz gewährt, sondern wir würden

geradezu so viele Unzukömmlichkeiten von ihrem Gebrauche erleiden, dass wir uns durch sie zu Grunde richteten, statt uns zu erhalten und zu erquicken. Dennoch nennen wir unsere Vorfahren nicht bloss darin arm, wo sie zu wenige Stücke von den Gebrauchsgütern besassen, die sie überhaupt besassen, sondern mit eben demselben Rechte auch darin, wo sie genügend viele Stücke besassen, aber wegen der Art ihrer Besitzthümer an wichtigen Bedürfnissen Entbehrung erdulden oder gar sich Schaden zufügen mussten. Der noch so reichliche Besitz gewisser Arten von Gebrauchsgütern ist ein Symptom des Mangels an gehörigen und an der ausreichenden Menge von Productivgütern. Das Verlangen nach Bereicherung löst sich in letzter Linie immer in ein Verlangen nach Vermehrung der Productivgüter der bekannten Arten oder nach Hinzufügung neuer Arten auf. Der Fortschritt von der Armuth zum Reichthume ist quantitativ.

Dies sind die allgemeinen Sätze, welche über das Verhältniss zwischen dem Vorrathe und dem Bedarfe an wirthschaftlichen Gütern aufzustellen sind.

Die Klagen über die unzureichende Grösse des wirthschaftlichen Besitzes sind in Aller Munde. Es scheint nicht, dass man über dieses Thema etwas sagen könnte, was nicht schon Alle gesagt hätten, und dass man den Mangel irgendwo aufdecken könnte, wo ihn nicht schon Alle gekannt hätten. Und doch ist Beides der Fall. Die gemeine Klage geht nicht weit genug — nein, die Klage geht weit genug, aber die gemeine Meinung vermag sie nicht in allen Punkten gehörig zu formuliren, noch zu rechtfertigen. Ein Eindruck, wie von einer allgemeinen Einschränkung in allen Gütern, mit denen man wirthschaftet, ist vorhanden, und man giebt ihm nach und spricht ihn aus. Daneben sieht man in einzelnen Verhältnissen den Mangel, das Zuwenig nackt und unvermittelt, in vielen anderen verbirgt es sich unter einem Scheine von Fülle und täuscht die flüchtige Beobachtung. So entsteht ein merkwürdiger Widerspruch; es entsteht eine Ansicht, die unter Umständen alle Welt anerkennt und unter Umständen alle Welt bekämpft, die Jedermann hat und Niemand hat; ein vom Verstande nicht

begriffener Gemeinplatz des Gefühles. So konnte es geschehen, dass eine Ansicht, wie die oben erwähnte Ricardo's ohne Anstoss ausgesprochen werden durfte, der da meint, die meisten Erzeugnisse könnten in manchem Lande fast ohne bestimmbare Grenzen vermehrt werden, wenn man nur bereit sei, die nöthige Arbeit an sie zu wenden, und der — in seiner bekannten Grundrententheorie — unter den Erzeugungsmitteln den Grundstücken desshalb eine besondere Stellung zuweisen zu müssen glaubt, weil bezüglich ihrer ein natürliches Monopol bestehe.

Allenthalben, in allen Productionen, in allen Productionserzeugnissen und fast in allen Productionsmitteln sind die Menschen eingeschränkt; aber freilich befinden sie sich in keiner starren, gleichmässigen Eingeschränktheit, sondern in einer solchen, die durch äussere Zufälle veränderlich ist, noch mehr jedoch durch die Wirkung glücklicher Eingebungen und willensstarker Arbeit gemildert werden kann. Nicht nur Entdeckungen neuer Fundorte der Güter, nicht nur Erfindungen neuer Productionsweisen sind es, die die Herrschaft der Menschen über die Natur oft mit einem Schlage erstaunlich weit ausdehnen, sondern gleich grosse Erfolge gelingen auch der stillen Geschäftigkeit friedlicher Jahre, oder gelingen durch Verbesserung der gesellschaftlichen Ordnung und der wirthschaftlichen Einrichtungen, wodurch die Thatkraft freie Bahn erhält und die Unternehmungslust ermuntert wird, oder gelingen auch selbst, ohne irgend eine Veränderung der eigentlich wirthschaftlichen Bedingungen, durch einen allgemeinen Aufschwung des Lebens einer Nation, der zur Verwunderung Aller den Volksreichthum in kurzer Zeit in die Höhe schnellt. Man würde darum irren, wenn man glaubte, ein jeder Verlust an Gütern müsse ewig fühlbar bleiben. Oft entsteht zugleich mit dem Verluste und durch ihn ein Reiz zur Sparsamkeit und Thätigkeit, der sonst nicht entstanden wäre, und in Folge dessen mehr, als verloren war, wieder gewonnen wird. So mächtig aber auch der Fortschritt des Reichthums sein mag, so bleibt doch die Thatsache bestehen, dass man auch im Fortschritte eingeschränkt ist. Die ausschweifenden Gedanken werden immer zurücklenken müssen, und achtloses Gebahren wird nie erlaubt sein.

Mit den letzten Worten haben wir schon vorgegriffen, wir haben schon des Einflusses der zweiten bedeutungsvollen Bedingung des Wirthschaftens gedacht. Wir wollen sie in Kürze noch besonders besprechen.

---

## 3. ABSCHNITT.

## Die Verfügungsgewalt über die Grösse des Gütervorrathes eine weitere Bedingung des Wirthschaftens.

Der einfachste Grad der Verfügungsgewalt ist die Macht der Benützung. Manche Güter sind selbst dieser Macht entrückt; sie nützen, ohne dass man sie benützen könnte. Die Sonne spendet ihre Wohlthaten aus einer Sphäre, vor deren Anschauung der Stolz der Herrscher der Erde demüthig versinkt. Alle solchen Güter sind der Bewirthschaftung entzogen.

Das aufgestellte Erforderniss geht auf einen höheren Grad der Verfügungsgewalt. Es müssen Handlungen möglich sein, durch welche nicht bloss das Gut angeeignet, sondern durch welche ausserdem seine Quantität beeinflusst werden kann.

Wo ganz unabhängig davon, was die Menschen thun, die Menge dessen, was ihnen an Förderung und Diensten von aussen zukommt, unabänderlich festgesetzt ist, entsteht auf keinen Fall Anregung zu wirthschaftlichem Handeln, ob nun die Menge zu gross, oder ob sie zu gering sei.

Es muss in des Menschen Macht liegen, dass er durch zweckmässiges oder durch missbräuchliches Eingreifen zur Erhöhung oder Verminderung des Nutzens aus den Gütern beizutragen vermöge, erst dann erhält die Menge der Güter, die ihm zu Gebote stehen, Bedeutung. Der Gefesselte im engen, dunklen Kerker, dem Licht und Raum spärlich zugemessen ist, wird doch durch nichts dazu angetrieben, mit Licht und Raum zu wirthschaften, da nichts, was immer er auch unternähme, eines von beiden zu steigern oder zu verringern vermöchte. Wären die Bedingungen, unter welchen die Menschen die Güterdienste empfangen, allgemein von gleicher Art, wäre die Welt für die Menschen ein Kerker, in dem es an dem Dringendsten gebräche und zugleich keine Möglichkeit gegeben

wäre, die Summe des Nutzens um ein Atom zu erhöhen, noch auch zu vermindern, dann gäbe es keine Wirthschaft. So aber liegen die Bedingungen nicht. Es fehlt zwar von Natur aus an fast allen Dingen, die die Menschen begehren, und der anhaltendste Fleiss und die grösste Geschicklichkeit reichen nicht aus, um den Mangel vollends auszugleichen und einen Zustand herbeizuführen, wo kein Verlangen, auch das geringste nicht, ohne Befriedigung bliebe, aber zugleich ist doch dem Fleisse und der Geschicklichkeit Aussicht geboten, den Mangel theilweise gutzumachen, sowie immer die Gefahr besteht, dass Trägheit und Unachtsamkeit das Errungene auf's Spiel setzen. Weil es so ist, so hängt von der Art des menschlichen Verhaltens gegenüber den Gütern die Grösse des zu erlangenden Nutzens ab, und es wird eine Tendenz zu Handlungen und Unterlassungen motivirt, welche, auf die Quantitäten der Güter gerichtet, den Gütergenuss zu befördern geeignet sind.

---

## 4. ABSCHNITT.

### Die wirthschaftlichen Handlungen.

So vielerlei Gelegenheiten es giebt, um auf die Grösse der in beschränkter Menge verfügbaren Gütervorräthe Einfluss zu nehmen, so vielerlei Arten von wirthschaftlichen Handlungen giebt es.

Eine solche Gelegenheit bietet sich in aller Regel bei der Verwendung der Güter zum persönlichen Gebrauche dar — eine andere ist unter Umständen durch die Möglichkeit gegeben, Güter, welche persönlichen Gebrauch erlauben, aus solchen, die keinen erlauben, zu erzeugen — die dritte ist unter Umständen durch die Möglichkeit gegeben, Güter aus dem Besitze einer Person in den einer anderen zu übertragen.

Wie durch die Wahrnehmung des Gütermangels und durch die gleichzeitige Wahrnehmung der Möglichkeit, mittelst Erzeugung oder käuflicher Erwerbung neuer Güter dem Mangel abzuhelfen, die Tendenz zu den wirthschaftlichen Productions- und Tauschacten begründet werde, bedarf keiner weiteren Erklärung. Dagegen bedarf es einer kurzen Erklärung, wie beim Gebrauche der Güter — seien diese nun unmittelbar zur persönlichen

Bedürfnissbefriedigung, oder zur productiven Verwendung, oder zur tauschweisen Hingabe bestimmt — aus den beiden Wahrnehmungen des Mangels und der Möglichkeit, die Gütermenge zu beeinflussen, die wirthschaftliche Einrichtung des Gebrauches hervorgehe.

Die Güter werden beim Gebrauche entweder aufgezehrt und dadurch der Benützung völlig entzogen — d. h. als fertige Güter, während freilich die Güterelemente bleiben, die sich wieder neu zu Gütern bilden können — oder sie werden eine gewisse Zeit hindurch gebunden und während dieser Zeit anderen Benützungen entzogen.

Dort, wo der Vorrath den Bedarf gerade deckt, droht also die Gefahr, dass man sich durch unachtsamen Gebrauch der gebotenen Möglichkeit, allen Bedürfnissen gerecht zu werden, beraube; wobei, wenn man auch durch Production oder Kauf das ursprüngliche Verhältniss wieder herstellen könnte, man sich, durch die hiezu erforderliche Ausgabe, doch der Mittel zur Herbeiführung anderwärtiger Bedürfnissbefriedigungen beraubt hätte. Dort, wo der Vorrath unter dem Bedarfe bleibt, ist die üble Folge, dass man sich durch den einen Gebrauchsact die Mittel zu anderen entziehe, selbst bei grösster Achtsamkeit nicht zu vermeiden. Das Beste, was man durch Zurathehalten der verfügbaren Quantität erreichen kann, ist, dass man die Einbusse so weit als möglich einschränkt, indem man das Unentbehrliche und Wichtigere sichert und dem minder Wichtigen und dem Entbehrlicheren entsagt.

Daher die Regeln der Sparsamkeit: nie Gütertheile mit anderen unbenützt mitzuverwenden, soferne man die Macht hat, die zum Gebrauche erforderlichen Theile von den nicht erforderlichen zu scheiden; in jedem verwendeten Gütertheile den ganzen Inhalt auszunützen, soferne dies Sache des Willens sein kann; endlich dort, wo nicht alle, sondern nur einige der abhängigen Bedürfnissregungen befriedigt werden können, sich dahin zu entschliessen, dass man die minder wichtigen Befriedigungen sich versage und die Güter für die wichtigeren bestimme.

Die natürliche Beschaffenheit der Güter, sowie der Umgebungen, in denen sie sich befinden, bringt überdies die

Gefahr mit sich, dass sie in der Zwischenzeit von der Erwerbung bis zum Gebrauche oder von einem Gebrauche bis zum anderen ihre nützlichen Qualitäten ganz oder zum Theile einbüssen. Wo die Menge nicht überreich ist, ist schon das Verderben eines geringen Bruchtheiles ein Schaden. Es ist daher räthlich, Anstalten zur Erhaltung zu treffen, insoweit man solche zu treffen die Gewalt hat.

Während man durch die Production und den Kauf den Gütergenuss durch Vermehrung der unzureichenden Vorräthe zu erhöhen trachtet, trachtet man durch den wirthschaftlichen Gebrauch die unausweichliche Einschränkung des Gütergenusses durch sparsame Ausnützung der Vorräthe möglichst wenig drückend zu machen.

Die Acte der Sparsamkeit beim Gebrauche der Genussgüter und die Acte ihrer Erhaltung — die Acte der Erzeugung in allen ihren Formen, der Sparsamkeit bei der Verwendung der Productivgüter und der Erhaltung derselben — endlich die Acte des Kaufens, des Verkaufens und der dem Verkaufen vorhergehenden Fürsorge um die Verkaufsobjecte verfolgen alle eine gewisse Tendenz, welche sie unter einander verbindet und sie von den anderen menschlichen Willensacten charakteristisch unterscheidet, nämlich die Tendenz, gegenüber der unzulänglichen Menge der Güter die Mittel zu möglichst hoher Bedürfnissbefriedigung zu sichern; ich füge noch hinzu, in privatrechtlicher Weise zu sichern, denn es giebt einige Acte, welche dieselbe Tendenz im Wege der öffentlichen Rechtsgewalt, und einige andere, welche sie in rechtlich verbotener oder doch rechtlich nicht anerkannter, unehrenhafter Weise verfolgen. Dem besonderen Charakter entspricht ein besonderer Name. Wir nennen die Acte der angeführten vier Gruppen privatwirthschaftliche oder kurzweg wirthschaftliche Acte. Die Güter, welche sich unter den öfter erwähnten, das wirthschaftliche Streben anregenden Bedingungen befinden, heissen wirthschaftliche Güter.

Die Menschen fühlen sich in Rücksicht auf freie Güter nicht zu wirthschaftlichen Handlungen angetrieben. Was die Klugheit in Rücksicht auf dürftige und knappe Gütervorräthe

fordert, dasselbe schliesst sie in Bezug auf überreiche Vorräthe aus. Niemand kann es vernünftiger Weise beifallen, mit der Quantität der Luft, die er einathmet, aus der Besorgniss zu sparen, dass er sich nicht die für zukünftige Athemzüge erforderliche Luftmenge schmälere. Wie es thöricht wäre, mit freien Gütern beim Genusse zu sparen, wäre es thöricht, Anstalten zu treffen, um sie für den Genuss aufzubewahren, um ihre Menge durch Production zu vermehren, um sie an einen Ort zu bringen, wo sie bereits im Ueberflusse vorhanden sind, um sie bei ihren productiven Hilfeleistungen zu sparen und zu schützen, um sie zu kaufen und um sie für den Verkauf vorzubereiten. Man darf sich durch einige scheinbare Ausnahmen nicht täuschen lassen. Die Menschen sind öfters vor die Wahl gestellt, an gewissen Gütern Mangel zu leiden, oder sie im Ueberflusse zu besitzen. Wenn sie dann Anstalten treffen, um sich den Ueberfluss zu sichern, und wirthschaftliche, auf die Sicherung der Quantität abzielende Handlungen vornehmen, so ist der wahre Grund nicht der, dass sie den Ueberfluss wollen, sondern der, dass sie den Mangel fürchten. Man wird z. B. Sorge tragen, um das Austrocknen fliessender Gewässer zu verhindern, man wird kostspielige Arbeiten vornehmen, um die ungesunde Luft einer Sumpfgegend zu reinigen. Hier sind es in Wahrheit nicht freie Güter, um welche man wirthschaftlich besorgt ist. In dem ersten Beispiele ist das Gut nicht frei, da Schwankungen drohen, die es gänzlich oder fast gänzlich entziehen würden — im zweiten Falle ist das freie Element kein Gut, da es so, wie es ist, schädlich wirkt. Wo die Güter, die man wünscht, wirklich in einem gesicherten Ueberflusse vorhanden sind, dort werden sie zwar genossen und productiv verwendet, aber sie werden auf keine Weise bewirthschaftet.

Der Genuss und überhaupt die Verwendung einer Sache ist an sich kein wirthschaftlicher Act. Das Wirthschaften ist in seinem Wesen vom Geniessen und überhaupt vom freien Thun verschieden. Das Wirthschaften ist ein Sorgen, um den Genuss zu sichern, es ist ein abgezwungenes Handeln, zu dem man sich ohne Noth nicht entschlösse. Innerhalb der Pforten des Paradieses, wo Alles in Hülle und Fülle vorhanden und

jedes Begehren erreichbar gedacht wird, hört die wirthschaftliche Sorge auf.

Auch die technische Verwendung der Productivgüter als solche, ohne das wirthschaftliche Streben, wäre kein wirthschaftlicher Act. Freilich sind wir so gewohnt, die Productionshandlungen mit der Sorge um Sicherung der begehrten Güterquantitäten auszuführen, dass uns bei ihnen Handlung und Tendenz in Eins verschmelzen, und dass wir geneigt sind, das Charakteristische statt in die leitende Tendenz in das äussere Gerüste des Actes zu setzen. Es liesse sich indess ausdenken, dass die Bedingungen der Güterversorgung derart wären, dass die Menschen zwar das, was sie brauchen, nicht schon von Natur aus fertig vorfänden, aber dass es ihnen gleichwohl möglich wäre, Alles, was das angespannteste und launenhafteste Begehren nur wünschen mag, durch Production herzustellen, ohne irgend ein noch so leises Gefühl der Anstrengung und ohne irgend eine noch so ferne Gefahr, Entbehrung zu leiden, weder aus Mangel an Stoffen, noch durch die Form der Dinge, noch durch Zeit und Ort, worin man sie zur Verfügung hätte. Gesetzt, die Production wäre von dieser Art, so würde sie technisch vollkommener sein, als sie es jetzt ist, und würde doch ihr wirthschaftliches Wesen eingebüsst haben. Die Production gliche dann solchen »productiven« Arbeiten, wie sie wohl grosse Herren treiben, um sich zu zerstreuen. Man würde hämmern und schnitzen, aber ohne Furcht vor Schaden, wenn man schlecht hämmerte und schnitzte. Oder sie wäre den productiven Arbeiten eines Künstlers, der, wie ein Maler oder Bildhauer, äussere Güter verwendet, in jenem Theile zu vergleichen, in welchem das Wirthschaftliche seiner Arbeit vom Künstlerischen zurückgedrängt ist. Die Production wäre dann ein Spiel der Technik, eine Unterhaltung des Geistes, eine Beschäftigung, aber sie wäre kein wirthschaftliches Unternehmen mehr.

Am klarsten wird dieser Gedanke durch die Betrachtung derjenigen technischen Productionsacte, welche mit freien Gütern vorgenommen werden. Dieselben gleichen äusserlich den mit wirthschaftlichen Gütern vorgenommenen Acten völlig. Der Techniker hat Phänomene gleicher Art vor sich, ob er nun den

Widerstand untersucht, den das Wasser des freien Weltmeeres den Bewegungen der Schiffsschraube leistet, und in Folge dessen das Schiff vorwärts getrieben wird, oder ob er den Widerstand untersucht, vermöge dessen die Schienen einer Eisenbahn den Zug tragen und ihn gleiten machen. Das wirthschaftliche Urphänomen jedoch tritt gegenüber den freien Productivgütern nie ein. Man befährt den Ocean, aber man wirthschaftet nicht mit ihm.

---

## 5. ABSCHNITT.

## Die Wirthschaft.

Nur ein Bruchtheil der gesammten wirthschaftlichen Handlungen ist es, den man unter dem Namen und Begriff der Wirthschaft zusammenfasst. Allerdings ist es der bei Weitem grösste Theil, es ist jene Hauptmasse, die durch die äusserlichen Vorkehrungen des Haushaltes, insbesondere aber durch die der Production und des Handels auffällig und in Eins verbunden wird. Die ausserdem in unscheinbarer Gestalt verstreuten Splitter werden nicht mitgezählt. Der Begriff ist kein strenger, sondern er ist ein vulgärer Sammelbegriff, der bloss das Gebiet abgrenzt, das sich ohne Mühe abgrenzen lässt.

Solcher verstreuter wirthschaftlicher Bestrebungen ausserhalb der Wirthschaft giebt es genug. Die Augenblicke der Sammlung sind jedem innerlich Beschäftigten kostbar, man spart mit seinen eigenen Genusskräften, wie man mit den äusseren Genussmitteln spart, und man kostet seine Freuden bis zum Grunde aus, wie man die Dinge bis zur Neige ausnützt. Die innerliche Entwicklung gleicht zum Theile den Acten der Production; um zu den Zielen des Lebens zu gelangen, werden Anstrengungen gemacht, die man um ihrer selbst willen nicht auf sich nähme, wird der Fleiss angespannt, der Wille gestärkt und werden so innerliche Kräfte höherer Ordnung gewonnen, die, an sich gleichgiltig, durch die Aussicht auf ihre Früchte ihren Werth erhalten. Auch ein Austausch geistigen Lebens, wechselseitige Förderung — wie nicht minder wechselseitige egoistische Vorenthaltung — ist zu beobachten.

Der Theoretiker hat keinen Anlass, den vulgären Begriff der Wirthschaft peinlicher abzugrenzen. In der Wirthschaft

äussert sich das wirthschaftliche Streben verhältnissmässig rein und um so reiner, je ausgebildeter die Wirthschaft ist, in den anderen Gebieten ist es mit anderen Bestrebungen mannigfach vermischt und wird allenthalben von denselben überwogen. Das Verständniss der wirthschaftlichen Tendenz eröffnet darum das Verständniss der Wirthschaft, und zwar um so vollkommener, je ausgebildeter diese ist, aber es eröffnet das Verständniss der anderen menschlichen Thätigkeiten nicht, in denen ganz andere Motive die Leitung haben. Die Nothwendigkeit wissenschaftlicher Arbeitstheilung führt zu derselben Abgrenzung der Materien, für welche die gemeine Beobachtung sich entschieden hat.

Verhält es sich aber mit der wirthschaftlichen Tendenz nicht ebenso, wie mit der Wirthschaft? Ist nicht auch sie von den anderen Tendenzen, die die Menschen leiten, nur beiläufig und in der Hauptsache, aber nicht begrifflich und strenge zu unterscheiden? Oder ist nicht etwa gar die »wirthschaftliche« Tendenz die einzige Triebfeder jeder vernünftigen Handlung?

Ich glaube nicht. Selbst zugegeben, dass die utilitarische Philosophie im Recht wäre, und dass die Menschen bei all ihren Handlungen ausschliesslich von der Tendenz geleitet würden, das Nützlichste zu thun, so müsste dennoch die wirthschaftliche Tendenz als eine durch die Wahrnehmung besonderer Umstände hervorgerufene besondere Erscheinungsform dieser allgemeinen Tendenz betrachtet werden.

Die wirthschaftliche Tendenz geht darauf hinaus, möglichst hohen Nutzen durch sparsame Verwendung der eingeschränkten Gütervorräthe — der Genussgüter-, der Productions- wie der Verkaufsvorräthe — zu sichern. Um das letzte Ziel, das nach der Ansicht der Utilitarier allen menschlichen Handlungen gemeinsam ist, zu erreichen, steckt sie sich ein näheres Ziel, das auch nach dieser Ansicht ihr eigenthümlich sein muss, indem sie um der Ausnützung der Sachen willen die schonende Sachpflege gebietet. Sie fordert, dass man, um diejenigen Zwecke zu sichern, zu deren Herbeiführung man solcher Mittel bedarf, die quantitativ eingeschränkt und durch menschliches Zuthun quantitativ veränderlich sind, auch die Mittel zu Rathe halte.

Die wirthschaftlichen Handlungen unterscheiden sich daher begrifflich genau erstens von denjenigen Handlungen, bei welchen sich Mittel und Zweck überhaupt nicht vollständig scheiden lassen, sondern die Action zugleich wegen des Erfolges und wegen der Befriedigung, die in ihr selbst liegt, vorgenommen wird. Es ist für den Begriff der wirthschaftlichen Handlung nicht nothwendig, dass ein äusseres Mittel, eine Sache im strengen Sinn, verwendet werde, auch eine menschliche Action kann als Mittel, als sachlich schätzbares Werkzeug angesehen werden. Jede Arbeit hat insoweit das erste Merkmal der wirthschaftlichen Handlung an sich, jede menschliche Thätigkeit, die nicht Arbeit ist noch auch durch Vervielfachung und Erhöhung der Anstrengung Arbeit werden kann, entbehrt desselben. Die Acte der Bedürfnissbefriedigung in allen Formen von den gröbsten bis zu den edelsten, sowie alle Thätigkeiten, über die wir nicht wie über unsere Arbeitsleistungen mit Absicht auf einen selbstständigen Erfolg willkührlich und berechnend verfügen, sondern in denen sich die strebende Persönlichkeit enthüllt und entwickelt, sind nicht wirthschaftlicher Art. Das wirthschaftliche Leben eines Volkes ist nur ein Theil des Volkslebens, von demselben sondert sich ab nicht nur alle körperliche Pflege und aller Genuss, sondern auch alles innerliche Sinnen und Trachten und alles persönliche Wagen und Wirken der Einzelnen für sich wie für die Gesammtheit. Die Verzehrungsacte und Genussacte, die mit Hilfe von wirthschaftlichen Gütern vollzogen werden, sind, wie wir schon früher festgestellt haben, selbst keine wirthschaftlichen Acte, sie sind es so wenig, als die Genussacte überhaupt. Nur dadurch, dass man sie mit der Absicht, die wirthschaftlichen Genussmittel zu sparen, begleitet, wird eine wirthschaftliche Handlung constituirt; die Sparsamkeit bei der Consumtion ist das Wirthschaftliche an diesen Acten. Insoweit jedoch unterscheiden sie sich durchaus nicht von den Acten der Güterversorgung durch Production und Kauf, und es ist nicht gerechtfertigt, den Umfang der Wirthschaft auf diese letzteren einzuschränken.

Ferner sind von den wirthschaftlichen Handlungen alle diejenigen zu unterscheiden, deren Mittel entweder nicht quantitativ eingeschränkt oder nicht durch menschliches Zuthun quantitativ veränderlich sind. Solche Handlungen werden zwar in Ansehung der Mittel nüchtern berechnet, aber sie werden nicht nach dem wirthschaftlichen Princip der schonenden Sachpflege berechnet, man ist vielmehr für die Erhaltung der Mittel ganz gleichgiltig und bedenkt nichts als die Sicherung des Erfolges. Wenn die Güter plötzlich alle in überreichster Menge zur Verfügung stünden, so würden sie nach wie vor als Mittel der Bedürfnissbefriedigung verwendet werden, aber ohne dass ihnen das geringste Interesse zugewendet würde, wie dies in der That zu allen Zeiten bezüglich derjenigen Güter geschah, die im Ueberfluss vorhanden waren. Der Ausnahme, die mit Rücksicht auf die menschliche Arbeit zu machen ist, wurde weiter oben bereits gedacht.

Wenn Schäffle meint, dass die Wirthschaftlichkeit ein Universalprincip, ein über die »Stoffwechselsphäre« hinausreichendes Princip von allgemeinster Geltung sei, so mag man ihm zustimmen. Wenn er aber meint, dass sie auch als Einfachheit in der ästhetischen Darstellung, als ethisches Gebot des Masshaltens, als wirksamste Methode des Denkens und des sprachlichen Ausdruckes auftrete, wird man ihm nicht zustimmen können. Wir leiten die Regeln der Kunst, der Moral und der Logik nicht aus ökonomischen Rücksichten ab; was wir durch sie erreichen wollen, ist nicht die sparsame Einrichtung des Gebrauches unserer innerlichen Kräfte. Auch wenn sie Kürze und Einschränkung fordern, sind sie der wirthschaftlichen Regel der schonenden Sachpflege in keiner Weise an die Seite zu stellen. Diese ist eine Klugheitsregel, jene sind unmittelbare Gebote des Gefallens, des Gewissens, des Wahrheitsgefühles, die schon dadurch allein verletzt sind, wenn man sie als Klugheitsregeln ausspricht, und die man in vollkommene Verwirrung brächte, wenn man ernsthaft versuchen wollte, sie aus dem ökonomischen Principe abzuleiten, als dessen Ausfluss uns die Wirthschaftslehre die wirthschaftlichen Acte der Menschen erklärt.

# III. Hauptstück.

## Der Ursprung des Werthes.

---

### Vorbemerkung.

Der Werth, so haben wir festgestellt, ist ein menschliches Interesse, als Zustand der Güter gedacht. Die Güter sind an sich den Menschen gleichgiltig, die Güterschicksale als solche erwecken unser Interesse nicht. Nur weil die Erfahrung einen Zusammenhang zwischen den Güterschicksalen und den persönlichen Schicksalen beweist, wird den Gütern Interesse zugewendet. Die Frage nach dem Ursprung des Werthes geht dahin, dasjenige unter den mannigfachen persönlichen Interessen zu ergründen, welches der Gütervorstellung associirt wird.

Der wirthschaftliche Werth kann nur aus der Wirthschaft verstanden werden. Um zu ergründen, welches das Interesse ist, das im Verlaufe der Wirthschaft der Gütervorstellung associirt wird, muss man den Verlauf und die Ziele der Wirthschaft kennen.

Von diesen Sätzen ausgehend, haben wir die Wirthschaft untersucht. Wir haben gefunden, dass die wirthschaftlichen Handlungen auf solche Güter gerichtet werden, deren Vorrath zugleich quantitativ eingeschränkt und zugleich durch menschliches Zuthun quantitativ veränderlich ist, und dass die Absicht derselben dahin geht, durch entsprechendes Zuthun die Bedingungen eines möglichst hohen Gütergenusses zu schaffen.

Es ist zu vermuthen, dass dasjenige Interesse, welches die menschliche Thatkraft zu den auf die Güter gerichteten Handlungen anregt, auch die Quelle der Werthschätzung ist. Wie die Güter unter den öfter angegebenen Voraussetzungen um ihres Nutzens willen bewirthschaftet werden, so werden sie vermuthlich unter denselben Voraussetzungen auch um ihres Nutzens willen geschätzt.

Die Richtigkeit dieser Vermuthung zu prüfen, wird unsere nächste Aufgabe sein.

Sodann werden wir untersuchen, in wieweit die oft vorgebrachten Behauptungen richtig sind, dass der Ursprung des Werthes in der Rücksicht auf die Productionskosten, oder dass er in der Rücksicht auf die Erzeugungsarbeit liege. Dass die Rücksicht auf die Erzeugungsarbeit nicht ganz ohne Wichtigkeit sei, darauf wurden wir bereits in der Darstellung der Verhältnisse der Wirthschaft hingewiesen.

Vor Beginn der Untersuchung möchte ich noch auf einen dem Güterinteresse wesentlichen Zug aufmerksam machen.

Wenn auch nicht aus unmittelbarer Theilnahme entstanden, ist das Interesse an den Gütern, so lange es besteht, doch ein wirkliches und selbstthätiges. Es geht nicht vom Gute aus, aber wenn es ihm einmal zugekommen ist, und so lange die Ursachen, die es erzeugt haben, zu wirken fortfahren, klebt es am Gute. Wer ein Geldstück einnimmt und ausgiebt, braucht sich nicht erst zu entsinnen, auf welche Weise und wozu es ihm diene, der blosse Anblick reicht aus, um das Bewusstsein eines mit ihm verknüpften Interesses von bestimmter Grösse in aller Lebhaftigkeit wachzurufen. Ohne erst zu überlegen, entreisst es der Eigenthümer dem Diebe. Hiedurch, durch die unmittelbaren Impulse, die es giebt, beweist sich das Güterinteresse als eine wahrhaftige Erregung des Begehrens und unterscheidet es sich wesentlich von der nüchternen Anerkennung der Zweckmässigkeit, die nur den Verstand, aber nicht auch den Willen beschäftigt.

Das Interesse am Güterbesitze ist, in der ausgearteten Form der Habsucht, sogar einer solchen Steigerung fähig, dass es das Interese am Gütergenusse überwiegt und, indem alsdann das Sammeln von Gütern zur Hauptsache wird, einen Abbruch an den Befriedigungen hervorbringt.

Wenn ich von einer Erregung des Interesses spreche, meine ich natürlich nicht, dass dasselbe fortwährend gespannt und zum Ausbruch geneigt sein müsse; Niemand hat alle die Vermögensstücke, die er werthhält, fortwährend im Kopfe. Wir sagen ja auch, dass Jemand ein Wissen besitze, ohne dass wir

meinen, er bedenke es fortwährend. Wir sprechen Jemand das Wissen einer Sache dann zu, wenn wir die Erfahrung machen, dass er dasselbe immer gegenwärtig habe, so oft er es braucht. Unter dieser Voraussetzung gilt er als wissend auch in solchen Augenblicken, in denen sein Bewusstsein diesem Gegenstande nicht zugewendet ist, so dass ein Augenblicksbild seines Seelenlebens, eine Inventarisirung seiner Gedanken, wie sie gerade sind, keine Spur dieses Wissens fände. In gleicher Weise meine ich, dass ein Interesse auch dann als vorhanden ausgesagt werden dürfe, wenn es zwar in Zeiten, da es nicht aufgerufen wird, im Bewusstsein nicht nachgewiesen werden kann, aber immer dann, wenn es an der Zeit ist, sich thätig erweist.

---

## 1. ABSCHNITT.

### Die Ableitung des Werthes aus dem Nutzen.

Ein Mann reist allein in der Wüste. Dem Verschmachten nahe, findet er Wasser, zwar nur spärlich, aber doch so viel, um sich zu erquicken und neu zu beleben. Wie die meisten Menschen, liebt er das Leben — kein Zweifel, das kärgliche Gut, das er gefunden, hat für ihn Werth, es erscheint ihm kostbarer, als der köstlichste Schatz, es ist ihm so theuer, als sein Leben selbst, das ohne dasselbe verloren wäre.

Was ist hier geschehen? Das Interesse, welches ursprünglich nur der begehrten nützlichen Wirkung — der Lebenserhaltung — gilt, wird auf die erkannte Nutzursache — das an sich gleichgiltige Gut — weiter übertragen. Warum ist dies geschehen? Weil die Noth das Interesse gebieterisch aufrüttelt, indem sie die Einsicht unabweisbar macht, dass die begehrte Wirkung von der Existenz des Gutes abhänge, und weil die Erfahrung sich hinzugesellt, dass der Besitz des Gutes, auch wenn einmal gewonnen, noch nicht gesichert, sondern durch manche Zufälle fortwährend bedroht sei und darum in Acht genommen werden müsse, ja dass das eigene Benehmen ihn oft gefährde, und man daher dieses mit Besonnenheit einzurichten habe.

Eben dieselben Gründe gelten auch im reichsten Lande hinsichtlich aller wirthschaftlichen Güter und sie haben eben

dieselbe innerliche Folge. Wenn auch im reichen Lande an Stelle der Noth blosse Knappheit und Eingeschränktheit der Besitzthümer getreten ist, so reicht doch auch deren Wahrnehmung hin, um die Einsicht zu vermitteln, dass die Grösse des Genusses von der Grösse des Besitzes bedingt sei, und wenn auch die Macht, die Grösse des Besitzes, abwehrend wie vermehrend, zu beeinflussen, ausserordentlich zugenommen hat, so ist doch kein Besitz völlig gesichert, ja die zunehmende Kunst des Gütergebrauches selbst, die die wirthschaftlichen Entscheidungen zahlreicher und die Ueberlegungen schwieriger macht, treibt mehr und mehr dazu an, die Zustände der Güter zu verändern und die Beziehungen derselben zu den eigenen Interessen weiter und genauer zu verfolgen. Je entwickelter die Wirthschaft eines Landes ist, um desto mehr häufen sich die Anlässe der Interessenbewegung, desto mehr Güter findet man mit den menschlichen Geschicken in Verbindung, in desto entferntere Ordnungen der Dinge wird das Interesse hineingetragen.

Das Interesse am Güternutzen oder das Gefühl des vom Gute abhängigen Bedürfnisses giebt den Inhalt des Werthes; der sachliche Charakter des zu schätzenden Gegenstandes wahrt die Nüchternheit des Vorganges und hindert, dass das Interesse sich nicht ohne Ueberlegung aus freier Neigung zuwende; und die übrigen zum wirthschaftlichen Thatbestande wesentlichen Umstände bewirken die Ueberleitung des Interesses auf das Gut und seine Verknüpfung mit der Vorstellung des Gutes. Dies ist der Process der Werthbildung.

Die wichtigsten unter den Voraussetzungen der Werthbildung sind das mit dem Bedürfniss verbundene Interesse, die Eingeschränktheit des Vorrathes und die wirthschaftliche Verfügungsgewalt.

Das Bedürfniss und das Interesse an der Bedürfnissbefriedigung sind zwei wesentlich verschiedene Thatsachen des Inneren. Das erstere ist ein Leiden, ein passiver Zustand, das letztere ein Streben, eine thätige Regung. Bedürfen ist das Brauchen einer Befriedigung, so dass das Ausbleiben der Befriedigung unter einer stärkeren oder schwächeren Leidempfindung die Erhaltung des Organismus oder sein Gedeihen stört; Interesse haben heisst vom Bedürfnisse wissen und seine

Befriedigung wollen. Man kann ein Bedürfniss haben, ohne es zu wissen, das will sagen, ohne es von anderen Bedürfnissen zu unterscheiden und seines besonderen Gefühles sicher zu sein; die Menschen haben in der Fähigkeit, ihre Bedürfnisse zu bestimmen, so gut Fortschritte gemacht, als anderwärts, ja vielleicht die grössten und folgenreichsten Entdeckungen sind diejenigen gewesen, die im Innern der Menschen gemacht wurden, und durch welche sie zuerst von der Tiefe ihres religiösen Verlangens, von der Kraft ihrer sittlichen Gefühle, von der Innigkeit ihres Begehrens nach Poesie und Schönheit deutliche Kunde erhielten. Man kann Bedürfnisse kennen, ohne den Willen zu besitzen, ihnen gerecht zu werden; Völker, die lange in Unfreiheit geschmachtet haben, haben eine sklavische Apathie in den Regungen, um Leiden abzuwehren und Freuden zu gewinnen. Die Grösse des Interesses steht wohl bei Niemand durchaus im rechten Verhältnisse zur Grösse des Bedürfens, irgendwo begehrt Jedermann zu stark nach dem Geringeren, zu wenig nach dem Besseren; irgendwo strebt bei Jedermann das Interesse in Leidenschaft über das Bedürfniss hinaus oder bleibt in Schwäche unter demselben zurück.

Es ist das Interesse, worin der Güterwerth unmittelbar seinen Ursprung hat, das Bedürfniss ist seine entferntere Quelle. Der Process, mittelst dessen aus dem Bedürfnisse Interesse entsteht, und derjenige, mittelst dessen das Interesse auf die Güter weiter übertragen wird, sind sich nicht ähnlich, es brächte nicht Aufklärung und Nutzen, sondern Verwirrung und Schaden, das Studium beider in eine Untersuchung zu vereinigen. Wir lassen daher den internen Vorgang der ersten Interessenbildung im Dunklen und beschränken uns auf die Beobachtung der Bewegung gegen die Güter hin, welche das Interesse unter gewissen Umständen erfährt, sobald es einmal auf der Oberfläche des Bewusstseins erschienen ist.

Einer dieser Umstände, ohne welchen die Bewegung nicht eintreten würde, ist die Eingeschränktheit des Güterbesitzes.

Solche Güter, deren Vorrath den Bedarf nicht deckt oder eben nur deckt, sichern Stück für Stück die Herbeiführung von Bedürfnissbefriedigungen, die man, wenn man nicht Stück für

Stück gehörig verwendete, nicht alle erreichen könnte; der Verlust jedes einzelnen von ihnen reisst in den Vorrath eine unausfüllbare Lücke und entzieht die Möglichkeit der Herbeiführung eines gewissen Nutzens. Die wirthschaftlichen Güter sind also nicht bloss geeignete Ursachen für die Befriedigung menschlicher Bedürfnisse, sondern sie sind, und zwar bis auf jedes einzelne Stück und jede praktisch überhaupt noch in Betracht kommende Theilmenge, auch ihre ausschliessenden Ursachen oder ihre Bedingungen. Von den freien Gütern gilt das Letztere nicht. Angenommen, wir hätten unser Beispiel so gestellt, dass der Reisende, von dem wir sprachen, an einen vollen, sprudelnden Bach gekommen wäre, so wäre sein Entzücken, Wasser zu finden, nicht minder gross zu denken, trotzdem würde er dem ersten vollen Becher, den er aus dem Bache schöpft, nicht denselben Werth zuerkennen, als dem einzigen Becher, den er nach unserer früheren Annahme füllen konnte; eben aus dem Grunde, weil er nicht mehr der einzige ist. Einzelne Quantitäten von freien Gütern in der Grösse, wie sie zu den einzelnen Bedürfnissbefriedigungen bedurft werden, mögen ohne Einbusse an den Befriedigungen verloren gehen, von keiner derartigen Theilmenge, von keinem Stücke kann mit Recht behauptet werden, dass gerade diese Menge, dass gerade dieses Stück unentbehrlich sei, da der ganze Vorrath immer gross genug sein muss — andernfalls wären es nicht freie Güter — damit andere Mengen, andere Stücke an die Stelle gesetzt werden können. Es schadet nicht, dass der erste Becher verschüttet wird, wenn ich im Stande bin, sogleich einen anderen zu schöpfen.

Bei den wirthschaftlichen Gütern macht man stets die Erfahrung, dass jeder widrige Zufall, jeder Missbrauch mit einem Ausfalle an den Befriedigungen gebüsst werden müsse, bei den freien Gütern macht man nie eine solche Erfahrung. Bei den wirthschaftlichen Gütern erzeugt sich eine feste Association der Vorstellungen von Güterbesitz und Genuss, von Gütermangel und Entbehrung, bei den freien Gütern erzeugt sich diese Association nicht. Bei den wirthschaftlichen Gütern springt daher — wir fühlen alle, dass es so sein müsse —

das Interesse von den Bedürfnissen bis zu den Gütern vor, in denen die Bedürfnisse geschützt und bedroht sind, bei den freien Gütern entsteht — wir fühlen Alle, dass es mit Recht geschehe — kein Interesse um die Güter, deren Schicksale unser Schicksal unberührt lassen.

Allerdings sind freie Güter ihrer Art nach für ihre Dienste so unentbehrlich, als die wirthschaftlichen. Wenn man es auch nicht vom einzelnen Lufttheilchen behaupten kann, so kann man es doch von der ganzen Luftmasse behaupten, dass ohne sie kein Leben möglich wäre. Folgt hieraus nicht, dass gegenüber den freien Gütern im Ganzen dieselbe Bewegung des Interesses eintreten müsse, wie gegenüber den einzelnen wirthschaftlichen Gütern? Darf sich ein vernünftiger Mann der »Würdigung« der »Bedeutung« entschlagen, welche die Existenz der Luft für ihn, für das Menschengeschlecht hat? Gewiss darf er es nicht, aber es wäre ein schlimmer Irrthum, zu glauben, dass das in ihm durch eine solche Erwägung erzeugte psychische Phänomen dasselbe sei, wie dasjenige, welches durch die Sorge um die ihn umgebenden wirthschaftlichen Güter erzeugt wird. Die »Werthschätzung« der freien Güter ist durchaus speculativ, sie beschäftigt nur den kühlen Verstand, sie erschöpft sich ganz in der Betrachtung eines Gedankens, wie der, dass die Luft unentbehrlich sei, und wirkt nicht um eine Spanne weiter. Es geschieht nichts um ihretwillen, sie treibt zu keiner auf die Güter gerichteten Handlung an. Sie ist ein vor der müssigen Ueberlegung oder vor der gereizten Einbildungskraft aufsteigendes leeres Nachbild dessen, was im Geiste des wirthschaftlich besorgten Mannes ein ernsthaftes Ereigniss ist. Wenn es unseren inneren Organen doch gegeben wäre, die ursprünglichen psychischen Phänomene so leicht von den leeren Nachbildern, die sie in den Köpfen erzeugen, zu unterscheiden, als wir die sinnlich wahrgenommenen Dinge von den Traum- und Phantasiebildern der Dinge unterscheiden — aber unwillkührlich rechnen wir Alles, was innerlich vorgeht, in eine einzige Art und schreiben Allem das gleiche unwesenhafte Wesen zu. Und doch gilt der Gegensatz von Wirklichkeit und Schein auch hier. Es ist etwas Anderes, Hunger haben

und sich hungrig glauben, etwas Anderes, Gefahren bestehen und in Romanen von ihnen lesen. Die feineren Erlebnisse der Seele sind in diesem Punkte den gröberen durchaus gleich. Auch ihr Stoff, so fein er sein mag, ist immer noch dichter, als derjenige, aus dem die Erinnerungen, die Nachgefühle, die Anempfindungen, die leeren Formnachahmungen gewoben sind. Das heisse Gebet des Gläubigen ist etwas Anderes, als der trockene Lippendienst des Indifferenten, der Wille ist etwas Anderes, als die Meinung zu wollen, das Interesse ist etwas Anderes, als die Betrachtung über das Begehrenswerthe, selbst der Gedanke — wie Jeder erfährt, wenn er die ersten wirklichen Gedanken denkt — ist etwas Lebendigeres, Fühlbareres, Eigenmächtigeres, als alle Diejenigen wissen, die nur glauben, dass sie denken, und die doch einen Gedanken nur solange haben, als sie noch das Buch lesen, noch die Worte klingen hören, mit denen er ihnen mitgetheilt wurde.

Der Satz, dass die freien Güter, welche allen begehrten Nutzen geben, keinen Werth haben, indess die unzureichenden Güter, welche nicht den vollen beanspruchten Nutzen geben können, Werth besitzen, scheint paradox und ist in der That häufig so genannt worden. Bedeutet er nicht, dass dem Mehreren das mindere, dem Minderen das mehrere Lob zu spenden sei? Und folgt aus diesem Fehler des Urtheiles nicht ein Widersinn des Handelns? Müsste es, vom Standpunkte eines solchen Werthurtheiles betrachtet, nicht zu empfehlen sein, freie Güter — die keinen Werth besitzen — in wirthschaftliche — die ihn besitzen — d. h. Ueberfluss in Mangel zu verwandeln? Wäre hiedurch nicht ein unlöslicher Widerspruch zwischen dem Handeln nach dem Werth und dem Handeln nach dem Nutzen begründet?

Recht verstanden, spricht der Satz eine einfache und klare Wahrheit aus, er stellt Thatsachen fest, die sich, wenn ihre Bedingungen gegeben sind, auch im rohesten Geiste ereignen. Der Besitz von Gütern, welche Werth haben, ist nicht der vortheilhafteste Zustand der Gewalt über die Güter, die Zuerkennung des Werthes an die Güter ist nicht der Ausdruck der höchsten Zufriedenheit mit ihren Verhältnissen. Es ist vor-

theilhafter, Güter zu besitzen, welche Werth haben, statt gar keine zu besitzen; aber es ist bei Weitem am vortheilhaftesten, über freie Güter zu verfügen. Von ihnen kann man den Nutzen so frei und voll und ohne Gedanken an Einbusse und Störung geniessen, dass man sich nie um sie selber zu sorgen braucht: das heisst, dass sie keinen Werth haben. Bei den Gütern, welche knapp zugemessen sind, fühlt man sich gezwungen, über die erste ursprüngliche Regung hinaus, welche nur nach dem Güternutzen geht, den Gütern selbst Beachtung zu schenken: es wird ihnen Interesse zugewendet, sie erhalten Werth. Der Werth bedeutet das Hinzukommen der Sorge zum Genusse, es ist ein Zwang, den man in ihm fühlt, das Gleichgiltige zu schätzen, eine Einschränkung der vollen Freiheit der Neigung. Die »Sachliebe« ist eine Liebe wider Willen, die Anerkennung der »Liebenswürdigkeit der Sachen« — des Güterwerthes — ist durch eine harte Nothwendigkeit, der wir lieber nicht unterworfen wären, abgerungen.

Die andere, noch zu erwähnende Bedingung für die Zuwendung des wirthschaftlichen Interesses an die Güter ist, dass man wirthschaftliche Verfügungsgewalt über sie besitze. Die Grösse des ihnen entströmenden Nutzgehaltes muss durch menschliche Acte veränderlich sein.

Ich erinnere an das früher gebrauchte Beispiel vom Kerker, in welchem dem Gefangenen Licht und Raum spärlich und zugleich unveränderlich zugemessen sind. Wenn es allgemein so wäre, wenn allgemein ein spärlicher und unveränderlicher Stand des Gütervorrathes und der Güterdienste gegeben wäre, der durch keinen glücklichen Zufall und durch kein besonderes Verhalten zum Vortheil erhöht, aber auch durch kein Missgeschick noch durch sorglosen Missbrauch zum Schaden vermindert werden könnte, so würden die Menschen zwar in Folge des Gütermangels Entbehrungen leiden, aber sie hätten gar keinen Antrieb, an dem eisernen Vorrathe der Güter selbst Antheil zu nehmen. Sie würden gar keine Erfahrung darüber besitzen, dass ihr Schicksal mit dem der Güter zusammenhänge. Sie würden in der durch nichts erschütterten Annahme leben, dass die Güter ihnen in einer gewissen, allerdings nicht genü-

genden Zahl immer zur Verfügung stehen müssen, und würden sie daher, wenn auch aus einem anderen Grunde, ebenso gleichgiltig betrachten, als die im Ueberflusse vorhandenen Güter. Diese erwecken ihre Theilnahme aus dem Grunde nicht, weil ihre Schicksale, so lange sie nur in Ueberfülle verbleiben, die Interessen der Menschen gar nicht berühren, und jene würden die Theilnahme desswegen nicht zu erregen im Stande sein, weil sie vorausgesetzter Massen keine Veränderung zeigten, kein Schicksal hätten.

Die Voraussetzung der Unveränderlichkeit des Vorrathes trifft bei den wenigsten Gütern zu. Die Erde ist weder ein Paradies, noch ein Kerker. Die gemeine Regel ist weder Ueberfülle, noch »eherne Noth«, sondern ein mittleres Verhältniss, das vom natürlichen Mangel ausgeht, und doch den Menschen unter manchen zufälligen, fördernden und störenden, Schwankungen die Möglichkeit bietet, durch Aufmerksamkeit und Arbeit ihr Loos zu verbessern. Tausend Wege stehen dem Tüchtigen offen, das was ihm fehlt, zu erringen, was er errungen hat, zu behaupten; nach tausend Richtungen macht er Erfahrungen über Vortheile, die sich ihm eröffnen und die er ausnützen kann, wie über Gefahren, die ihm drohen und denen er vorbeugen kann. Durch Hoffnung und Furcht wird das menschliche Begehren ohne Unterlass nach dem Besitze der wirthschaftlichen Güter lüstern gemacht und lüstern erhalten, wie in der alten Fabel die Begierde des Tantalus nach den Früchten, die sich ihm verlockend nähern und, ihn täuschend, sich wieder entfernen; nur dass ihm die Götter die Macht versagen, den winkenden Zweig zu ergreifen, und dass darum seine Begierde bis zur Qual überreizt wird, während es den Menschen in Wirklichkeit gegönnt ist, durch Handeln Erfolge zu gewinnen, so dass ihr Verlangen eben nur geweckt und zu gesunder Munterkeit angeeifert wird.

Jede wirthschaftliche Ueberlegung hat etwas von der Kraft in sich, das Interesse zu einer Bewegung gegen die Güter anzuregen. Bei jeder wirthschaftlichen Ueberlegung sieht man sich in der Alternative, einen gewissen Act vorzunehmen oder ihn zu unterlassen. Indem man den Gedanken verfolgt, ihn vorzunehmen, sieht man im Geiste je nach der Natur des Actes

ein Gut entweder ins Vermögen kommen oder aus demselben scheiden, man sieht sich um ein Mittel der Bedürfnissbefriedigung bereichert, dessen Genuss man sonst entbehren müsste, oder man sieht sich eines beraubt, das man sonst geniessen könnte. Indem man den anderen Gedanken verfolgt, den Act zu unterlassen, sieht man die andere Möglichkeit vor sich, dass das Gut nicht ins Vermögen komme, oder dass es nicht aus demselben scheide, und man sieht andere Vortheile, andere Nachtheile eintreten. So erkennt man, muss man erkennen, dass mit dem Acte ein Gut, mit dem Gut ein Nutzen in Frage stehe. Durch diese Erkenntniss wird auch das Interesse aufgerüttelt und gegen die Güter hingestossen, man weiss sich nicht nur, sondern man fühlt sich auch von ihrem Besitze abhängig.

Die überzeugende Wirkung des Beispieles, das wir gegeben haben, von dem Wasservorrathe, welcher Werth hat, weil sein Besitz das Leben rettet, ruht darauf, dass wir uns der Möglichkeit bewusst sind, es könne das rettende Gut auch fehlen, und es könne, selbst nachdem es gefunden war, wieder ungenützt verderben. Wenn uns dieser Gedanke nicht im Sinne läge, und wenn überhaupt unser Sinn nicht schon durch zahllose Erfahrungen an all den Gütern, die unser Gemüth durch ihre Schwankungen in Bewegung setzen, auf ihn vorbereitet wäre, so könnten wir die Wahrheit, die durch das Beispiel bewiesen werden soll, nicht recht begreifen. »Dem Verschmachteten nahe findet er Wasser« — wir verstünden nicht sofort, was es heissen soll, ein Gut finden, falls wir nie eines gekannt hätten, welches nicht von jeher unser gewesen; und wenn wir es mit dem Verstande aufgefasst hätten, so hätten wir erst noch Mühe, mit Hilfe von entlegenen Analogien die aufregende Wirkung des überraschenden Fundes auf die Begierde nachzufühlen. Während wir, in Folge unserer Erfahrung, auf der Stelle urtheilen, so müsse es sein, das gefundene Gut müsse Werth haben, würden wir ohne diese Erfahrung, nach manchem Zweifel und des Sinnes unserer Worte nicht recht sicher, im besten Falle urtheilen, es möge wohl so sein, das Gut möge etwas wie Werth haben. Den vollen Eindruck von der überstürzenden Hast, mit

der das innen gestaute Begehren nach aussen, gegen das Gut hin, losbricht, könnten wir nie empfinden.

Es giebt manche, gleichfalls veränderliche Nutzursachen, welche unabhängig vom menschlichen Willen und durch denselben unbeeinflussbar wirken. Einige von ihnen kommen so regelmässig oder zeigen sich so sicher an, dass ihr Eintreffen, obwohl nichts gethan werden kann, um es herbeizuführen oder abzuwehren, doch in die Wirthschaftspläne mit einbezogen wird, wie z. B. der Landmann, wenn er sein Feld anbaut, auf den Regen vom Himmel hofft. Auch an solche Nutzursachen knüpft sich zweifellos ein Interesse. Der Landmann, der die wohlthätige Regenwolke nahen sieht, freut sich ihres Seins und mag wohl von ihrem Werthe sprechen. — Ferner erfahren diejenigen Güter, die in menschlicher Verfügung stehen, und durch die Aussicht auf wirthschaftlich erreichbaren Nutzen das Interesse erwecken, oft auch solche Veränderungen, die durch den Willen weder hervorzurufen noch zu leiten sind, und geben hiedurch Anlass zu einer Erregung des Begehrens nach ihnen. Wenn der Eigenthümer sein Haus von Flammen bedroht sieht, und er kann nichts, auch nicht das Geringste thun, um es zu retten, sondern muss bange abwarten, ob es erhalten bleiben oder zu Grunde gehen werde, so tritt ihm mit vollster Gewalt die Vorstellung seines Nutzens und das Verlangen nach seinem Besitze, wie im Werthe, vor die Seele. Aehnlich geschieht es auch, dass derjenige, welcher eine Sache unwiederbringlich verloren hat, ihren Werth beklagt, und dass, wer unverhofft in den Besitz von Vermögen kommt, freudig dessen Werth empfindet. Hier überall ist der unmittelbare Anlass, der das Bild des Werthes hervorruft, kein wirthschaftlicher Act, keine Ausübung der Verfügungsgewalt, sondern ein zufälliges Ereigniss, das den Gütervorrath bedroht, verkürzt oder erhöht, ohne dass menschliches Zuthun möglich wäre. Das psychische Phänomen selbst, welches hervorgerufen wird, nähert sich noch mehr, als das Interesse an Dingen, die ausser jeder Verfügungsgewalt sind, dem Phänomen des wirthschaftlichen Werthes.

Dennoch bleibt ein wichtiger Unterschied zwischen diesen beiden Fällen und dem Falle des wirthschaftlich hervorgerufenen

Werthinteresses. Es fehlt bei ihnen die Möglichkeit, dass eine Handlung vollzogen werde, welche sich auf die Nutzursache richtet, um den Nutzen zu sichern. Mit welchem Interesse immer der Landmann die vorübereilende Wolke verfolgen mag, er kann sie doch weder bannen noch locken; wie stark immer in den anderen Fällen, wie sie eben angeführt wurden, die Wichtigkeit eines Besitzthums das Gemüth bewegen mag, so ist doch die ganze Wirkung, die hervorgebracht werden kann, Schmerz oder Freude.

Dieser Unterschied ist so bedeutungsvoll, wie der zwischen einem befruchteten und einem unfruchtbaren Samen; das an die wirthschaftlichen Acte sich knüpfende Interesse ist durch die Entwicklungsfähigkeit der Wirthschaft selber entwicklungsfähig, das durch zufällige Veränderungen hervorgerufene Interesse bleibt vereinzelt, wie die Zufälle vereinzelt sind, die es hervorgerufen.

In Rücksicht auf die zufälligen Erregungen des Interesses lassen sich überhaupt kaum Regeln aufstellen, und es ist auch kaum nothwendig, sie aufzustellen, weil die Erscheinungen meist zu kurz und zu einfach sind. Der Zufall greift ein und verschwindet, ohne dass er, weil er eben Zufall ist, mit anderen Ereignissen in einen grösseren, vorauszusehenden Zusammenhang gebracht werden könnte. Der einzelne wirthschaftliche Act dagegen steht in einer uns Allen vertraut gewordenen Beziehung zu vielen anderen wirthschaftlichen Acten. Wenn ich eine Sache kaufe und einen Preis aushandle, so wird sowohl von meiner Seite, als von Seite des Verkäufers geflissentlich darauf Rücksicht genommen, dass ausser mir noch viele andere Personen kaufen und noch viele andere Personen verkaufen, ich bedenke für mich, dass ich die Sache in Verbindung mit vielen anderen, die ich schon habe oder noch zu erwerben geneigt bin, gebrauchen werde, der Verkäufer bedenkt für sich, um welchen Preis, oder mit welchem Kostenaufwande er die Sache erworben oder erzeugt habe, und dieser Preis und diese Kosten sind wieder abhängig von ungezählt vielen Productions- und Consumtionsacten einer ungezählt grossen Menge von Menschen, an einer ungezählt grossen Menge von Gütern. Die

Wirkung aller dieser Acte kommt heraus, wenn ich die eine Sache kaufe. Dasselbe wiederholt sich bei jedem wirthschaftlichen Acte, ausser in jenen seltenen Fällen, wie gerade unser Beispiel einen erzählt, die sich ganz abseits vom Verkehre ereignen; ein jeder wirthschaftliche Act rührt, weil die Wirthschaft ein grosses Ganze ist, noch die Wirkung einer grossen Anzahl anderer auf. Die Kraft, die er hat, das Interesse zu erregen, hängt also nicht von ihm allein, sondern sie hängt auch von seiner Situation innerhalb des grossen Ganzen der Wirthschaft ab.

Hierüber lassen sich, so schwer es auch sein mag, dennoch feste Regeln aufstellen, weil die Acte der Production, des Tausches und der Consumtion ihrer Anlage nach in einer festen, sinnvollen Beziehung zu einander stehen. Unter diesen zugleich auf das äusserste verwickelten und auf das tiefste eingelebten Bedingungen der Wirthschaft, insbesondere der Production und des Tausches, hat das Bild des wirthschaftlichen Werthes seine räthselhaften, ebenso stark ausgebildeten, als schwer zu deutenden Züge angenommen. Eine Reihe von eigenthümlichen Vorstellungen, eine besondere Sprache hat sich entwickelt. Hier ist eine Aufgabe, deren Lösung Nachdenken erfordert und das Nachdenken reizt. Jene Erregungen des Interesses, welche durch zufällige Ereignisse hervorgebracht werden, bieten dem Wissensdrange eine minder wichtige und eine leichtere Aufgabe. Sie stehen jede für sich, und es ist nicht schwierig, sie zu deuten. Was an ihnen wissenschaftlich erwähnenswerth ist, das ist ihr allgemeiner psychischer Aufbau, doch liegt in diesem nichts, wodurch es gerechtfertigt wäre, ihnen eine besondere Theorie zu widmen, sie gehören mit vielen anderen Erscheinungen zusammen in die allgemeine Psychologie.

In der That ist denn auch, so lange es eine Theorie des Werthes giebt, kaum jemals, mit wenigen und nicht ins Gewicht fallenden Ausnahmen, von einem anderen als dem wirthschaftlich hervorgerufenen Werthe gehandelt worden. Wie immer auch der Werth definirt wurde, so war es stets dieser eine Kreis von Erscheinungen, der den Blick der Theoretiker auf sich zog, die Erscheinungen des Interesses, die entstehen,

indem man die Güter spart und erhält, und insbesondere, indem man sie producirt und zur Production verwendet, kauft und verkauft.

Das allgemeine Gesetz der Werthbildung würde demnach etwa folgendermassen zu formuliren sein: Wenn Dinge nützlicher Wirkungen fähig sind — neben gleichgiltigen und etwa auch schädlichen — wenn ihre Menge zu den an sie gewiesenen Verwendungen nicht ausreicht, wenn sie ferner wirthschaftliche, ihre Nutzwirkung mehrende, und unwirthschaftliche, dieselbe mindernde Eingriffe der Menschen zulassen, und wenn endlich alle subjectiven Voraussetzungen zutreffen, die diese objectiven ergänzen, wenn also das Vorhandensein des Gutes, seine Nützlichkeit, sowie die übrigen äusseren Umstände erkannt sind, wenn das Bedürfniss nicht bloss unterschieden, sondern auch seine Befriedigung begehrt wird, und wenn der Wille, die wirthschaftlichen Handlungen, die sich ausführbar zeigen, vorzunehmen und die Versuchung zu den sich darbietenden unwirthschaftlichen Handlungen zurückzuweisen entschlossen ist, dann wird das Interesse von dem in Aussicht stehenden wirthschaftlichen Nutzen auf die Güter übergeleitet und das übergeleitete Interesse der Vorstellung der Güter associirt, d. h. dann erhalten die Güter wirthschaftlichen Werth.

Der Satz, dass man das als unerlässlich erkannte Mittel so werthhalten müsse als den Zweck selbst, scheint dem Verstande unabweisbar, aber er enthält doch mehr, als die ausführenden Kräfte des menschlichen Innern zu leisten vermögen. Gefühl und Wille und die Unterscheidungskraft selbst versagen endlich sogar dem energischesten Geiste, wenn er, allzuweit vom Ziele entfernt, sich den Vorbereitungen des Erfolges widmen soll. Die Einbeziehung jeder neuen, entlegeneren Productivgüterordnung in die Werthschätzung erfordert einen neuen Aufwand an Anstrengung der intellectuellen und moralischen Kräfte. Immer stärker werden die innerlichen Hindernisse der Leitung des Interesses, immer stockender wird die Bewegung, bis sie endlich völlig stille steht. Nirgends wird das Interesse bis in die letzten Keime der Dinge hineingetragen. Bei minder begabten Individuen und Völkern ist seine Ausdehnungsfähig-

keit so geringfügig, dass es sich kaum über die Linie der nächsten und gröbsten Mittel der Lebenserhaltung hinauserstreckt und selbst hier nur unvollkommen und beiläufig den Güterzwecken angepasst ist und schon durch unbeträchtliche Störungen des regelmässigen Verlaufes der Dinge in unsicheres Schwanken geräth. Der Grad der Ausdehnung, Deutlichkeit, Genauigkeit und Stetigkeit der Werthurtheile ist eines der wesentlichsten Merkmale zur Beurtheilung der Höhe der Cultur eines Volkes.

Man kann sehr häufig die ausserordentlichen Vortheile preisen hören, deren die Menschen dadurch theilhaftig werden sollen, dass sie die Gabe besitzen, ihre künftigen Bedürfnisse vorauszusehen. Dem Umstand, das man im Voraus zu wissen vermöge, was man künftighin begehren werde, sei es zu danken, dass man im Voraus, durch Production neuer Güter oder durch umsichtige Bewahrung der alten, Vorkehrungen für die Deckung der künftigen Bedürfnisse treffe. Ohne diese Gabe würde man zur Stillung des Hungers immer nur die kargen Früchte verwenden können, die die Erde freiwillig biete, und würde von der Kälte jedes Winters neu überrascht und betroffen werden.

Derlei Betrachtungen, die oft zu hören sind, theilen den Dank nicht auf gerechte Weise zu. Die Gabe der Voraussicht allein würde nichts bewirken, wenn sie nicht von der Fähigkeit begleitet würde, die künftigen Bedürfnisse auch vorauszufühlen. Die Menschen sind nicht bloss so organisirt, dass sie, durch Erfahrung belehrt, im Voraus mit einiger Wahrscheinlichkeit zu wissen vermögen, was sich künftighin in ihnen ereignen werde, sondern sie haben ausserdem ein dem vorauseilenden Wissen analoges vorauseilendes Fühlen, welches mit dem zukünftigen Grundgefühle nicht identisch, aber darum nicht weniger eine Thatsache ist. Ich sehe meinen Hunger von morgen nicht bloss voraus, sondern ich fürchte ihn auch, ich fühle ihn also, zwar nicht als körperliches Gefühl der Unannehmlichkeit und des Leidens, aber als psychische Unruhe und Unbehaglichkeit. Wenn ich heute im Zweifel wäre, ob ich morgen zu essen haben werde, würde ich, obwohl ich den morgigen Hunger noch nicht habe, doch schon von einem

dem Bedürfnisse vorauseilenden Verlangen gequält und meiner Sorglosigkeit beraubt sein. Hätte ich kein solches Verlangen, wäre das Vorauswissen meiner künftigen Schicksale mir ganz und gar gleichgiltig, so würde ich so wenig etwas zur Abwehr meines zu erwartenden Hungers unternehmen, als ich etwas zur Deckung der zukünftigen Bedürfnisse der Wilden in Afrika unternehme, von denen ich auch weiss, dass sie eintreten werden, und dass für sie kaum eine Vorsorge getroffen ist. Voraussicht und Vorsorge zusammen bilden erst den vollständigen psychischen Apparat, um Handlungen, die in die Zukunft zielen, zu motiviren. Je lebhafter das Naturell des Menschen ist, je weiter, deutlicher und sicherer die Interessen den Bedürfnissen vorauseilen, desto zweckmässiger für die Erhaltung und ihr Wohlergehen sind die Menschen eingerichtet.

Im Werthe wird das vorsorgliche Interesse an diejenige Stelle gebracht, an welcher es sich am wirksamsten äussern kann. Es wird der Vorstellung der Güter unmittelbar zugesellt und dadurch aus einem Streben, das in die Zukunft zielt und dessen Object noch nicht vorhanden ist, in ein solches verwandelt, dessen Object sinnfällig gegenwärtig ist. Der Vorgang wird versinnlicht, der Gedanke wird Körper. Wir fühlen die unser harrenden Geschicke nicht bloss voraus, sondern wir fühlen sie an den Geschicken der Güter, die wir wahrnehmen, mit. Dadurch wird die Sorge um die zukünftigen Bedürfnisse unter die Obhut der wachsten Organe, der Sinnesorgane, gestellt und für alle die Anregungen empfindlich, die wir durch dieselben unausgesetzt empfangen. Auge und Ohr und was sie sehen und hören, die Veränderungen durch Zuwachs und Wegfall, wie wir sie an den Gütern erblicken, die Nachrichten, die wir über sie vernehmen, die unmittelbarsten und gegenwärtigsten Eindrücke stehen im Dienste der Zukunft, indem sie den Gedanken an sie erwecken.

Es wäre ein Irrthum, zu behaupten, dass wir nur durch den Werth in den Stand gesetzt werden, eine vorsorgliche Wirthschaft zu führen. Das Motiv der Wirthschaft ist keineswegs, wie oft behauptet wird, erst mit dem Werth gegeben, es

wird durch ihn nur vervollkommnet. Wenn uns der Anblick der Güter ganz und gar gleichgiltig liesse, wir aber die Gaben der Voraussicht und Vorsorge besässen, so wären wir immerhin geeignet, Acte, die in die Zukunft zielen, mit den Gütern vorzunehmen, aber freilich bedürfte es hiezu jener grossen psychischen Anspannung, die nothwendig ist, um die Impulse nach entlegenen Erfolgen lebendig zu erhalten. Der grosse Nutzen der Werthvorstellung ist, dass sie eine äusserst wirksame psychische Hilfe schafft, indem sie statt der Motivirung durch die dunkleren innerlichen Regungen die Motivirung durch die Rücksicht auf die sinnfälligen und nahen Objecte der Handlung gestattet. Dadurch, dass wir die Werthvorstellung besitzen, fliesst uns am Schauplatze der Unternehmungen selbst, die zu vollziehen sind, eine Quelle von Impulsen, die durch Alles, was geschieht, neue Nahrung erhält; statt dass die Einbildungskraft und das Interesse auf die von der Wirthschaft verfolgten letzten, persönlichen Zwecke beschränkt wären und gleichsam von diesem innersten Platze das Vorterrain, auf dem sich die Güter bewegen, aus der Entfernung überschauen müssten, dringen sie vor, soweit sie noch auf Güter stossen, deren Schicksale mit den menschlichen Geschicken lebendig verbunden gefühlt werden, und bauen mit ihnen ein Vorwerk auf, einen vorgeschobenen Posten, von dem aus die ersten und entscheidenden Ereignisse näher und voller beherrscht werden können; der Schlussscene, in der Alles erfüllt werden soll, geht ein bedeutungsvolles Vorspiel voraus, in welchem Alles vorherbestimmt wird, und dem wir uns mit eben so wahrem Antheile hingeben, wie der Schlussscene selbst — wie viele Vergleichungen man auch anhäuft, man kann doch keine finden, die kräftig genug wäre, um den Eindruck wiederzugeben, den wir durch den Werth von den Gütern und Schätzen der Erde haben.

Hiemit sind die Vortheile, die der Besitz der Werthvorstellung gewährt, noch nicht erschöpft. Dadurch, dass das Interesse an der Herbeiführung des Güternutzens sich so innig mit der Vorstellung der Güter verbindet, dass es uns als äussere Erscheinung, als Güterwerth bewusst wird, erhält die Werth-

vorstellung jene Leichtigkeit und Beweglichkeit, durch welche sich die wirthschaftliche Interessenschätzung vor allen anderen Interessenschätzungen auszeichnet, in Folge deren Jedermann sein Vermögen in Gütern ungleich rascher überblickt und summirt, als alle anderen ihm werthvollen Beziehungen, in Folge deren die Acte der Vermögensschätzung von Jedermann mit ungleich geringerer Kunst der Ueberlegung und doch mit ungleich grösserer Genauigkeit vollzogen werden, als die Acte der Schätzung der anderweitigen irdischen Besitzthümer, in Folge deren eine Einigung über das Mass des Güterwerthes zwischen mehreren Personen in ungleich geringerer Zeit und mit ungleich grösserer Uebereinstimmung herbeigeführt wird, als eine Einigung in der Beurtheilung der Intensität irgend welcher anderer Interessen, kurz in Folge deren der Werth das einfache und vollkommene Instrument jeder Privatwirthschaft, jeder Volkswirthschaft geworden ist. Doch hievon werden wir an einem späteren Orte handeln.

---

## 2. ABSCHNITT.

### Die Ableitung des Werthes aus den Kosten.

Wer sich dem Werthprobleme in philosophischer Weise von allgemeinen Gesichtspunkten nähert, wird am ehesten auf die Erklärung durch den Nutzen der Güter verfallen, denn der Nutzen ist das allgemeine Attribut der Güter als Güter, und indem man von ihm ausgeht, eröffnet man die Aussicht, den Werth als eine einheitliche und allgemeine Erscheinung zu erklären.

Im einzelnen Falle indess ereignet es sich häufig, ja fast regelmässig, dass der Werth den Nutzen, wie man ihn unmittelbar vor sich hat, d. i. den Nutzen, den das zu schätzende Gut bewirkt, nicht zum Masse hat, dagegen ist es auffällig, dass er oft mit den Kosten übereinstimmt, oder dass doch eine Tendenz besteht, ihn mit denselben in Uebereinstimmung zu bringen. Es ist eine bekannte Thatsache, dass durch die Herabsetzung der Kosten meist auch der Werth der Dinge verhältnissmässig herabgemindert wird; neu erzeugte Artikel, welche aus Stoffen

hergestellt werden, die bereits anderweitig Verwendung finden, stellen sich in vielen Fällen entweder sofort oder nach einiger Zeit auf einen Werth, der ihren Kosten entspricht; und sehr häufig wird durch eine Kostenerhöhung auch der Werth erhöht. Neben der Ansicht, dass der Werth vom Nutzen komme, wird gemeinhin denn auch oft die andere Ansicht ausgesprochen und geglaubt, dass er von den Kosten herrühre. So trägt die gemeine Meinung den Keim einer zweiten Werththeorie in sich.

Dieser Keim ist auch aufgegangen. Jene Theorien, die mehr aus der Beobachtung des concreten Wirthschaftsverlaufes hervorgegangen sind, sind zumeist Kostentheorien.

Die Kostentheorien sind wieder zweifacher Art, reine Kostentheorien oder Arbeitstheorien. Die Bedeutung des Unterschiedes wird später klar werden; jetzt sprechen wir von den reinen Kostentheorien.

Die unentbehrliche Voraussetzung des Werthes, ohne welche derselbe nicht entstehen könne — so ungefähr würde in kürzester Fassung die beste Begründung lauten, die sich der Kostentheorie geben lässt — sei unter allen Umständen der Nutzen; was nicht nützlich sei, sei jedenfalls unfähig, Werth zu erhalten. Aber der Nutzen sei — wenigstens in aller Regel — kein positives, er sei nicht das constituirende Element des Werthes; in aller Regel habe kein Gut bloss um seines Nutzens willen Werth, und präge sich in der Grösse seines Werthes sein Nutzen nicht aus; in aller Regel sei es eine ganz andere Rücksicht, welche den Dingen in den Augen der Menschen Werth verleihe. Güter seien meist nur zu haben, wenn man Kosten an sie wende, unter dieser Voraussetzung aber könne man zumeist mit vollster Sicherheit darauf rechnen, sich in ihren Besitz zu setzen. In solchem Falle brauche man daher um den Nutzen, den man von ihnen erwarte, nicht besorgt zu sein, d. h. in solchem Falle vermöge die Rücksicht auf den Nutzen den Menschen kein Interesse am Güterbesitze einzuflössen. Wichtigkeit erhielten die Güter, die man besitze, erst durch die Erwägung, dass die Erhaltung ihres Besitzes die nochmalige Aufwendung der Productionskosten spare und ihr Verlust, beziehungsweise ihre Wiedergewinnung dieselbe nothwendig mache;

der wirthschaftliche Werth sei also die Bedeutung, welche die Güter dadurch erhielten, dass ihr Besitz die Aufwendung der Productionskosten erspare.

Bloss in gewissen Fällen, wann durch die Umstände die Production ausgeschlossen sei, könne die Rücksicht auf den Nutzen unmittelbar die Quelle des Werthes werden, aber diese Fälle seien nicht die Regel, sie ereigneten sich nur ab und zu. Auch komme es bei ihnen stets auf den zufälligen Umstand an, wie hoch diejenige Person, die sie betreffen, gerade nach Laune und Vermögen den Nutzen schätze, der ihr durch ein Gut gegeben würde. Hierüber sei kein allgemein giltiger und fruchtbarer Satz aufzustellen. In allen Fällen hingegen, wo das Mass des Werthes durch die Kosten bestimmt sei, sei auch ein objectiv gesichertes Mass bestimmt, welches für alle Menschen gleich gelte, und dem sie, wie auch ihre subjective Ansicht sein möge, Alle gleich unterworfen seien. So seien die Kosten das einzige Princip des Werthes, welches demselben in Wahrheit ein Gesetz gebe.

Das hier entwickelte Werthprincip hat in der That den Anschein eines selbstständigen Principes, welches mit dem des Nutzens nicht zusammenfällt. Es sind unzweifelhaft zwei verschiedene Rücksichten, wenn der Lahme seine Krücke nach dem Nutzen schätzt, den er von ihrem Gebrauche erhalten kann, und wenn er sie nach den Kosten schätzt, die ihre Erzeugung beansprucht. Indem die Güter Nutzen gewähren, zeigen sie sich den Menschen freundlich; indem sie den Nutzen nur unter der erschwerenden Bedingung zukommen lassen, dass ein Aufwand von Kosten gemacht werde, zeigen sie sich widrig. Viele Schriftsteller waren der Meinung, dass in diesem Gegensatz der Ursprung des von ihnen behaupteten Gegensatzes zwischen Werth und Nutzen zu finden sei, welcher ihnen unbegreiflich schien, so lange sie versuchten, den Werth geradezu aus dem Nutzen abzuleiten.

Wenn nun aber gefragt wird, welches Interesse eigentlich die Menschen daran haben, Kosten zu sparen? Welches Interesse von den Kosten auf die Güter übergeleitet werde? Vor dieser einfachen Frage, die nicht zu umgehen ist, hält die Kosten-

theorie nicht Stand. Es ist augenscheinlich, dass das Interesse an den Kosten selbst wieder von einem Interesse am Nutzen der Güter abgeleitet ist.

Die Menschen besitzen fast von allen Productivgütern nur beschränkte, dem Bedarf nicht genügende Vorräthe. Wie schon früher gezeigt wurde, mag es wohl möglich sein, irgend ein einzelnes Product, wenn es verloren oder zu Grunde gegangen ist, wieder zu ersetzen, oder selbst einen einzelnen Productionszweig durch die Zuleitung aller für ihn verwendbaren Productivgüter vollauf zu sättigen, aber jeder Nutzen, den man auf diese Weise irgendwo gewinnt, wird anderswo entzogen. In fast allen Arten der Productivgüter — mit Ausnahme sehr weniger — ist jedes einzelne verfügbare Stück und jede praktisch verwendbare Quantität die Bedingung irgend eines Nutzens der sonst nicht erreicht werden könnte. Dadurch erhalten die Productivgüter Werth.

In den Kosten wird die Rücksicht auf den Werth der Productivgüter in einer besonderen Weise erfasst; wir werden später hierüber ausführlich zu handeln haben, für jetzt genügen wenige Bemerkungen.

»Eine Production erfordert Kosten« heisst so viel, dass dieselbe Productivgüter in Anspruch nimmt, welche auch als Mittel zu anderweitigem Nutzen Werth haben, und dass man daher durch dieselbe eine Einbusse an anderweitigem Nutzen erleidet. Bei einer Production auf die Kosten Rücksicht nehmen heisst sie dergestalt einrichten, dass der Werth der Productivgüter, wie er aus den gerade in Frage stehenden und zugleich aus ihren anderweitigen Verwendungen hervorgeht, gewahrt bleibe. Eine Production deckt die Kosten, wenn der Werth der Producte den aus all ihren Verwendungen hervorgehenden Werth der Productivgüter vergilt; sie überschreitet die Kosten, wenn dies nicht der Fall ist. Die Productionskosten sind, kurz gesagt, die wirthschaftlichen Productivgüter, mit Rücksicht auf ihren im Ganzen festgestellten Werth geschätzt.

Ausser der Rücksicht auf den Nutzen ist in der Rücksicht auf die Kosten keinerlei andere mehr enthalten. Wenn man das Interesse am Nutzen der Productivgüter abzieht, so bleibt keines

mehr übrig. Niemand hat bloss um des Sparens willen die Absicht, Kosten zu sparen, Niemand hat ein Interesse daran, dass Holz, Kohle, Eisen erhalten werden, bloss damit sie erhalten seien, immer ist es in irgend einer Weise die Rücksicht auf früheren oder späteren Nutzen, die es wünschenswerth macht, dass sie erhalten bleiben. Nur für die Arbeit als Productivgut gilt eine Ausnahme, auf die wir unten bei Besprechung der Arbeitstheorie noch zu sprechen kommen werden. Weil die Aufwendung von Kosten eine Entziehung von Nutzen bedeutet, desswegen allein ist sie ein Opfer, daher spricht man bei ihnen von einem Aufwande, und von da haben die Kosten ihren Namen. Wäre dieses Opfer an Nutzen mit dem Kostenaufwande nicht verbunden, dann wäre er eine höchst gleichgiltige Sache, an der Niemand Interesse hätte, und aus welcher keinerlei Interesse abgeleitet werden könnte.

Wie die Kosten allein durch ihre Nutzbarkeit wirthschaftlich etwas sind, so sind sie auch nur durch dieselbe einheitlich und gegen einander messbar. Ein Arbeitstag, ein Centner Kohle, eine Klafter Holz lassen sich einzig mit Rücksicht auf ihren Nutzen vergleichen. Wenn man diese Rücksicht wegnimmt, so hat man vor sich Quantitäten disparater Dinge, nach Zeit, Gewicht oder Raum gemessen, die durch keine Bemühung auf eine Einheit zu bringen und vergleichbar zu machen wären. Von Grösse der Kosten zu sprechen, hat nur dann einen Sinn, wenn man die Kosten nach ihrem Nutzwerthe misst. Kosten ohne Rücksicht auf den Nutzen bloss als irgendwie bemessene Mengen von Productivgütern aufgefasst, lassen keine gemeinsame Grössenbestimmung, kein Mehr oder Weniger, kein Abschätzen gegen einander, noch gegen den Nutzen oder die Bedürfnissbefriedigung zu. Wer wollte das Exempel lösen, was »mehr« sei, ein halber Centner Stahl, oder das Gefühl der Sicherheit, das der Besitz einer guten Rüstung verleiht?

Wenn auch die Kosten, vom Werthe losgelöst, nichts sind, so sind sie doch mit ihrem Werthe und durch ihn wirthschaftlich hochbedeutende Thatsachen. Es wächst ebenso natürlich aus der Anlage der menschlichen Natur hervor, als es den Zwecken der Wirthschaft praktisch förderlich ist, dass die Rück-

sichten auf den actuellen und den anderweitigen Nutzen aus den Productivgütern, die man verwendet, einander jeweils gegenübergestellt und unter sich abgewogen werden. Es ist ferner sehr erwünscht, dass man für die Rücksicht auf den anderweitigen Werth der Productivgüter den kurzen und bezeichnenden Namen der Kosten gefunden hat. Selbst wenn man gemeinhin die Rücksicht auf die Kosten als etwas Selbstständiges hinstellt, so mag das angehen, da man es ja nicht in der Absicht auf eine endgiltige Erklärung thut. In der That gebührt der Tendenz, Kosten zu sparen, relative Selbstständigkeit in demselben Sinne, wie der Tendenz, den Werth zu wahren, die ja auch wieder aus der Rücksicht auf den Güternutzen abgeleitet ist, und wie der Rücksicht auf den Güternutzen, die nur eine Seite der allgemeinen Rücksicht auf das den Menschen Nutzbringende ist. Wenn man denken und sprechen will, muss man auch sondern und sich beschränken.

Ganz anders aber stellt sich die Sache für den Theoretiker. Der Theoretiker muss wohl darauf achten, dass er die Grenzlinie seiner wissenschaftlichen Aufgabe auch wirklich an den natürlichen Grenzen der Materie ziehe, und da ist es offenbar, dass er das Nachdenken über den Werth nicht gerade an dem Punkte einstellen darf, wenn er zu den Kosten gelangt, sondern dass er vielmehr hier seine Arbeit noch fortsetzen muss, indem es bei keiner anderen Untersuchung, als bei der über den Werth wieder möglich ist, das Wesen der Kosten zu erklären. Wenn man bei dieser Untersuchung die Kosten als letztes Princip gelten lässt, so erklärt man den Werth durch die Berufung auf eine Thatsache, die in keiner andern Wissenschaft mehr untersucht und die daher, wie man erkennen muss, unerklärt gelassen wird. Wer aber gar nicht wissen sollte, dass der Begriff der Kosten, den er, der gemeinen Anschauung folgend, benützt, noch einer Erklärung bedürfe, der würde sich freilich eines weit schlimmeren Fehlers schuldig machen. Er überträgt einfach den Lebensbegriff der Kosten, bei welchem der Werth selber mit vorgestellt ist, in die Wissenschaft, um ihn zur Erklärung des Werthes zu verwenden. Er gelangt also nicht bloss nicht zum Ende, sondern er täuscht sich noch überdies, dass er zum Ende gelangt sei, während er

bloss durch einen Zirkel wieder zu dem Probleme zurückgekehrt ist, das zu erklären er sich vorgesetzt hat.

Damit, dass der Begriff der Kosten selbst wieder auf den Nutzwerth und also auf die subjective Schätzung des Nutzens nach der Wichtigkeit der Bedürfnissbefriedigungen zurückgeführt wurde, fällt natürlich auch die Betrachtung, durch welche man einen Gegensatz zwischen der Gesetzmässigkeit desjenigen Werthes, der sich auf die Kosten stützt, und dessen, der sich auf den Nutzen stützt, finden wollte. In beiden Fällen herrscht schliesslich dasselbe Gesetz des Begehrens.

Wir werden übrigens auf diesen Gegenstand noch zurückkommen.

---

## 3. ABSCHNITT.

## Die Ableitung des Werthes aus der Arbeit.

Es ist zweierlei, zu fragen, ob die Güter desswegen und allein desswegen unser Interesse auf sich ziehen, weil ihre Herstellung Arbeit kostet, und zu fragen, ob der Umstand, dass Jemand die Arbeit geleistet hat, die zur Herstellung eines Erzeugnisses nothwendig war, ihm den alleinigen Anspruch auf das Eigenthum und den Genuss des Erzeugnisses gebe.

Es ist also zweierlei, zu fragen, ob der Werth der Erzeugnisse von der productiven Arbeit bestimmt werde, und zu fragen, welche Vergeltung der productiven Arbeit gebühre.

Die erste Frage betrifft den Ursprung des Werthes; sie kann auch für die Wirthschaft eines Robinson gestellt werden. Die zweite Frage betrifft die Grundsätze der Einkommensvertheilung; sie kann nur aufgeworfen werden, wenn mehrere Personen nach denselben Gütern verlangen, und hat im Geiste eines Robinson keinen Sinn.

Wer den Ursprung des Werthes untersucht, trachtet nach der Erkenntniss eines Gesetzes der Interessenbildung. Wer die Grundsätze der Einkommensvertheilung untersucht, ruft die Entscheidung des Rechtsgefühles und der Sittlichkeit an, für welche bei der ersteren Untersuchung kein Stoff gegeben ist.

Diese Unterscheidung ist nicht immer strenge vollzogen worden. Nicht bloss verblendete Parteigänger, sondern auch Personen von den wohlmeinendsten Absichten haben es sehr häufig nicht vermocht, beide Gesichtspunkte aus einander zu halten, und haben, von einem hohen sittlichen Gefühle verleitet, die richtige Empfindung für die Wahrheit verloren.

Wir, die wir nur den Ursprung des Werthes zu untersuchen haben, stellen uns, ohne alle Nebenrücksichten, nur die eine Frage: Kann darin, dass die Güter Arbeit kosten, ein Erklärungsgrund für die Thatsache der Werthschätzung gefunden werden?

Ohne Zweifel kann die Erinnerung an die Arbeit, die ich an eine Sache gesetzt habe, unter Umständen die Quelle eines gewissen Affectionswerthes sein. Die glücklichen Gefühle der Regsamkeit, des Fleisses, der geistigen und leiblichen Kraft, der Besiegung von Schwierigkeiten, der Ruhe nach vollbrachtem Werk, der Freude am Errungenen heften sich bei günstigen Umständen an das Erzeugniss unserer Hände und unseres Geistes und gewähren Befriedigung, solange wir dasselbe besitzen. Aber diese Gefühle, was sind sie im Vergleich zu den starken Lebensgefühlen, die von den Gütern erwachen? Sie sind fast Luxusgefühle, und das, was sie zu dem sonst begründeten Güterinteresse hinzufügen, wiegt im Ganzen doch nur gering.

In der That ist die Grundidee der Arbeitstheorie von anderswoher genommen. Unser Interesse, das im Ganzen nur wenig beeinflusst wird durch die Rücksicht auf die Arbeit, die die Erwerbung der Güter gekostet hat, wird ziemlich stark betroffen oder kann doch ziemlich stark betroffen werden durch die Rücksicht auf die Arbeit, die im Falle des Verlustes die Wiedererwerbung kosten würde.

Die bekannteste Formulirung dieses Gedankens findet sich in einer Stelle des Adam Smith, mit deren Berufung auch Ricardo die Entwicklung seines Systems einleitet. »Der wahre Preis eines jeden Dinges,« schreibt Adam Smith, »das, was jedes Ding dem, der es zu erwerben sucht, in Wahrheit kostet, ist die mit seiner Erwerbung verbundene Mühe und Beschwerlichkeit. Was jedes Ding dem, der es erworben hat und der über dasselbe verfügen oder es gegen ein anderes austauschen will, in Wahrheit werth

ist, ist die Mühe und Beschwerlichkeit, die es ihm ersparen und auf andere Leute abwälzen kann.«

Wenn wir diesen Gedanken, der in Rücksicht auf den Tauschwerth und die Preise gedacht ist, in seinem allgemeinsten Gehalte darstellen und ganz in unsere subjectivistische Sprache übersetzen, so gelangen wir zu folgender Schlussreihe: Die Menschen scheuen die mit der Arbeit verbundene Mühe und Beschwerlichkeit; die persönliche Hervorbringung der wirthschaftlichen Güter bürdet eine gewisse Mühe und Beschwerlichkeit auf, der Besitz solcher Güter erspart dieselbe; daher wird den Menschen, falls sie solche Güter haben, deren Besitz wichtig, man überträgt auf sie jenes Interesse, das man eben hat, Mühe und Beschwerlichkeit zu vermeiden. Der wirthschaftliche Werth wäre also die Bedeutung, welche die Güter dadurch erlangen, dass ihr Besitz die zur Wiedererwerbung nothwendige Arbeit erspart.

Der Schluss von der Arbeit auf den Werth ist, wie man sieht, derselbe, den wir auch von den Kosten auf den Werth gemacht haben. Die Arbeitstheorie ist eine umgestaltete Kostentheorie Sie giebt dem allgemeinen Kostenbegriff einen besonderen Inhalt, sie bezeichnet das Opfer, welches mit dem Kostenaufwand gebracht wird, näher, als ein Arbeitsopfer und damit, wie Adam Smith an einer anderen Stelle sagt, als ein Opfer an Ruhe, Freiheit und Glück.

Die Umgestaltung betrifft gerade den für unsere Polemik wichtigsten Punkt. Wir haben die Kostentheorie als unbefriedigend erkannt, weil sie, um das Güterinteresse zu erklären, ein den Gütern zugewendetes Interesse voraussetzt, die Arbeitstheorie dagegen nennt, um den Werth zu erklären, ein Interesse, welches unabhängig vom Werthe besteht und verständlich ist. Das Interesse, mit der Arbeit wegen ihrer Beschwerlichkeit zu sparen, ist ein so wichtiges und wahrhaftes Interesse der Menschen, als dasjenige, welches sie an der Sicherung ihrer Bedürfnissbefriedigungen haben. Die Arbeit ist ein Segen, aber sie bedrückt auch; das Unlustgefühl der Arbeitsmühe ist nur das Symptom des Verbrauches organischer Lebenskräfte durch die physiologischen Einwirkungen der Arbeit. Wenn Arbeitsscheu mit Recht als ein Laster gilt, so gilt Arbeitssparsamkeit mit Recht als eine Tugend, wie die Genusssucht

ein Laster und das wirthschaftliche Streben des Hausvaters nach Vermehrung des Einkommens und der Hausmutter nach kluger Verwendung desselben stets gepriesene Bürgertugenden sind.

Die Entscheidung darüber, in wie weit die Menschen bei der Schätzung der Güter der Rücksicht auf den Nutzen, und in wie weit sie der Rücksicht auf die Arbeit Einfluss geben, wird sehr erleichtert durch die unabweisbare Erkenntniss, dass ein und dasselbe Gut nicht zugleich aus beiden Rücksichten, sondern nur entweder aus der einen oder aus der anderen Werth empfangen könne.

Die Voraussetzungen beider Schätzungen schliessen sich aus. Die Schätzung eines Gutes auf Grund des durch dasselbe gesicherten Nutzens ruht, wie wir gezeigt haben, auf der Voraussetzung, dass das Gut letztlich durch kein anderes ersetzbar sei; die Production muss, Mangels der erforderlichen Mittel, endlich, und zwar noch innerhalb der Grenzen des Bedarfes, unwiederholbar sein. Die Schätzung eines Gutes auf Grund der durch seinen Besitz ersparten Arbeit ruht dagegen auf der Voraussetzung der Wiederholbarkeit der Erzeugungsarbeit; die Wiedererwerbung muss, so weit der Bedarf reicht, immer möglich sein, sonst könnte ja die mit derselben verbundene Arbeitsmühe nicht in Frage kommen. Mit anderen Worten, man schätzt die Güter nach dem Nutzen, wenn man fürchtet, mit ihrem Verluste auch ihren Nutzen zu verlieren, man schätzt sie nach der Arbeitsplage, wenn man fürchtet, mit ihrer Wiedererzeugung auch die Arbeitsplage wieder auf sich nehmen zu müssen. Hier sind zwei Gefahren, die nicht zugleich drohen können. Die schlimmste Folge, die eintreten kann, ist entweder Entgang des Nutzens oder erneute Plage. Man kann vernünftigerweise nicht zugleich besorgen, einen Nutzen unwiederbringlich verloren zu haben und die Anstrengung wiederholen zu müssen, die es kostet, um ihn von Neuem zu sichern.

Die Entscheidung ist daher folgendermassen zu fällen: Menschen, welche sich in solchen Wirthschaftszuständen befinden, dass sie über mehr Arbeitskraft verfügen, als sie productiv verwenden können, werden die Erzeugnisse der Arbeit

— wenn wir nämlich voraussetzen, dass andere mitwirkende Productionsfactoren nicht in Betracht kommen — mit Rücksicht auf die Arbeitsmühe schätzen, die ihr Besitz erspart, Menschen, deren Arbeitskraft für die begehrten Productivdienste nicht ausreicht, werden sie nach dem von ihrem Besitze abhängigen Nutzen schätzen.

Die ersteren Zustände sind die barbarischer, die letzteren die civilisirter Völker.

Indianer, die in reichen Jagdgebieten wohnen, die mit Vorräthen gut versehen sind, und die, wenn sie nur die Anstrengung der Jagd auf sich nehmen wollen, fast mit Gewissheit auf neue Beute rechnen dürfen, werden das Gelingen eines Jagdzuges nicht aus dem Grunde begrüssen, weil sie sich eines Nutzens versichert haben, dessen Gewinnung zweifelhaft war, sondern desswegen, weil der Erfolg der ersten Anstrengung ihnen die Aufwendung einer zweiten erspart; sie werden das Misslingen nicht aus dem Grunde bedauern, weil sie nun einen Nutzen entbehren müssen, zu dessen Herbeiführung sie die Arbeitskraft nicht mehr verfügbar haben, sondern aus dem Grunde, weil sie gezwungen sind, um des Nutzens willen, den sie zu erreichen wünschen, eine neuerliche Bemühung zu machen. Sie fühlen sich durch den Besitz ihrer Arbeitsgeschicklichkeiten und ihrer Beute nicht in unserem Sinne reich, d. h. an Nutzobjecten wohlhabend, sondern sie fühlen sich durch dieselben behaglich, d. h. vor Anstrengung geschützt. Sie schätzen ihre Jägerkünste und ihren Fang nicht als Bedingungen des Genusses, sondern als Bedingungen der Ruhe. Die Grösse des Interesses, das sie den durch die Jagd gewonnenen Gütern zuwenden, hängt von dem Grade der Unlust ab, die sie fühlen, die Beschwerlichkeit der Jagd auf sich zu nehmen. Unter allen Dingen, die sie brauchen, schätzen sie diejenigen am höchsten, deren Verlust die grösste Anstrengung der Neuerzeugung nach sich zöge.

Der Fortschritt von der Barbarei zur Civilisation hat es überall mit sich gebracht, dass nicht nur der Ueberschuss an Arbeitskräften Verwendung findet, sondern dass sich an seiner Statt sogar ein Mangel an Arbeitskräften einstellt — Folge der zunehmenden Kenntnisse, Geschicklichkeit und Thatkraft

und des anwachsenden Reichthums an complementären Zusatzgütern. Wer wollte sich der Erkenntniss verschliessen, dass die civilisirten Nationen nicht über so viele Arbeitskräfte verfügen, als sie zur Bewältigung der Aufgaben der Volkswirthschaft bedürften? Man darf nur nicht von einem zufälligen und partiellen Ueberschuss auf einen Ueberschuss im Ganzen schliessen und darf überhaupt nicht solche Kräfte mitzählen, die nicht mitwägen, wie wir dies an einem früheren Orte bereits besprochen haben.

Was sollen darum jene aus anfänglichen Wirthschaftszuständen genommenen Beispiele, mit denen manche Vertreter der Arbeitstheorie die Richtigkeit ihrer Lehre zu erweisen suchen? Statt zu beweisen, widerlegen sie, sie machen klar, dass heute nicht mehr gelten kann, was damals galt. Die wirthschaftliche Schätzung der Arbeit in den barbarischen Anfangsverhältnissen kann für ihre Beurtheilung in unseren Verhältnissen eben so wenig einen Massstab geben, als die Pflege eines Forstes in einem dichtbevölkerten Lande nach dem Vorbilde des Benehmens der Ansiedler im Urwald geregelt werden kann. Damals verdarb die Arbeitskraft, wie im Urwald das Holz ungenützt verfault, wegen der fast gänzlichen Aussichtslosigkeit der wirthschaftlichen Bemühungen, die zugleich durch Trägheit, Unwissenheit und Armuth bewirkt wurde. Uns, nachdem wir Arbeitswilligkeit, Kenntnisse, Reichthum und damit die Sicherheit ungleich grösserer productiver Erfolge gewonnen haben, ist das einst vergeudete Gut der Menschenkraft kostbar geworden, wir haben es aus Gründen schätzen gelernt, die unseren Vorfahren unbegreiflich gewesen wären, und wir können die Art, wie diese es schätzten, nicht anders als belächeln.

Die Gründe, aus denen die civilisirten Nationen der Arbeit Werth zuerkennen, sind genau dieselben, aus denen den übrigen wirthschaftlichen Gütern Werth zuerkannt wird. Die Leistung eines productiven Arbeiters gilt wie jede andere wirthschaftliche Productivkraft mit Rücksicht auf die eingeschränkte Menge der verfügbaren Arbeitsleistungen als die Bedingung zur Herbeiführung eines Nutzertrages, den man ohne dieselbe entbehren

müsste. Man wendet ihr ein Interesse zu, das zunächst vom Werthe des Ertrages und in letzter Linie von dem Interesse an der abhängigen Bedürfnissbefriedigung genommen ist.

Ein Barbarenstamm in den eben beschriebenen Wirthschaftsverhältnissen würde den wirthschaftlichen Anforderungen genug thun, wenn stets der Nutzen der Arbeiten mit ihrer Mühe verglichen und diejenigen Thätigkeiten, deren Nutzen die Anstrengung nicht vergilt, ausgeschlossen würden. Nationen in vorgeschrittenen Verhältnissen müssen noch etwas mehr thun: Sie müssen überdies erwägen, ob der beabsichtigte Erfolg auch der grösste mögliche ist, und müssen eine Unternehmung nicht bloss dann als unwirthschaftlich verwerfen, wenn ihr Ertrag die Plage nicht vergilt, sondern auch dann, wenn ihre Ausführung durch Entziehung der verfügbaren Arbeitskraft eine andere Unternehmung, die grösseren Nutzen gäbe, unmöglich machen sollte. Sie führen also die Arbeit in den wirthschaftlichen Calcül mit einer Grösse ein, die die Grösse, mit welcher sie vorausgesetzter Massen von barbarischen Völkern eingeführt würde, d. i. die Grösse der Arbeitsmühe jedenfalls erreicht und häufig sehr weit übersteigt, die sie um so weiter übersteigt, je productiver die Arbeit geworden ist.

Ein Barbarenstamm in den eben beschriebenen Verhältnissen würde von dem Augenblicke an, da die Arbeit mühelos vollzogen werden könnte, vollständig aufhören, an der Aufwendung von Arbeitsleistungen wirthschaftliches Interesse zu nehmen, und daher auch aufhören, den durch Arbeit gewonnenen Gütern Werth zuzuschreiben. Anders wir in unseren Verhältnissen. Das englische Volkseinkommen könnte nicht aufhören, Werth zu besitzen, nur wenn die Arbeit, durch die es gewonnen wird, aufhören sollte, beschwerlich zu sein. Wir schätzen die Güter nicht als Bedingungen der Ruhe, sondern als Bedingungen des Genusses. Da wir die Arbeit selbst wegen des Genusses schätzen, den ihre Producte uns sichern, so behielte sie ihren Werth unverändert bei, auch nachdem sie mühelos geworden, und müsste überall, wo sie in die wirthschaftliche Berechnung einbezogen wird, mit derselben Grösse wie vorher einbezogen werden.

Hiemit ist jener Satz erwiesen, der in unserer Untersuchung über die Grundlagen der Wirthschaft aufgestellt wurde, der Satz, dass unter den Verhältnissen der modernen Volkswirthschaft die Rücksicht auf die Arbeitsmühe als Triebkraft der Wirthschaft durch die Rücksicht auf den Arbeitsnutzen überwogen und gleichsam verschlungen wird.

Nur so viel mag zugegeben werden, dass der Umstand, dass jede grössere Arbeitsverrichtung mit Mühe und Beschwerde verbunden ist, einen mittelbaren Einfluss auf die Werthschätzung der Arbeit ausüben wird. In Folge dieses Umstandes enthalten sich manche Personen, die, wie man sagt, »es nicht nöthig haben«, jeder anhaltenderen Thätigkeit, und viele andere Personen brechen die Arbeit etwas früher ab, als es wohl geschähe, falls dieselbe mühelos vollzogen werden könnte. Hiedurch wird die ohnedies unzulängliche Arbeitsmenge noch etwas mehr geschmälert und nach dem bekannten Gesetze der Werth der Arbeit etwas erhöht. Es ist denn auch eine bekannte Beobachtung, dass die Löhne solcher Arbeiten, welche unter besonderen Schwierigkeiten oder Gefahren verrichtet werden, vergleichsweise höher stehen, weil das Angebot von Arbeitern beschränkter ist. Man hat indess zu beachten, dass diese Folge dann nicht eintritt, wenn die drohenden Gefahren und Beschwerden solche sind, an die grosse Volksklassen gewöhnt sind. Solche Gefahren und Beschwerden verringern das Angebot nicht, und so kommt es oft vor, dass selbst ausserordentlich gefährliche und aufreibende Arbeiten, wie die von Matrosen, Schwärzern und Bergleuten, wenn sie nur volksthümlich sind, um die niedrigsten Löhne geleistet werden.

Was folgt aus diesen Erkenntnissen? Der Schluss ist sehr einfach: Wo die productive Arbeit ihren Werth mit Rücksicht auf den Nutzen der Producte empfängt, da steht sie in Bezug auf den Werth den übrigen wirthschaftlichen Productivgütern gleich. Sie fällt wie diese in den allgemeinen Begriff der Kosten, der zu einer Erzeugung nothwendige Aufwand an persönlicher Arbeit ist ein Theil des ganzen Kostenaufwandes. Es geht mithin so wenig an, sich unter den Verhältnissen der modernen Volkswirthschaften zur Erklärung des Werthes der Productions-

erzeugnisse auf die Arbeitskosten., als auf die Kosten überhaupt zu berufen. In der einen wie in der anderen Weise beruft man sich auf eine Thatsache, die den Werth der Erzeugnisse, d. i. eben jener Erscheinung, die man erklären will, als gegeben voraussetzt.

Trotz dieser grundsätzlichen Entscheidung ist einzuräumen, dass selbst unter höchst entwickelten Wirthschaftszuständen immer noch Situationen ziemlich häufig vorkommen, in welchen die Rücksicht auf die Arbeitsmühe der Anlass zur Werthschätzung wird. Dies ereignet sich mit den hauswirthschaftlichen Arbeiten und insbesondere mit denjenigen Thätigkeiten, die man nicht so sehr Arbeiten als Beschäftigungen nennen kann. Auch in den Stunden, da sie von den Anstrengungen des Erwerbes ausruhen, ruhen die Menschen nicht völlig. Eine grosse Reihe verschiedenartiger Thätigkeiten liegt ihnen ob, und selbst wenn sie keine Aufgabe von aussen her erhalten, so bleiben die Regsameren unter ihnen doch nicht müssig, sondern machen sich selbst zu thun. Dieser Theil der Thätigkeiten ist von der eigentlichen Erwerbsarbeit zu scheiden. Es werden hiebei Kräfte angestrengt, die dort geschont werden, und umgekehrt werden die dort angespannten Kräfte hier mehr geschont. Auch wer mit Berufsgeschäften so überbürdet ist, dass er von der Anstrengung der Arbeit leidet, hat immer noch Zeit und Willigkeit zu andern Geschäften übrig, an denen er sich wohl auch zerstreut und erholt. Es verträgt sich daher, dass, während die Arbeitskräfte, mit denen man den Erwerb sucht und am grossen Ganzen der volkswirthschaftlichen Production Antheil hat, dem Bedarfe nicht genügen, die Kräfte, welche man den übrigen Thätigkeiten zuwendet, den Bedarf decken. Ueberhaupt geht die Tendenz vieler Nebenbeschäftigungen darauf hinaus, Zeit auszufüllen; man will den Kräften, die sich eben regen, zu thun geben und befindet sich dadurch grundsätzlich einem Gleichgewichtszustande von Kraft und Wunsch nahe. Unter solchen Umständen wird wohl Jedem das Verlangen »Ich möchte diese Bemühung nicht gerne wiederholen« und der durch dasselbe erzeugte Gedanke »Diese Sache ist mir werth, weil ich nun die Plage nicht noch einmal habe« oft genug in den Sinn gekommen sein. —

— Wir sind noch nicht zu Ende. Die ausgebildete Arbeitstheorie enthält ausser dem Irrthum, der in ihrer Grundidee liegt, noch einen zweiten Irrthum in sich, der so folgenschwer, so verbreitet und trotz seiner Sonderbarkeit so verführerisch ist, dass er mit allem Nachdruck bekämpft werden muss. Er betrifft das Wesen der Kosten. Es wird sofort klar werden, wie er sich in das System der Arbeitstheorie einfügt.

Die wirthschaftlichen Productivgüter stellen sich zunächst in der Form von Arbeit, von beweglichen und von unbeweglichen Sachgütern dar. Die Arbeitstheorie will uns nun belehren, dass ein Gut, welches durch diese drei Factoren erzeugt wurde, wirthschaftlich doch nur als Arbeitserzeugniss anzusehen sei, oder dass ein solches Gut wirthschaftlich nur Arbeit koste; so lautet die weitestgehende Fassung, während andere allerdings Einschränkungen machen, die indess von geringer Tragweite sind. Durch diesen Satz erst ist das System der Arbeitstheorie vollendet. Nur wenn man in der Arbeit den ganzen Kostenaufwand erfasst, kann durch die Arbeitstheorie die ganze Wertherscheinung erklärt sein.

Der Satz, dass alle Productionskosten auf Arbeit zurückzuführen seien, gilt den Anhängern der Arbeitstheorie als eine der wichtigsten Errungenschaften der Volkswirthschaftslehre. Rodbertus führt eine Bemerkung von Kraus an, welcher sagt, dieser Satz bedeute für die sociale Wissenschaft, was die von Galilei erfundene Einheit für die Geschwindigkeit in der Physik sei. Hiemit ist am besten der hohe Grad von Befriedigung ausgedrückt, mit dem eine solche Deutung der Kosten von Männern begrüsst werden musste, denen ohne dieselbe die Kostengüter als gegen einander incommensurable Dinge erschienen, weil sie sie nicht durch die Idee des Nutzwerthes unter eine einheitliche Anschauung zu bringen vermochten.

Es würde uns zu weit führen, auf alle Voraussetzungen und Folgerungen des erwähnten Satzes einzugehen. Er ist der Ausfluss eines eigenthümlichen Systems der Nationalökonomie. Die Ricardo'sche Grundrententheorie z. B. verfolgt den Zweck, durch den Beweis, dass die Grundrente auf den Werth der Bodenerzeugnisse nicht bestimmend einwirke, sondern umgekehrt

durch denselben bestimmt werde, den Schluss zu führen, dass der Grund und Boden für die wirthschaftliche Betrachtung aus der Reihe der Kostengüter auszuscheiden sei.

Wir beschränken uns auf die Besprechung des entscheidenden Punktes. Dieser liegt in der Lehre, dass die beweglichen Capitalgüter, welche bei der Production aufgebraucht werden, wirthschaftlich als »mittelbare« Arbeit angesehen werden müssen.

Die Begründung ist im Wesentlichen die folgende: Man geht auf die Entstehung des Capitals zurück und stellt fest, dass es durch menschliche Arbeit geschaffen wurde. »Der Wilde, welcher zuerst, anstatt die Thiere, die er gefangen, zu verzehren, sie aufbehielt, um eine Heerde zu bilden, und der, welcher einige von den Körnern, die er gesammelt, aufbehielt, um sie als Samen zu verwenden, legte den Grund des Capitals«, sagt der Eine. »Der productive Sachgüteraufwand lässt sich auf eine Summe von Theilchen des Arbeitsaufwandes früherer Perioden reduciren, man kann daher alle Kosten als Arbeitskosten betrachten — allerdings nur mittelbar und unter Rückgriff auf die ganze Weltgeschichte der Menschenarbeit«, sagt ein Anderer. Das Capital ist »vorgethane Arbeit«, sagt ein Dritter, es ist »Arbeitskrystall«, »materialisirte Arbeit«, »Arbeit, die im Plusquamperfectum steht«, sagt ein Vierter.

Der geschichtliche Inhalt dieser Auseinandersetzungen mag unangefochten bleiben. Was aber die Schlussfolgerung anbelangt, so scheint mir mit derselben die äusserste noch erreichbare Grenze des Missverständnisses der Aufgabe und des Verfahrens der Wirthschaftslehre erreicht zu sein.

J. St. Mill äussert sich über die Streitfrage, ob das Capital, welches in Bodenverbesserungen angelegt wurde und dem Boden eine dauernde Vermehrung der Productivität verleiht, noch als Capital angesehen werden könne, folgendermassen: »Sobald die Ausgabe stattgefunden hat und die Bodenverbesserung beschafft ist, wird die Rente für verbesserten Boden durch dieselben Regeln bestimmt, wie für das übrige Land. . . . Die Eigenthümer sind keine Capitalisten, sondern Grundherren; sie haben ihr Capital verwendet; dieses ist zerstört. . . . Anstatt

dessen haben sie nun Boden von einem gewissen Reichthum, welcher die nämliche Rente abwirft, und zwar durch die Einwirkung der nämlichen Ursachen, als wenn der Boden von Anfang an denjenigen Grad von Fruchtbarkeit besessen hätte, welcher ihm künstlich verliehen ist.« Man kann nicht klarer urtheilen, und Mill hätte nur dasjenige, was er von dem in Grund und Boden verwandelten Capital gedacht hat, auf die in Capital verwandelte Arbeit anzuwenden gehabt, und er würde nicht mit so vielen Andern gelehrt haben, dass das Capital wirthschaftlich als »mittelbare« Arbeit anzusehen sei.

Arbeit, die sich in Capital verwandelt hat, ist nicht mehr Arbeit. Ein unzweideutiges Merkmal der lebendigen, gefühlten Arbeit fehlt ihr; ihre Leistung ist nicht mehr Anstrengung, sie ist Sache geworden. Kein oder fast kein Nationalökonom besass die Kühnheit der Consequenz, die Behauptung aufzustellen, dass für die Aufwendung »mittelbarer« Arbeit Lohn eben so wohl gebühre, als für die »unmittelbarer« Arbeit, und die Arbeiterführer, welche lehren, dass das Capital Arbeit sei, würden sehr entrüstet die Zumuthung zurückweisen, dem Capitalbesitzer für die Capitalverwendung Arbeitslohn zuzugestehen. Es ist offenbar ein Anderes, die Früchte der »angesammelten Arbeit der Väter« ohne Plage zu geniessen und im Schweisse seines Angesichtes selbst thätig zu sein.

Die Erkenntniss, dass die Ansammlung des Capitales in längst vergangenen Zeiten Arbeit gekostet habe, ist keine solche, die auf die Wirthschaftsführung und die Werthschätzung irgendwelchen Einfluss nehmen kann. Die Wirthschaft gehört der Gegenwart an; was vergangen ist, wird nur in so weit berücksichtigt, als man hieraus eine vortheilhafte Lehre für das eigene Benehmen zu ziehen vermag. Jeder wirthschaftet mit dem, was er hat; was kann es ihn kümmern, zu wissen, wie viel Arbeit die Erwerbung dessen, was er nun hat, seit Anbeginn der Geschichte gekostet; was vermöchte er beim besten Willen darüber zu erfahren, als dass sehr viel Zeit hingegangen ist sehr viel Kraft verschwendet wurde, unermesslich viel mehr, als bei ungestörtem und geradem Laufe der wirthschaftlichen Entwicklung nothwendig gewesen wäre, um auch nur das

geringfügigste Werkzeug, dessen er sich bedient, in seinen Besitz zu überliefern? Ein Pflug ist ihm am Ende ein Pflug, und mit Recht; wer will ihm zumuthen, dass er in ihm die »Weltgeschichte der Menschenarbeit« enträthseln soll, die er nicht, die Niemand enträthseln kann! In dieser Geschichte ist viel mehr plumpe Arbeit geleistet worden, als gewandte, viel mehr Kraft vergeudet, als nützlich verwendet, viel mehr zum blossen Erlernen, als zum wirklichen Erwerben verwendet, viel mehr von dem Erworbenen zerstört als erhalten worden; diese Geschichte hat sich von einem Welttheil in den anderen, von einem Volk zum anderen hin und wieder zurück gespielt, sie schien schon manchmal wie vollendet und musste wieder von Neuem begonnen werden. Niemand hat sie bisher geschrieben und die Wirthschaft müsste stillstehen, wenn sie ihrer Belehrung bedürfte.

Aber man wird entgegnen: Nicht weil die erste Erwerbung des Capitales Arbeit gekostet hat, sondern weil seine Wiedererwerbung Arbeit kosten würde, hat es Werth, und die Grösse seines Werthes richtet sich darnach, eine wie grosse Arbeit bei dem jetzigen Stande des Wissens und der Geschicklichkeit und unter der wirksamen Herrschaft einer Rechtsordnung, wie sie jetzt besteht, seine Wiedererwerbung kosten würde.

Ich antworte zurück: Niemand würde sich die Wiedererwerbung seines Capitales blosse Arbeit kosten lassen, noch kosten lassen können. Bei dem heutigen Stande des Reichthums ist man glücklicher Weise in der Lage, sich bei der Wiederherstellung der verbrauchten Capitalstheile der Hilfe der unverbrauchten zu bedienen. Nicht das roheste Werkzeug wird ohne Hilfe eines anderen Werkzeuges gemacht. Wenn die Menschheit diese Hilfe plötzlich verlöre, so würde sie, trotz der erworbenen Kenntniss und Geschicklichkeit und Rechtsordnung, so gut wie an den Beginn der Geschichte zurückgeschlagen sein. Die Capitalgüter sind ein unersetzlicher Bestandtheil unseres productiven Reichthums, ein Bestandtheil, dessen Berücksichtigung in den wirthschaftlichen Erwägungen jedes Producenten eben so unerlässlich, eben so selbstverständlich ist, wie die Berücksichtigung der mitwirkenden menschlichen Arbeitskraft. Niemand

kümmert sich, Niemand weiss es, was die Herstellung irgend eines productiven Erzeugnisses ohne Capital durch blosse Arbeit kosten würde, Jedermann wird auf eine solche Frage nur die eine Antwort haben, dass er nichts auf solche Weise herstellen werde.

Die Capitalgüter gelten praktisch als specifische Productivgüter, die je nach ihrer Leistungsfähigkeit in Combination mit manchen anderen Umständen, von denen hier zu sprechen nicht der Ort ist, geschätzt werden. Nicht als Früchte vergangener Arbeit, sondern als Keime künftigen Nutzens sind sie den Menschen wichtig. Eine kaum abschätzbare Anstrengung des Denkens wird fort und fort daran gewendet, das Interesse, das sie um ihres Nutzens willen verdienen, und von dem sie gleichsam getränkt und vollgesogen sind, abzumessen und zu reguliren. Jedermann, der an der Production Antheil hat, fühlt die Nothwendigkeit, die Capitalgüter so und nicht anders zu schätzen, ihren Werth so und nicht anders zu beurtheilen. Darf die Theorie den Werth aus einem Gesichtspunkte beurtheilen, der von Niemand getheilt wird, noch getheilt werden kann? Dann ist ihr die Lehre vom Werthe nicht mehr die Deutung von wirklichen und wahrhaftigen Vorgängen, sondern irgend etwas Anderes; nicht mehr die Erhellung der Gründe, wesshalb die Menschen an den Gütern hangen und hangen müssen, sondern irgend etwas Anderes, nicht mehr die Bestimmung der Grössen, mit welchen die Güter in die wirthschaftlichen Handlungen eingreifen und eingreifen müssen, sondern irgend etwas Anderes. Es ist nicht meine Aufgabe, zu deuten, was sie dann eigentlich sei, dies muss billig denjenigen überlassen werden, die sie in so fremdartigem Sinne behandeln.

Die Erwartung, dass es möglich sei, durch die Zurückführung der Sachkosten auf Arbeit die stoffliche Gleichartigkeit aller Kostengüter zu erweisen und dadurch zu einer einheitlichen Anschauung des Wesens der Kosten oder, wie man sich gar ausgedrückt hat, zur Erkenntniss einer einheitlichen »Werthsubstanz« zu gelangen, wird also nicht gerechtfertigt. Arbeit und Sachkosten sind stofflich gegen einander incommensurabel. Was sie gleichartig macht, ist erst ihre gemeinsame

Beziehung auf den persönlichen Nutzen; an der Grösse des von ihnen abhängig gefühlten Nutzens erhalten sie das einzige ihnen gemeinsame Mass. Hiedurch allein ist es möglich, den Werth von Sachgüterkosten in Arbeit auszudrücken, wie es eben auch umgekehrt möglich ist, den Werth von Arbeitskosten in sachlichen Productionsgütern auszudrücken; in jedem Falle ist es der auf dem persönlichen Nutzen beruhende Werth der Erzeugnisse, der die Grundlage der Vergleichung wird.

Hienach ist der Vorschlag zu beurtheilen, den einige Nationalökonomen, der socialistischen Richtung angehörig oder geneigt, gemacht haben, der »Kostenwerth« der Erzeugnisse sei, »mit gehöriger Rücksichtnahme auf die verschiedenen Arbeitsqualitäten«, »praktisch« durch Messung der zu ihrer Erzeugung nothwendigen Arbeitszeit zu messen.

Wenn hiebei die »mittelbare Arbeit« einbegriffen sein sollte, so beruht der Vorschlag auf einem vollkommenen Missverständnisse. Man kann, wie gesagt, den Werth von Sachkosten mittelst des Umweges über den Nutzwerth der Erzeugnisse auf Arbeitswerth und damit schliesslich auch auf ein Zeitmass beziehen, wie man umgekehrt mittelst desselben Umweges den Arbeitswerth auf Sachkostenwerth und damit z. B. auf ein Gewichtsmass beziehen kann. Aber auf eine solche vergleichsweise Darstellung ginge die Meinung nicht, dürfte sie nicht gehen, denn man möchte es eben vermeiden, irgendwie auf den Nutzen zu reflectiren, und möchte ein den Kosten an sich, der Kostensubstanz eigenthümliches Mass aufgefunden haben. Folgerichtig müsste die Meinung die sein, dass der Stoff, welcher bei der productiven Verwendung eines Sachgutes verbraucht werde, für sich genommen und ursprünglich in eine zeitlich auf einander folgende und zeitlich messbare Reihe von Einheiten gleicher Beschaffenheit mit den Zeiteinheiten der Arbeitsleistung eines Mannes sich zerlegen lasse. Die Zeit müsste das natürliche Mass der Masse, der Form und aller der Qualitäten sein, um deren willen die Güter den Menschen wichtig erscheinen. Sie müsste zugleich ein praktisches Mass derselben sein. Mit der Uhr in der Hand müsste man die »Werthsubstanz« einer Tonne Eisen messen können — ein

Problem, dessen Lösung in demselben Augenblick gelingen wird, in dem es gelingt, die Länge einer Stunde auf der Waage zu wägen.

Wenn aber die »mittelbare Arbeit« nicht inbegriffen ist, so würde die praktische Durchführung des Vorschlages — falls sie sonst möglich wäre — unabschbaren Schaden zur Folge haben müssen. Ein so wichtiger Factor als die Rücksicht auf das verbrauchte Capital dürfte bei der Werthschätzung der Erzeugnisse vernachlässigt, ohne den grössten Schaden vernachlässigt werden? Ein Erzeugniss, für welches viel Rohstoff verwendet, viele Hilfsmittel beigezogen und verbraucht wurden, sollte einem andern gleichgehalten werden dürfen, das zwar mit gleichem Aufwand persönlicher Arbeit, aber nur mit geringem Verbrauche von Sachkosten hergestellt wurde? Es sollte nicht mit mehr Sorgfalt behütet, mit grösserer Sparsamkeit verwendet, nicht beim Tausche oder bei der productiven Aufopferung oder bei der Ausfolgung an die Mitglieder des Gemeinwesens, wie sie die Socialisten vorschlagen, mit einem höheren Werthe veranschlagt werden müssen? Nicht bloss die Rücksicht auf die wechselnde Dauer der Bindung des Productivcapitales — wofür der Capitalzins entrichtet oder berechnet wird — sondern die viel bedeutungsvollere Rücksicht auf den Capitalverbrauch selbst sollte bei der Werthschätzung ganz und gar missachtet werden dürfen? Wir haben es geleugnet, dass die Thatsache des Werthes letztlich aus der Rücksicht auf die Kosten zu erklären sei, aber wir können und werden es nicht leugnen, dass in der Rücksicht auf die Kosten im einzelnen Falle ein wichtiger Factor der Werthschätzung zum Ausdruck komme — hier aber begegnet uns eine Meinung, welche, davon ausgehend, dass der Werth von den Kosten herzuleiten sei, damit endigt, einen überaus grossen Bestandtheil der Kosten völlig zu ignoriren, welche den Einfluss der Kosten theoretisch übertreibt und ihn praktisch geringschätzt. Die spröde Materie des Capitales wird der persönlichen Arbeit amalgamirt, um, nachdem sie erst unkenntlich gemacht worden ist, der Aufmerksamkeit gänzlich entzogen zu werden. In jedem Stücke ist das Verkehrte gedacht, Fehler ist auf Fehler gehäuft.

Die Arbeitstheorie ist eine der merkwürdigsten Verirrungen der Wissenschaft. Sie ist so voll von Widersprüchen, dass sie einem unbefangenen, nicht prädisponirten Geiste gar nicht begreiflich gemacht werden kann, und dass, wenn sie einmal überwunden sein wird, Niemand im Stande sein wird, sie wieder zu construiren. Wie sie nicht logisch aufgebaut wurde, ist sie denn auch nicht logisch zu widerlegen, wenn anders eine Meinung widerlegen so viel heisst, als sie in den Geistern aufheben, sie aus den Köpfen verbannen. Sie ist nur zu widerlegen, indem man die Umstände entfernt oder ihrer Wirkung beraubt, die die Disposition schufen, in welcher sie sich der Gedanken bemächtigte.

Einer der Umstände ist die Macht des Sprachgebrauches und der gemeinen Denkweise. Eine alteingewurzelte Ungenauigkeit in der Auffassung der Production hat die Arbeitstheorie vorbereitet. Das Bündniss der zusammenwirkenden Productivfactoren ist offenbar kein gleichberechtigtes, die menschliche Arbeit hat in demselben die Hegemonie, sie allein ordnet an sie verfügt mit den anderen, die ihre willenlosen Werkzeuge sind. Sie allein hat darum auch den Ruhm, ihr wird der ganze Productionserfolg zugeschrieben. Wir nennen die Productionserzeugnisse Arbeitserzeugnisse, die sachlichen Productionsmittel gelten als Arbeitsmittel, und wir sprechen ganz allgemein von der menschlichen Arbeit, von ihrer Ausdehnung, ihrer Wirksamkeit, wo wir von der Production sprechen sollten. Hieran knüpft die Arbeitstheorie an. Jede im Volke stark verbreitete Meinung über einen wissenschaftlich behandelten Gegenstand kommt einmal in der Theorie auf. Sie hat zwei verführerische Mächte für sich, leicht zuströmende Worte und leicht zustimmende Hörer. Sie ist für die Schriftsteller eine Falle, die sie erst zu vermeiden wissen, nachdem sie sich einmal in ihr gefangen haben, ein Reiz, dessen sie sich erst entwöhnen, nachdem sie seiner satt geworden sind.

Ein zweiter Grund war die nach der Ansicht Vieler fast gänzliche Aussichtslosigkeit jedes anderen Versuches, den Werth zu erklären. Das einzige Princip des Werthes ausser der Arbeit könnte der Nutzen sein. Aber zeigt die Erfahrung nicht fast

durchgehends einen Gegensatz zwischen Werth und Nutzen? Die nützlichsten Dinge haben keinen oder einen höchst geringfügigen Werth, fast nutzlose Dinge sind es, welche am theuersten geschätzt werden. Sind nicht alle Bemühungen gescheitert, die Folgerungen, welche aus dem Principe des Nutzens zu ziehen sind, mit den Erfahrungen über die Werthgrösse zu vereinigen? Die Ableitung des Werthes aus der Arbeit ist vielleicht nicht bis in alle Einzelheiten mit Folgerichtigkeit durchzuführen, aber die Ableitung des Werthes aus dem Nutzen scheitert schon an der Schwelle, sobald man nur den ersten Schritt in das Reich der Wirklichkeit hinüber macht. So haben wohl die Männer geurtheilt, welche, allen Schwierigkeiten zum Trotz, an der Idee des Arbeitswerthes festhielten.

Die Arbeitstheorie wird widerlegt sein, sobald die Theorie des Nutzwerthes vollendet sein wird.

# IV. Hauptstück.

## Die Hauptregeln der Werthschätzung.

---

### 1. Abtheilung.

### Die oberste Regel der Werthschätzung.

In dem Falle, den wir zum Beispiele nahmen, um die Frage nach dem Werthursprung zu entscheiden, vermochten wir nicht bloss ein Urtheil über die Quelle, sondern auch ein solches über die Grösse des Werthes zu bilden. Der Wasservorrath, welcher von dem Verschmachtenden aufgefunden wird und ihm die Erhaltung seines Lebens verheisst, hat nicht bloss im Allgemeinen mit Rücksicht auf seinen Nutzen Werth, sondern er hat einen Werth von bestimmter Grösse, mit Rücksicht auf eine bestimmte Nutzleistung, welche von seinem Besitze abhängig gefühlt wird. Der Gerettete begrüsst in ihm das Mittel seiner Rettung. Wie viele Verwendungen er sonst von ihm auch zu machen wüsste — er könnte z. B. sein glühendes Antlitz erfrischen, er könnte sich vom Staube der Wüste reinigen — so kommen sie ihm doch alle neben dieser einen nicht in Betracht. Dasselbe Gut, welches seinem Verstande als eine taugliche Ursache zu mannigfachen nützlichen Veränderungen erscheinen mag, gilt seinem Gefühle ausschliesslich als die Bedingung einer bestimmten einzelnen Wirkung. Indem er es findet, vermeint er, sein Leben gesichert zu haben, wenn er es ungenützt verliert, wird er sich des Mittels, das ihn vor dem Tode schützen sollte, beraubt fühlen.

Ein Gut, welches seiner Art und den Umständen nach zu mehrfachen Verwendungen geeignet wäre, dessen verfügbare Menge aber so gering ist, dass nur eine der mehreren Verwendungen wirklich vorgenommen werden kann, wird mit dem Masse des Interesses geschätzt, welches der Besitzer an der

wichtigsten Verwendung hat. Der Vorstellung des Gutes wird dieses wichtigste Interesse verbunden, dem Gute wird Werth auf Grund desselben zuerkannt. Die Herbeiführung aller anderen, minder wichtigen Verwendungen gilt als unvernünftig, unerlaubt, unwirthschaftlich und trägt zur Schätzung des Gutes nichts bei. Wie sollte, wie könnte es anders sein? In dieser Art des Benehmens liegt eine Folgerichtigkeit des Gefühles, die uns unabweisbar erscheint. Wir könnten das Gegentheil nicht begreifen.

Von den Gründen zu handeln, nach welchen die Menschen die Wichtigkeit ihrer wirthschaftlichen Interessen abstufen, ist nicht unsere Aufgabe. Wir haben den Güterwerth nur so weit zu erklären, dass wir ihn auf die nächste allgemeinere Erscheinung, den Bedürfnisswerth, zurückführen, indem wir den Weg verfolgen und erhellen, den das Interesse von den Bedürfnissen, wenn es einmal an denselben entstanden ist, bis zu den Gütern zurücklegt.

Eine einzige Bemerkung ist in Ansehung des Bedürfnisswerthes nothwendig. Während das Bedürfniss im Ganzen schrankenlos scheint, so vermögen wir doch Bedürfnissstufen von begrenzter Ausdehnung zu unterscheiden. Der Bedürfnisswerth hat Grade. Ein Gütervorrath, ein Vermögen, welche für das ganze Bedürfniss nicht ausreichen, können nichtsdestoweniger dazu ausreichen, um die Bedürfnissregungen gewissen Grades oder gewisser Grade zu sättigen.

Die aufgestellte Regel der Werthschätzung ist die oberste, die alle anderen in sich schliesst. Die anderen entwickeln sich aus ihr, wenn man den wirthschaftlichen Sachverhalt aus der einfachsten, gedrängtesten Form, in der wir ihn betrachtet haben, allmählig zu den reicheren Formen der Wirklichkeit erweitert. Sie sind die allgemeine Regel, in einem besonders gestalteten Falle besonders gefasst.

Wir haben bisher ein einfaches und isolirtes Gut angenommen, das weder in Theile zerlegt, noch durch andere Güter ersetzt werden kann. Diese Annahme findet sich fast gar nirgends verwirklicht. Wenn man in Wirklichkeit zur Werthschätzung schreitet, verfügt man fast immer über umfangreiche Gütercomplexe — Vorräthe, Vermögen — welche aus

Stücken oder Theilmengen bestehen, von denen die einen die anderen wieder in der mannigfachsten Weise, theils unmittelbar, theils mittelbar, vertreten können.

Die Anregung zur Schätzung des wirthschaftlichen Werthes der Güter wird gegeben durch die Gelegenheit und den Entschluss, wirthschaftliche Handlungen mit den Gütern vorzunehmen. Unter Umständen sind nun wirthschaftliche Handlungen vorzunehmen, von deren Ausgang geradezu die Behauptung, der Gewinn oder der Verlust eines ganzen Vermögens oder eines grossen Gütercomplexes auf einmal abhängt; solche Umstände sind indess selten. In aller Regel darf Derjenige, der seinen Besitz wirthschaftlich verwalten will, sich nicht auf allgemeine Verfügungen beschränken, sondern er muss im Einzelnen, muss Stück für Stück sich, wie es die Sachlage nun fordern mag, entweder thätig oder enthaltsam beweisen, und nie darf er wieder über dem Einzelnen die Rücksicht auf das Ganze vergessen. Er muss einen auf die Erwägung aller Beziehungen gegründeten Plan bis ins Kleinste verwirklichen — das ist fast ohne Ausnahme der Inhalt seiner täglichen wirthschaftlichen Geschäfte; so muss es denn, da die Werthschätzung das Wirthschaften getreu begleitet, deren vornehmlichste Aufgabe sein, mit Rücksicht auf die Gesammtheit aller Güterbeziehungen den Einfluss der kleinsten wirthschaftlich beachteten Gütertheile abzuschätzen.

Somit kann die Werthschätzung in zweifacher Weise vorgenommen werden. Entweder werden die verfügbaren Gütercomplexe im Ganzen, beziehungsweise in grossen Antheilen des Ganzen, oder es werden die die Complexe bildenden Gütereinheiten geschätzt. Welche dieser beiden Schätzungen vorgenommen werden soll, ist, wie später noch gezeigt werden wird, nicht Sache der Willkühr, auch sind die Ergebnisse beider durchaus verschieden.

Wir werden uns vorzugsweise mit der letzteren Art der Schätzung zu beschäftigen haben, welche weitaus am häufigsten geübt wird, und welche man gemeinhin versteht, wenn man vom Werthe ohne näheren Zusatz oder vom Werthe im eigentlichen, privatwirthschaftlichen Sinne spricht. Von der ersteren werden wir nur anhangsweise in dem Abschnitte »über die Werthschätzung im weiteren, uneigentlichen Sinne« handeln.

Auch wenn die die Gütercomplexe bildenden Gütereinheiten geschätzt werden, so werden sie doch nicht, wie in dem bisher von uns zum Beispiel genommenen Falle, als isolirte Güter geschätzt, sondern es wird darauf Rücksicht genommen, dass man ausser dem jeweils zunächst betrachteten Stücke noch über viele andere verfüge, welche dessen Dienst mit gleicher oder annähernder Wirkung leisten, oder über solche, welche in gleiche oder gleichartige Güter umgewandelt oder umgesetzt werden können, sowie über solche, mit denen überhaupt ergänzende wirthschaftliche Handlungen vorzunehmen sind. Die Gütereinheit als Object der Werthschätzung wird im regelmässigen Verlaufe der Wirthschaft nicht abgesondert für sich, sondern als Theil des ganzen Vermögens geschätzt, innerhalb dessen sie mit vielen gleichen, verwandten und sonst nahe verbundenen Gütern zusammen nach einem Alles umfassenden Plane verwendet wird.

Dieser Satz ist einer der wichtigsten der Werththeorie. Zahlreiche Missverständnisse und Irrthümer über den Sinn der gemeinhin gefällten Werthurtheile entspringen daraus, dass man diese doppelte Voraussetzung, auf der sie ruhen, nicht erkennt und nicht zu ihrer Auslegung verwendet. Nie darf man vergessen, dass das Object, von dem die gemeinen Werthurtheile ausgesagt sind, die Gütereinheit, und dass es die Gütereinheit als Theil des grossen Ganzen ist.

Weil die Gütereinheiten im regelmässigen Verlaufe der Wirthschaft nicht je für sich, sondern im Plane des Ganzen geschätzt werden, weil die Grösse des Werthes, der dem einen Gute zuerkannt wird, mit Rücksicht auf die »ergänzenden« wirthschaftlichen Handlungen abgeschätzt wird, die mit anderen Gütern vorzunehmen sind, so muss — worauf wir bereits an einer früheren Stelle hingedeutet haben — die Entwicklung der Wirthschaft einen bestimmenden Einfluss auf die Entwicklung der Werthschätzung üben. Wären die wechselseitigen Beziehungen der wirthschaftlichen Acte andere, so müsste auch die Werthschätzung eine andere werden.

Die Ordnung, in welcher die Regeln der Werthschätzung abzuleiten sind, ist hiedurch gegeben. Man hat die wechselseitigen Beziehungen, in welchen die Güter wirthschaftlich stehen, zu

verfolgen und den Einfluss abzumessen, den ihr Vorhandensein auf die Werthschätzung ausübt.

Wir werden bei unserer Untersuchung nur die elementaren Güterbeziehungen ausserhalb des Tauschverkehres berücksichtigen. Dies sind die wechselseitigen Beziehungen zwischen Gütern derselben Art unter einander, dann zwischen Productivgütern und deren Producten, ferner zwischen Producten, die vom selben Productivgute stammen, unter einander, endlich zwischen den zur selben Production zusammenwirkenden Productivgütern. Die gleichfalls elementaren Beziehungen zwischen Waare und Preis und zwischen den Waaren unter einander fallen ausserhalb unseres Planes.

Hiebei werden wir, der Vereinfachung halber, vollkommen regelrechte Figuren des Thatbestandes voraussetzen. Wir werden uns die Gütervorräthe, für die wir den Werth des einzelnen Gutes bestimmen, aus vollkommen gleichen Stücken oder Theilmengen bestehend denken, wir werden annehmen, dass der Gutseinheit immer auch eine Bedürfnisseinheit, und dass der Einheit der Güter erster Ordnung immer auch eine Einheit der Güter höherer Ordnung entspreche, endlich werden wir zwischen den Bedürfnisswichtigkeiten immer deutlich unterscheidbare Abstufungen gelten lassen.

Behufs weiterer Vereinfachung werden wir einige Elemente, deren Wirksamkeit der Erklärung specifische Schwierigkeiten bietet, deren Einfluss auf den Werth übrigens mit Beeinträchtigung der ausschlaggebenden Umstände häufig sehr übertrieben dargestellt wird, ganz und gar ausscheiden, indem wir vom Capitalertrage und der Grundrente, mit anderen Worten, vom Dauerhaften der Production absehen und nur momentane Productionsacte und nur solche Productionsmittel in Rücksicht ziehen werden, die sich ohne Rest verzehren — wenn wir auch, wie weiter oben gesagt wurde, eine Production von der grössten Ausdehnung gegeben vorstellen wollen. Wir werden somit unter den Productivgütern nur die beiden grossen, indispensablen Klassen der sachlichen Productivgüter und der menschlichen Arbeit unterscheiden.

Das Bild der Wirthschaft, welches sich uns unter diesen Voraussetzungen darbieten wird, kann nicht das getreue Abbild der Wirklichkeit sein. Hoffen wir indess, dass wir von der

Wirklichkeit nur in so weit abgewichen sind, als es nothwendig ist, damit der ungeübte Blick die Grundformen des Geschehenden erfasse, und damit die volle Anschauung der Wahrheit vorbereitet werde.

---

2. Abtheilung.

## Die Schätzung des wirthschaftlichen Werthes im engeren und eigentlichen Sinne.

### 1. ABSCHNITT.

### Die Werthschätzung ohne Rücksicht auf die Production.

**(Das Gesetz des Grenznutzens.)**

In knappster, abstracter Fassung ist der zu untersuchende Thatbestand folgendermassen zu beschreiben: Ein einfaches Subject; ein aus vielen, gleichartigen Stücken bestehender Gütervorrath, der indess den Bedarf an Stücken nicht deckt; die Production ausgeschlossen; die Umstände so, dass die Aufmerksamkeit nicht auf den Vorrath im Ganzen, sondern auf seine Bestandtheile gerichtet ist. Die Frage ist, welchen Werth unter solchen Umständen ein einzelnes Stück eines solchen Vorrathes habe. Der wesentliche Unterschied gegenüber dem bei unserer ersten, allgemeinen Untersuchung angenommenen Thatbestande liegt darin, dass ausser dem einen Stücke, dessen Werth untersucht wird, noch mehrere andere vorhanden gedacht werden, die ihrer Art nach geeignet sind, dieselben Dienste zu verrichten, und die es daher im Falle seines Verlustes der Art nach vollkommen vertreten können.

Ein Beispiel. Ein Mann, der durch die Wüste reist, besitzt eine gewisse Anzahl von Lebensmittelrationen. Sein Bedarf an Lebensmitteln ist eine Ration täglich, um sich nur überhaupt am Leben zu erhalten, eine weitere Ration täglich, um sich leidlich bei Kraft zu erhalten, eine dritte Ration, um sich in voller Rüstigkeit und Laune zu erhalten, ferner etliche Rationen, mit ähnlich abgestufter Wirkung, als Nahrung für sein Pferd. Der Vorrath, den er besitzt, reicht nicht für alle begehrten Verwendungen aus. Die Frage ist, welchen Werth ein einzelnes Stück des Vorrathes habe.

Angenommen, der Vorrath bestünde aus zehn Stücken, so fragt es sich, welchen Werth ein einzelnes von zehn Stücken, »das zehnte Stück« habe, d. h. welchen Werth ein einzelnes Stück unter der Voraussetzung habe, dass ausser ihm noch neun andere, gleichartige, zur Verwendung verfügbar seien.

Von einem einzelnen Gute, das man besitzt, fühlt man das wichtigste Begehren abhängig, welches durch ein Gut solcher Art befriedigt werden kann. Bei einem Besitz von zwei Stücken kann man von einem einzelnen dieses wichtigste Begehren nicht abhängig fühlen, denn wenn man auch des einen der beiden Güter verlustig werden sollte, so bliebe dieses Begehren dennoch durch das übrigbleibende gedeckt. Es ist klar, dass man »vom zweiten Stücke« das zweitwichtigste Begehren abhängig fühlen wird, dessen Befriedigung man von einem Gute solcher Art erwartet. Bei einem Besitze von drei Stücken wird man von einem einzelnen das drittwichtigste, bei einem Besitze von zehn Stücken das an zehnter Stelle gereihte Begehren abhängig fühlen. Es enthielte einen Widersinn, den Niemand ausdenken kann, wenn man bei einem Besitz von zehn Stücken ein Stück etwa nach dem Intensitätsgrade des Genusses, den man sich selbst erst an zwanzigster Stelle erlaubt, oder nach dem Intensitätsgrade des Bedürfnisses, dessen Befriedigung man vor allen anderen begehrt, bewerthen wollte.

Die Grundlage des Werthes für ein einzelnes Gut aus einem den Bedarf nicht überschreitenden Vorrath ist also das Interesse, das man an der Herbeiführung derjenigen Bedürfnissbefriedigung nimmt, welche nach Abzug der durch den übrigen Vorrath gedeckten noch wichtigeren die wichtigste bleibt. Diese Regel folgt aus der obersten Regel der Werthschätzung und ist nur ein verfeinerter Ausdruck derselben.

Die Regel lässt sich auch anders wenden. Der Werth eines einzelnen Gutes aus einem Vorrath wird durch das Interesse an derjenigen Nutzleistung bestimmt, welche unter den durch den ganzen Vorrath (einschliesslich des fraglichen Stückes) gedeckten wichtigsten Nutzleistungen die mindest wichtige ist. Kurz gefasst, der Werth der Gütereinheit wird durch die geringste unter den wirthschaftlich zulässigen Nutzleistungen der Einheit bestimmt.

Ich werde im Folgenden den für den Werth der Gütereinheit entscheidenden Güternutzen, weil er an der Grenze der wirthschaftlich zugelassenen Verwendungen steht, den wirthschaftlichen Grenznutzen oder auch kurzweg den Grenznutzen nennen (vergl. die Ausdrücke »*final degree of utility*« und »*terminal utility*« bei Jevons). Es wird sich zeigen, dass in allen Verhältnissen, in denen es sich um den Werth der einzelnen, einen Vorrath bildenden Güter handelt, der Grenznutzen den Ausschlag für die Grösse des Werthes giebt. Der wirthschaftliche Werth ist Grenzwerth.

Der Grenznutzen ist die Grundlage für die Schätzung jedes einzelnen der den Vorrath bildenden Güter. Wie verschieden auch der Nutzen sein mag, den sie schliesslich bei ihrem Gebrauche geben sollen, so ist dennoch der Werth aller gleich gross. Nicht bloss dieses bestimmte Stück, *A* oder B oder *C*, sondern jedes einzelne, Stück für Stück, hat den Werth des Grenznutzens. Jedes einzelne, welches immer es sei, zu welcher Verwendung es auch vom Anfang her gewidmet sein mag, gilt dem Interesse immer nur als die Bedingung der Herbeiführung des mindesten wirthschaftlich gebotenen Nutzens. Der Verlust eines einzelnen Gutes, welches immer es sei, kann, wenn nur der übrige Vorrath zur Verfügung bleibt — und das ist ja die Voraussetzung, welche wir festzuhalten haben — dem Interesse nie einen anderen, als den Verlust des Grenznutzens bedeuten.

Hiedurch wird der wahre Ursprung des Werthes beträchtlich verdunkelt. Es muss bei den meisten Gütern ein Unterschied zwischen der Grösse ihres Werthes und der Grösse ihres Nutzens entstehen. Nur bei denjenigen Gütern, welche gerade zur Herbeiführung der Grenznutzleistungen verwendet werden, wird der eigene Nutzen die Grundlage des Werthes und besteht Uebereinstimmung beider Beurtheilungen. Bei allen übrigen wird ein fremder Nutzen, der aber allerdings der Nutzsphäre derselben Gütergattung angehören muss, zur Grundlage des Werthurtheiles genommen, welches daher von dem Urtheile über den herbeigeführten Nutzeffect abweichen wird; bei allen diesen ist der herbeigeführte Nutzen grösser, als der abhängig gefühlte, und mithin grösser, als der Werth.

Die eben abgeleiteten Sätze werden durch die Erfahrung bestätigt.

Erstens bestätigt die Erfahrung den Satz, dass der Werth der zusammen einen Vorrath bildenden Gütereinheiten unter einander gleich ist, während die Wichtigkeit der Nutzwirkungen, zu deren Herbeiführung sie verwendet werden, verschieden ist. Es giebt Güterarten, welche Nutzen von allen Graden, von der Stillung der äussersten Nothdurft bis sum Genusse der geringfügigsten Behaglichkeit, gewähren. Solcher Art sind z. B. unsere hauptsächlichsten Nahrungsmittel. Wenn wir sie nicht hätten, könnten wir nicht leben und nicht gesund sein, und wir erhalten zugleich durch sie gar manche entbehrliche Genüsse, ja gar oft ein gefährliches Uebermass des Genusses. Während ihre Verwendung eine so verschiedenartige ist, ist ihr Werth einheitlich. Gleiche Quantitäten derselben Art und Güte sind — unter übrigens gleichen Umständen des Ortes, der Zeit, der Person u. s. f. — von gleichem Werthe. Kein Metzen Getreide aus einem grösseren Vorrathe wird vielleicht denselben Nutzen geben, aber alle haben denselben Werth. Der Nutzen müsste graphisch durch eine Linie, der Werth durch einen Punkt in der Linie des Nutzens dargestellt werden.

Zweitens bestätigt die Erfahrung den Satz, dass die Grösse des Werthes von der geringsten wirthschaftlich zulässigen Nutzverwendung abgenommen wird. Der untere Endpunkt der Linie des Nutzens ist der Ansatzpunkt des Werthes.

Dass der obere Grenzpunkt, der oberste Nutzen jeder Güterart, die Werthintensität nicht bezeichne, das wird selbst durch eine ganz flüchtige Prüfung der Erfahrungen bewiesen. Der empirische Werth der Nahrungsmittel entspricht gewiss nicht dem obersten Nutzen, den sie geben, der Sicherung des Lebens. Der Landmann, der eine reiche Ernte einbringt und geniesst, richtet er seine Gedanken, wenn er Stück für Stück, Frucht um Frucht einbringt und geniesst, auf Tod, Hunger und Entbehrung und all die Uebel, vor denen er doch geschützt wird, oder richtet er sie nicht vielmehr auf den Wohlstand und die Behaglichkeit, die er gewinnt?

Nach den übereinstimmenden Zeugnissen aller Beobachter und aller Sammler von Beobachtungen, sowohl der Praktiker als der Theoretiker, sinkt der Werth, wenn, unter übrigens gleichen Umständen, die Menge der Güter grösser, oder der Begehr nach ihnen, das Bedürfniss, geringer wird; dagegen steigt er, wenn die Menge geringer oder das Bedürfniss grösser wird. Diese Thatsachen werden mit einer in unserem Gegenstande ganz ungewöhnlichen Einmüthigkeit berichtet, wir können sie für die bestbeobachteten Thatsachen annehmen. Was beweisen sie aber anders, als die Congruenz des Werthes mit dem untersten wirthschaftlich zulässigen Nutzen, dem Grenznutzen? Wenn die Menge der Güter, unter übrigens gleichen Umständen, zunimmt, so wird es wirthschaftlich zulässig, dass entsprechend viele minder wichtige Nutzleistungen, die bisher wegen der Eingeschränktheit des verfügbaren Gütervorrathes ausgeschlossen bleiben mussten, nunmehr herbeigeführt werden — der Grenznutzen fällt; ebenso fällt er, wenn das Bedürfniss geringer wird, d. h. wenn es bei gleicher Ausdehnung minder intensiv ist, indem unter dieser Voraussetzung bei der Verwendung der gleichen Anzahl von Gütern Nutzleistungen geringerer Wichtigkeit als bisher einbezogen sind. Wenn die Gütermenge abnimmt, müssen mehrere bisher zugelassene Verwendungen ausgeschlossen und die Grenze der Verwendung bei einem höheren Wichtigkeitsgrade gezogen werden; ebenso wird, wenn das Bedürfniss zunimmt, die Grenze der Verwendung bei gleichem Vorrathe mit einem höheren Wichtigkeitsgrade abschneiden; der Grenznutzen steigt. Die Bewegungen, die wir unter gewissen Voraussetzungen am Werthe thatsächlich beobachten, und die Bewegungen, die wir unter denselben Voraussetzungen für den Grenznutzen berechnen, treffen genau zusammen.

Noch eine andere Thatsache der Erfahrung lässt sich zu unseren Gunsten anführen.

Es ist eine häufig gemachte Beobachtung, dass Güter mit Diensten von äusserster Wichtigkeit geringeren Werth haben, als andere mit Diensten von geringerer Wichtigkeit. Nahrungsmittel haben geringeren Werth als Gold, während wir wohl das Gold, aber nicht die Nahrungsmittel entbehren könnten.

Man wird indess bemerken, dass die Beobachtung nur zutrifft, wenn die Güter mit den wichtigeren Diensten in so grosser Menge vorhanden sind, dass nicht nur ihre wichtigen, sondern ausserdem auch noch sehr geringfügige Verwendungen von ihnen gemacht werden können. Wo Lebensmittel so selten sind, dass das Leben nur mit äusserster Noth gefristet werden kann, da sind sie, wie man sagt, nicht um Gold aufzuwiegen. Hiedurch wird die Meinung bestätigt, dass es für den Werth bloss darauf ankomme, wie weit nach unten die Grenze der Verwendung reicht. Die Güter derjenigen Gattung, welche wegen ihrer verhältnissmässig grösseren Menge die minderen Dienste zulässt, haben den minderen Werth, ohne irgend welche Rücksicht darauf, welche Gattung die wichtigsten Dienste zulässt.

Aus den angeführten Erfahrungsthatsachen wird gewöhnlich gefolgert, dass die Annahme, der Werth sei vom Nutzen abgeleitet, nicht aufrechterhalten werden könne. Weil man eine Incongruenz zwischen Werth und Nutzen bemerkt, so vermeint man, das Mass des Werthes könnte in keiner Weise von dem des Nutzens abgenommen sein. In der That ist jedoch nichts weiter zu folgern, als dass der Werth der Güter sich nicht mit ihrer Nützlichkeit decke, und dass jene zahlreichen Theorien falsch seien, die die Nützlichkeit — entweder geradezu oder in irgend einer Annäherung, indem man z. B. sich an den Gesammtnutzen des Vorrathes oder an den Durchschnittsnutzen hielt — als die Quelle des Werthes erklärten. Wenn der Werth durch die Nützlichkeit begründet sein soll, so ist nicht zu verstehen, dass er sinkt, wenn die Menge der Güter zunimmt, dass er fällt, wenn sie abnimmt, und dass er für die nützlichere Gattung geringer sein könne, als für die minder nützliche. Dieselben Thatsachen, welche eine vollkommene Bestätigung der Theorie des Grenznutzens sind, sind eine vollkommene Widerlegung der Nützlichkeitstheorien.

Die Theorien vom Nützlichkeitswerthe, oder wie man sie auch nennen kann, vom Gattungswerthe, sind entstanden, indem man die nahe liegende Idee von einem Zusammenhang zwischen Werth und Nutzen in derjenigen Form aufgriff, in welcher sie der gemeine Sprachgebrauch darbot, ohne dass man die

Ursachen prüfte, welche den Zusammenhang nothwendig machen, und ohne dass man durch die Feststellung der Bedingungen der Wirthschaft sich die Art des Zusammenhanges klar machte. Gemeinhin spricht man vom Werthe des Eisens, des Goldes, der Nahrungsmittel u. s. f., was, grammatisch ausgelegt, den Werth der Gattung Eisen, der Gattung Gold u. s. f. bedeutet. In der That meint man aber nicht die Gattungen oder die auf der ganzen Erde oder im ganzen Staatsgebiete vorkommenden Mengen, weil an diese zu denken man wirthschaftlich nicht den mindesten Anlass hat, sondern man meint die Gütereinheiten, mit denen oder mit deren Summen man fast ausschliesslich zu wirthschaften hat. Wenn man z. B. sagt, der Werth des Goldes sei grösser als der des Eisens, so kann man nichts Anderes meinen, als dass die Gewichtseinheit Gold mehr werth sei, als die Gewichtseinheit Eisen. Diese Fahrlässigkeit des Ausdruckes, die im Verlaufe der Wirthschaft Niemand irreführt, ist für diejenigen Theoretiker verhängnissvoll geworden, die sich im Banne des Sprachgebrauches befanden, ohne über andere Hilfsmittel als die der Kunst grammatischer und logischer Auslegung zu verfügen. Indem sie der gemeinen Aussage folgten, statt die Thatsachen der Wirthschaft zu untersuchen, verstanden sie den Werth als Gattungswerth und mussten ihn, statt auf den Grenznutzen, der an der Einheit klebt, auf die Nützlichkeit deuten, die der Gattung eigen ist: ein Irrthum, der nie hätte entstehen können, wenn man die Werththeorie vom Anfang als eine empirische aufgefasst und mit allen Mitteln der Empirie betrieben hätte. —

— Wie in der einleitenden Untersuchung über das Werthproblem auseinandergesetzt wurde, hat man den Werth in Wahrheit erst dann als empirische Erscheinung verstanden, wenn man nicht bloss erkannt hat, dass er sich aus den Bedingungen der Wirthschaft entwickeln müsse, sondern wenn man überdies noch erkannt hat, in welcher Weise er zurück in den Verlauf der Wirthschaft eingreife.

Die Rücksicht auf den Grenzwerth scheint nach zwei Beziehungen hin auf die Anordnung des Gütergebrauches nachtheilig einzuwirken.

Einmal könnte man meinen, das Streben nach dem Werthe müsse, wenn der Werth dem Grenznutzen folge und wenn er daher um so höher steige, als der Grenznutzen höher werde, folgerichtig ein Bestreben erzeugen, die Menge der Güter zu verringern, weil hiedurch der Grenznutzen gesteigert werde. Wer dies meint, begeht jene Verwechslung des Werthes mit dem Wünschenswerthen, von der wir schon einmal gesprochen haben. So wenig als die Erkenntniss, dass nur Güter, die nicht im Ueberflusse vorhanden sind, Werth besitzen, das Bestreben erzeugt, den Ueberfluss in Mangel zu verwandeln, so wenig erzeugt die Erkenntniss, dass der Werth mit der Verringerung der Gütermenge zunehme, das Bestreben, den Mangel zu steigern. Man strebt nicht nach dem Werthe, sondern man richtet sich nach ihm. Man strebt nach dem Nutzen, und nur diejenigen Zustände höheren Werthes werden für wünschenswerther gehalten, die zugleich mehr und höheren Nutzen erlauben. Jedermann wird unter zwei verschiedenartigen Gütern, die ihm zur Wahl angeboten werden, dasjenige wählen, welches den grösseren Werth hat, weil es grösseren Nutzen bietet, aber Niemand wird unter seinen Vermögensstücken eine solche Werthsteigerung herbeizuführen geneigt sein, welche nur durch eine Einschränkung seines eigenen Gütergenusses herbeigeführt werden könnte.

Sodann könnte man meinen, das Streben, sich beim Gütergebrauch nach dem Werth zu richten, müsse, wenn der Werth jedes einzelnen Gutes eines Vorrathes vom Grenznutzen abgenommen werde, das Bestreben erzeugen, mit allen verfügbaren Gütern nur den Grenznutzen zu erreichen, d. h. die mindeste gebotene Nutzverwendung vorzunehmen, wodurch man sich selbst der wichtigsten und am meisten begehrten Befriedigungen beraubte.

Hier liegt der Irrthum in der Verwechslung der wirthschaftlichen Seite des Gütergebrauches mit dem Gütergebrauche überhaupt

Der wirthschaftliche Gebrauch ist eine zusammengesetzte Handlung, zusammengesetzt aus den beiden Acten des Gebrauchens und des Wirthschaftens. Güter gebrauchen heisst ohne anderen

Gedanken bloss auf die möglichst vollständige und vollkommene Erfüllung der Begierden bedacht sein; Güter bewirthschaften heisst erkennen, dass die Bedürfnissbefriedigungen auch aus dem Grunde Einbusse erleiden können, weil es an den Mitteln zu ihrer Herbeiführung mangelt, und heisst dafür Sorge tragen, dass dem Mangel an Mitteln möglichst abgeholfen und entgegengewirkt werde. Das Gebrauchen ist ein Geniessen, das Wirthschaften ein Sorgen, beim Gebrauchen steht das Bedürfniss im Vordergrunde der Gedanken, beim Wirthschaften das Gut, beim Gebrauchen ist die Rücksicht auf die Qualität, auf die Vervollkommnung der Genüsse der hervorstechendste Zug, beim Wirthschaften die Rücksicht auf die Quantität, die Vervollständigung der Genussmittel; wenigstens lässt sich, wie wir an seiner Stelle genauer aus einander gesetzt haben, die Entstehung der wirthschaftlichen Tendenz letztlich immer auf die Erkenntniss zurückführen, dass es an der erforderlichen Quantität der geeigneten Mittel gebreche.

Derjenige, dem der wirthschaftliche Instinct vollkommen fehlte, würde sich im äussersten Mangel eben so benehmen wollen, wie im äussersten Ueberflusse. Er würde jedem sich regenden und sonst von ihm gebilligten Antriebe des Begehrens nachgeben und so oft nach den Gütern greifen, als sich ein Bedürfniss regt, unbekümmert, ob es ein dringendes oder ein entbehrliches sei; wann sich gerade kein Bedürfniss regt, würde er der Güter vergessen und auf sie nicht Acht haben. Ein guter Wirth hingegen wird die Bedürfnisse zählen, die er an sich kennt, und die Güter zählen, die er besitzt; er wird beide nicht bloss zählen, sondern auch wägen und sich schliesslich eine solche Auswahl der Gebrauchshandlungen zur Pflicht machen, bei welcher der ihm verfügbare unzulängliche Gütervorrath verhältnissmässig am besten ausgenützt wird. Er wird also den Entschluss fassen, nur eine beschränkte Zahl von Bedürfnissbefriedigungen vorzunehmen, und hiezu die nach Massgabe der Umstände wichtigsten und erfolgreichsten bestimmen; die minder wichtigen und minder leicht einzupassenden wird er von vorn herein ausschliessen, und wenn sich später dennoch die Begierde regt, wird er diese zu unterdrücken suchen. Er wird auf die Erhaltung der Güter auch

dann bedacht sein, wenn sein Verlangen nach ihrem Genusse gerade gesättigt ruhen sollte. Wer sich so benimmt, mag er immerhin in seinen Neigungen beschränkt, in seinem Geschmacke roh, in seinen Lüsten tadelnswerth sein, so wird er doch das Lob verdienen, ein guter Wirth genannt zu werden. Es kann wohl sein, das Jemand, der in seinen Genüssen ohne Vergleich feinfühliger, edler, moralischer, weiser wäre, dennoch dasselbe Lob nicht verdiente. Die Wirthschaftlichkeit ist die Kunst und Tugend, die Begierden dem Mangel an äusseren Befriedigungsmitteln zum Trotz möglichst zur Geltung zu bringen. Sie ist wesentlich von den Künsten und Tugenden verschieden, deren Ziel die innerliche Reinigung, Vervollkommnung und Befriedigung der Begierden ist.

Die Rücksicht auf den Werth motivirt nur das wirthschaftliche Verhalten beim Gebrauche und nicht den Gebrauch selbst. Der Antrieb zu diesem wird unmittelbar durch das Bedürfniss gegeben. Ich verzehre die Speise nicht desswegen, weil sie Werth hat, sondern weil mich hungert; umgekehrt spare ich sie während der Verzehrung nicht desswegen, weil mich hungert, sondern weil die Speise Werth hat. Ebenso wähle ich die schmackhaftere Speise nicht desswegen, weil sie grösseren Werth hat, sondern weil sie meinen Gaumen mehr reizt; aber wenn ich mit ihr mehr spare, so geschieht dies umgekehrt wieder nicht wegen ihrer grösseren Schmackhaftigkeit, sondern wegen ihres höheren Werthes. Letztlich macht sich, wie wir wissen, auch in der Rücksicht auf den Werth des Gutes eine Rücksicht auf persönliche Bedürfnisse geltend. Man spart die Güter nicht um ihretwillen, sondern um seiner selbst willen, weil man künftige Bedürfnisse vorausbedenkt und erkennt, dass man ihre Befriedigung unmöglich machen oder verkürzen würde, wenn man die Mittel ihrer Befriedigung nicht schonen wollte. Allein dieses Interesse an der Herbeiführung der künftigen Befriedigungen wird als Interesse an der Erhaltung des gegenwärtigen Gutes wirksam. Wenn die Menschen einmal in ihre Verhältnisse eingewöhnt sind, dann schweben ihnen bei der jeweiligen Entscheidung über die wirthschaftliche Zulässigkeit eines Gebrauchsactes, den sie gerade vorzunehmen begehren, nicht

mehr alle Möglichkeiten künftigen Begehrens einzeln vor, sondern sie geben sich eine Gesammtrechenschaft über dieselben durch die Vorstellung des Werthes des Gutes, in dessen Besitz ihnen die Möglichkeit zu allen Acten verkörpert ist. Sie setzen dem Verlangen, das sich actuell regt, die Rücksicht auf den Werth entgegen und fragen sich: Ist das, was ich jetzt mit dem Gute beginnen will, nach dem Werthe desselben erlaubt oder verboten?

Jene oben erwähnte Einwendung geht darauf hinaus, dass die Rücksicht auf die Einhaltung des wirthschaftlichen Grenznutzens nicht das einzige Motiv für die Einrichtung der Gebrauchshandlungen sein könne. Das soll sie ja aber auch nicht sein, sie soll, wie es der Rücksicht auf den Werth, mag derselbe nun wie immer ausgemessen werden, überhaupt nur zukommt, nur die Linie des wirthschaftlichen Benehmens beim Gebrauche in angemessener Weise bezeichnen.

Diesen Dienst leistet die Rücksicht auf den Grenzwerth ohne irgend welche nachtheilige Beeinflussung. Indem man den Gebrauch nach dem Grenzwerth regulirt, wird die Zulässigkeit der sich regenden Begehrungen mit genauer Rücksicht auf die durch die Wirthschaftsverhältnisse gebotenen Grenzen geprüft. Jede, deren Wichtigkeit über dem Werthe oder ihm gleich steht, wird bewilligt, jede, deren Wichtigkeit unter ihm steht, wird zurückgewiesen. Durch den Grenzwerth sind alle wirthschaftlich zulässigen Verwendungen eingeschlossen, alle unzulässigen ausgeschlossen.

Wollte man einzelne Güter des Vorrathes mit einem höheren als dem Grenznutzen bewerthen, so wäre die Folge eine pedantische Belästigung des Verhaltens. Es hat keinen Sinn, innerhalb der Grenzen des Gebrauches mit den Gütern bedenklich zu sein.

Wollte man einzelne Güter des Vorrathes unter dem Grenznutzen taxiren, so wäre die Folge eine leichtsinnige Verwaltung des Güterbesitzes. Es wäre bezüglich dieser Güter die Erlaubniss zu einer minderen Verwendung ertheilt, und der Plan des Ganzen wäre gestört.

Alle gleichen Stücke, alle gleichen Theilmengen eines Vorrathes gelten dem Interesse, mit Ausschluss jedes höheren

Nutzens, nur als die Bedingungen des Grenznutzens, aber als diese gelten sie voll; innerhalb der ausgesteckten Grenze ist es vom Standpunkte des Güterwerthes gleichgiltig, welches bestimmte Gut zur Herbeiführung eines bestimmten Nutzens gebraucht werde, jenseits der Grenze darf keines gebraucht werden — das ist der Sinn des Satzes, dass die Rücksicht auf den Grenzwerth das Motiv des wirthschaftlichen Gebrauches hinsichtlich aller Theile des Vorrathes werde.

Die Rücksicht auf den Grenznutzen beeinträchtigt nicht nur nicht die Erreichung der wirthschaftlichen Absichten, sondern sie befördert sie sogar ausserordentlich. Der Werth, nach dem Grenznutzen bemessen, ist der vollkommenste, weil bei vollkommener Wirksamkeit der einfachste Regulator des wirthschaftlichen Gebrauches. Das Mittel, welches die Menschen ohne ihr Zuthun durch das Gesetz ihres Interesses in sich haben, um die ökonomische Verwendung der Güter beim Gebrauche zu controliren, übertrifft jedes Mittel, welches ihr Verstand hätte ersinnen können. Die wirthschaftliche Haltung wäre in allen Stücken vollkommen gesichert, wenn sich der Act der Interessenbildung immer gesund vollzöge, so dass keine Irrthümer und Täuschungen in den Wahrnehmungen und Erkenntnissen, die ihn anregen, mitspielten, dass das Interesse selbst nie von der rechten Linie abspränge, und dass es auch immer stark genug wäre, um in den Conflicten mit den sich regenden und nach Befriedigung verlangenden, den wirthschaftlichen Plan durchkreuzenden Begierden den Sieg davonzutragen.

Ich sage, der Grenzwerth ist der einfachste Regulator. Die Werthzumessung nach dem Grenznutzen fasst das Resultat der Zählung und Schätzung der Güter in die kürzeste und klarste Formel und erfordert zugleich die geringste Anstrengung des Begehrens. Man hat durch sie die Essenz des ganzen Wirthschaftsplanes in wirksamer Erinnerung. Man hat jeweils nicht erst die ganze Liste der erlaubten und unerlaubten Gebrauchsarten wieder durchzugehen, sondern man hält sich kurzweg an die Marke des Grenznutzens. Was darüber ist, ist gut, was darunter ist, ist böse. Welche Erleichterung des Nachdenkens! In einer so einfachen Situation, als wir sie zum Beispiele

genommen haben, vermag man die Grösse des Dienstes, der hiedurch geleistet wird, nicht zu würdigen. Nehmen wir, vorausgreifend, einen Fall der Wirklichkeit in ganzer Lebensfülle. Ein Kaufmann, dem sich die Aussicht bietet, ein neues Unternehmen zu beginnen, beurtheilt die Zulässigkeit desselben, die im höheren Sinne durch die Prüfung aller erdenkbaren Unternehmungen, durch das Abzählen und Abwägen der ganzen Liste des Inhaltes der Wirthschaften beurtheilt werden sollte, kurzweg nach dem Massstabe des Grenznutzens. Er untersucht, ob es den landesüblichen Ertrag des beanspruchten Capitales — welcher nichts Anderes als das Geldäquivalent für den Grenznutzen ist — verspreche, und willigt ein, wenn der zu erwartende Ertrag über oder an dieser Marke steht, und lehnt ab, wenn er unter derselben bleibt.

Wie gross aber ist erst die Ersparniss an der viel aufreibenderen psychischen Anstrengung der Sorge! Wer könnte es ertragen, immerfort um Nahrung, Wohnung und jede Nothdurft des Lebens besorgt zu sein? Wer hätte die Kraft in sich, um das Vorgefühl all seiner künftigen Begierden, auf deren Befriedigung er bedacht sein muss, immer voll in sich zu erhalten? Wir brauchen dieses Vorgefühl, sonst könnten wir nicht vorsorgen, aber indem es in uns aufkommt, würde es uns erdrücken müssen, wenn es die volle Intensität hätte, deren die Erwartung fähig ist. Mit einer wunderbaren Anpassung der Vermögen sind wir so constituirt, dass wir das Interesse nicht entbehren, und dass es uns doch nicht überwältigt. Wir geniessen seine Vortheile fast ohne seine Nachtheile. Wir sorgen geschäftig für die Abwehr des Aeussersten, was Menschen drohen kann, und sind doch nicht mehr besorgt, als uns die Aufmerksamkeit auf den verhältnissmässig geringen Nutzen, der an der Grenze der Erwartungen steht, zur Pflicht macht. In dieser Weise ausgeruht, bewahren wir elastisch das Vermögen, in Zeiten der Noth das Interesse bis auf den höchsten Punkt anzuspannen.

Welche Oekonomie der Kräfte! Die Forderung, dass das Geschehende mit der geringsten Kraftanstrengung geschehe, ist hier erfüllt. Ein doppeltes Missverhältniss zwischen Ursache und Wirkung scheint zu bestehen: das Interesse scheint zu gering

bemessen, sowohl wenn man es mit dem dasselbe erzeugenden, als wenn man es mit dem durch dasselbe erzeugten Nutzen vergleicht, aber der Erfolg belehrt uns, dass das eingeschobene Zwischenglied eben stark genug sei, um seinen Dienst zu versehen. Gerade der Gegensatz, den wir zwischen dem Werthe und seiner Quelle wie seiner Folge bemerken, ist das Zeugniss seiner ebenmässigen und vollkommenen Bildung.

---

## 2. ABSCHNITT.

## Die Werthschätzung mit Rücksicht auf die Production.

### I. Allgemeine Regeln.

Wir beginnen mit der Untersuchung der einfachsten Form, in welcher der Thatbestand der Production gedacht werden kann. Wir nehmen nur zwei Güterordnungen an: Gebrauchsgüter oder Güter erster Ordnung als Erzeugnisse, und die nächsten Productivgüter, Güter zweiter Ordnung, als Erzeugungsfactoren. Wir nehmen in jeder Ordnung nur eine einzige Art von Gütern an, wobei wir dem Einwurfe, dass zur Production mindestens zweierlei Productivfactoren, die Arbeit und irgend ein sachliches Erzeugungsmittel, zusammenwirken müssen, damit begegnen, dass wir annehmen, die zweite noch erforderliche Productivgütergattung sei in überreicher Menge verfügbar und rege daher weder zu wirthschaftlicher Vorsicht noch zur Werthschätzung an. Wir nehmen ferner an, dass die Gütervorräthe erster wie zweiter Ordnung je aus distincten, unter einander gleichen Stücken bestehen, und nehmen an, dass aus jedem einzelnen Gute zweiter Ordnung ein einzelnes Gut erster Ordnung erzeugt werden könne. Wir nehmen einen einzigen, rasch, fast zeitlos vollzogenen Productionsgang an, d. h. die Productivgüter sollen durch eine einmalige plötzliche Bethätigung ihrer productiven Kräfte völlig verbraucht und umgesetzt sein. Endlich nehmen wir noch an, dass es sich um einen vollständig eingewöhnten, vertraut gewordenen productiven Act handle, dessen Bedingungen und Erfolge genau überblickt werden.

Der Zeitpunkt, den wir annehmen, ist derjenige unmittelbar vor der Eröffnung der Production.

In diesem Zeitpunkte ist nur eine Reihe von Gütern, die Reihe der Productivgüter, vorhanden. Trotzdem ist die wirthschaftliche Sorge bereits mit der Ausmittlung des Werthes und der Werthgrösse in beiden Ordnungen, sowohl der Productivgüter als auch der Producte, beschäftigt. Das Interesse um die Producte ist vor ihnen da; die Früchte der Production haben Werth, bevor sie gereift, bevor sie gezeugt sind. Der vorausgesehene Werth der Producte ist das Motiv, seine Grösse ist das Mass der Production.

Das Gesetz für die Werthschätzung der erwarteten Gebrauchsgüter kann kein anderes, als das vorhin abgeleitete Gesetz des Grenznutzens sein. Der Werth der Gebrauchsgütereinheit wird — unter den aufgestellten Voraussetzungen — von dem mindesten Nutzen abgenommen, welchen ein einzelnes Gebrauchsgut bei ergiebigster und sparsamster Einrichtung der Production und des Gebrauches mit Rücksicht auf die zu gewärtigende Menge der Erzeugnisse wirthschaftlicher Weise noch geben soll.

Der Werth der Productivgütereinheit wird — unter den aufgestellten Voraussetzungen — von demselben Nutzen abgenommen. Gesetzt, dass man einen Vorrath von hundert Gütern besitze, die man productiv verwenden will, und gesetzt, dass man von denselben bei der besten und sparsamsten Einrichtung der Production hundert Producte erwarten dürfte, deren unterster wirthschaftlicher Grenznutzen bei der besten und sparsamsten Einrichtung des Gebrauches ein Interesse verdient, dessen Grösse mit Eins anzusetzen wäre, so wird man dieses Interesse, welches die Grundlage für den Werth der Gebrauchsgütereinheit wird, auch zur Grundlage des Werthes der Productivgütereinheit nehmen und denselben mit der Grösse Eins bemessen. Der Werth der Tagesarbeit eines einzelnen mit vielen anderen zusammen wirkenden Arbeiters wird von demselben Nutzen abgenommen, durch welchen sein Tageserzeugniss Werth hat, d. i. von dem Nutzen, der die Grenze der wirthschaftlichen Verwendung desselben bezeichnet.

Das Gesetz des Grenznutzens gilt nicht nur für ein individuell bestimmtes Stück des productiven Vorrathes, sondern für

alle einzelnen den Vorrath bildenden Stücke ohne Ausnahme. Wenn von einem Landbesitze eine Ernte erwartet wird, so gross, dass sie ausser der Sicherung des Unentbehrlichen und des schwer Entbehrlichen noch eine gewisse Freiheit des Genusses in Aussicht stellt, so wäre es unvernünftig, von irgend einem einzelnen Ackergrunde behaupten zu wollen, dass sein Besitz gerade Schutz vor dem Hungertode verbürge. Jedes Grundstück hat nur den Werth des Grenznutzens seiner Früchte. Scholle nach Scholle wird bebaut, ohne dass das Interesse je zur intensivsten Anspannung angeregt würde. Wenn tausend Arbeiter zusammen thätig sind, so wird der Werth der Leistung eines Jeden von ihnen mit dem Grade desjenigen Nutzens bemessen, den man vom letzten, vom tausendsten Erzeugnisse erwartet.

Die Werthschätzung der in die Production eingebrachten und die der durch sie gewonnenen Güter, obwohl sie rationell einen einzigen, einheitlichen Process bilden, werden thatsächlich von einander gesondert vollzogen. Dies hängt mit der Absonderung der Production von der Consumtion zusammen, mit der Absonderung der Arbeit vom Genusse, welche die wichtigste der Erscheinungen ist, die man unter dem Namen der Arbeitstheilung zu denken hat. Die Gruppe der Producenten erfährt nur das Ergebniss der Werthschätzung der Gebrauchsgüter in der Gruppe der Consumenten und lässt sich hieran genügen, ohne in den Verlauf und die letzten Gründe dieser Werthschätzung tiefer einzudringen. In ihrem Sinne ist nicht der Grenznutzen, den sie nicht kennen, sondern der Werth der Erzeugnisse die Grundlage des Werthes der Productivgüter. Die Unternehmer berechnen den Werth der Arbeitsleistungen nach dem Werthe der Arbeitsproducte, die Grundeigenthümer den Werth des Grundes und Bodens nach dem Werthe seiner Früchte.

Wir erhalten daher zwei Formeln für die Werthgrösse der Productivgüter. Rationell soll dieselbe vom Grenznutzen der Producte abgenommen werden, thatsächlich wird sie vom Werthe der Producte abgenommen.

Die Anspannung des Interesses, die Grösse der innerlichen Erregung, die als Ergebniss der Prüfung dem Productiv-

besitze zugewendet wird, ist bei dem einen, wie bei dem anderen Verfahren gleich gross. Da nämlich das wirthschaftliche Interesse an den Producten selbst vom Grenznutzen abgeleitet ist, so kommt auch bei dem thatsächlich geübten Verfahren das Gesetz des Grenznutzens schliesslich, obwohl auf einem Umwege, für die Productivgüter zur Geltung.

Die Regeln, die wir für die Werthschätzung der Productivgüter abgeleitet haben, werden durch dieselben Erfahrungen bekräftigt, die wir vorhin in Rücksicht auf die Werthschätzung der Gebrauchsgüter zu unseren Gunsten anrufen konnten.

Die Erfahrung bestätigt, dass alle Einheiten, alle gleichen Stücke, alle gleichen Theilmengen eines Productivgütervorrathes unter einander gleichen Werth haben, während sie verschiedenen Nutzen geben, und sie bestätigt, dass der Ansatzpunkt des Werthes am wirthschaftlichen Grenznutzen sich befinde.

Andererseits wird durch den äusseren Schein, in dem sich die Thatsachen zeigen, der wahre Ursprung des Werthes der Productivgüter nicht minder verdunkelt, als der des Werthes der Gebrauchsgüter. Man neigt eben so leicht und gerne, wiewohl mit demselben Unrechte, dazu, den Werth des Grundes und Bodens, des Capitales oder der Arbeit als Gattungswerth auf Grund ihrer Nützlichkeit zu construiren, als man z. B. in Rücksicht auf den Werth der Nahrungsmittel und der Diamanten zu diesem Schlusse geneigt ist.

Wie sehr auch der Schein dagegen zeugt, so lässt sich dennoch die Thatsache, dass die nützlicheren und zugleich stückreicheren Productivgüterarten geringeren Werth haben, als die minder nützlichen aber eingeschränkteren, mit den Forderungen der Wohlfahrt auf das Beste vereinigen. Es muss gewünscht werden, dass diejenigen Productivgüter, deren Wirksamkeit wegen der grossen Wichtigkeit ihrer Erzeugnisse am wichtigsten ist, zugleich in solcher Menge vorhanden seien, dass keiner ihrer wichtigsten Dienste entbehrt zu werden braucht, und dass es nur verhältnissmässig geringfügige Leistungen sind, die die Grenze der Benützung und damit die Grösse des Werthes fixiren. Man hat wohl gesagt, es sei ein Zeichen des Wohlstandes, wenn die Gebrauchsgüter geringen und die Productiv-

güter hohen Werth hätten, aber dieser Satz enthält einen Widerspruch in sich, denn je geringer der Werth der Erzeugnisse wird, um so geringer muss auch der der Quellen der Erzeugung werden, je weniger wir um das Product besorgt zu sein brauchen, um so weniger brauchen wir es auch um seine Ursache zu sein, je weiter wir die Grenzen der Verwendung bei den Genussgütern ziehen dürfen, um so weiter müssen wir sie auch bei den Productivgütern ausdehnen. Ein niedriger Stand des Werthes der Productivmittel wäre nur dann nicht zu wünschen, wenn er der Ausdruck einer geringen Geschicklichkeit wäre, die productiven Kräfte auszunützen. Dann bedeutet er, dass die productiven Grenzleistungen aus dem Grunde geringfügig sind, weil man es nicht versteht und es versäumt, die erwünschteren Leistungen zu gewinnen. Von einem solchen Zustande aus wird die Steigerung der productiven Geschicklichkeit zunächst eine Steigerung des Werthes der Productivgüter zur Folge haben, weil die Production durch dieselbe auf die bisher ohne Befriedigungsmittel gebliebenen intensiveren Arten des Bedürfnisses hingelenkt wird, oder weil die Ergiebigkeit der Production so wächst, dass die grössere Menge der Producte, trotz des Sinkens ihres Stückwerthes, doch ein Steigen des Werthes der Productivgüter bewirkt. Aber damit wäre noch nicht jener Zustand erreicht, der, so lange überhaupt die Schranke des Werthes den Flug der Wünsche hemmt, am meisten gewünscht werden müsste, ein Zustand nämlich, wo mit der Geschicklichkeit, sich die Befriedigungsmittel der wichtigsten Bedürfnisse zu gewinnen, und mit der Kunst der stärksten quantitativen Ausnützung der Productivgüter auch ein solcher Reichthum ihres Besitzes verbunden ist, dass noch Gebrauchsgüter von geringfügigem Werthe erzeugt werden dürfen.

Vom Standpunkte der Production aus muss daher ein niedriger Stand des Werthes aller Productivmittel, des Capitales des Bodens wie der Arbeit, bei möglichster technischer Beherrschung derselben begehrt werden. Alle Menschen würden sich in diesem Wunsche vereinigen, wenn sie die Production zusammen, auf gemeinsame Rechnung, betrieben und daher den

Werth nur so ansähen, wie er der Production dient. Nun dient aber der Werth auch zum Massstabe der Ausgleichung der Menschen hinsichtlich ihrer Ansprüche auf die Erzeugnisse der Production; dieser Umstand allein ist es, der die Harmonie ihrer Wünsche stört. —

— Es obliegt uns noch zu erklären, welchen Einfluss es auf den Gang der Wirthschaft ausübe, dass die Menschen dem Werthgebote, wie sie es anlässlich der Durchführung der Production in sich finden, folgen und ihr productives Verhalten nach demselben einrichten.

Zwei Acte bedürfen der Erklärung. Es ist zu erklären, welchen Einfluss es übe, dass man den Werth der erwarteten Productionsfrüchte auf Grundlage des Grenznutzens schätzt, den sie voraussichtlich beim Gebrauche geben werden. Bedarf dies wirklich noch der Erklärung? Ist der Vortheil eines solchen Verhaltens nicht zweifellos? Der Gebrauch ist das Ziel des Daseins der Güter, durch die Production wünscht man zum Gebrauche zu gelangen. Wenn man nun die Güter, die man zu erzeugen strebt, schon in den Plan der Production mit eben demselben Werthe einstellt, den ihnen später beim Gebrauche zuzuerkennen Vortheil bringt, so wird hiedurch die Production, ihrer Aufgabe entsprechend, dem Gebrauche dienstbar und geeignet gemacht, ihn auf das vollkommenste vorzubereiten.

Es ist ferner zu erklären, welchen Einfluss es übe, dass man den Werth der Productivgüter auf Grundlage des Werthes der erwarteten Productionsfrüchte schätze. Auch hier ist der Vortheil offenbar. Was geschieht? Im Werthe des Productivbesitzes wird der Werth der Producte vorausgefühlt. Das Interesse belastet sich für jedes einzelne Stück des productiven Vorrathes mit einer Erwartung, die nur durch das vollkommene Gelingen der productiven Unternehmung gerechtfertigt werden kann, und zwingt sich dadurch, vom Beginne der Production bis zu ihrem Abschlusse darüber zu wachen, dass hinsichtlich jedes einzelnen Stückes Alles gethan werde, was gethan werden muss, damit die Erwartung verwirklicht werde, und dass hinsichtlich jedes einzelnen Stückes Alles vermieden werde, was die Verwirklichung der Erwartung behindern könnte.

Das Interesse führt Buch. Der productive Vorrath, an sich werthlos, weil keiner unmittelbar dem Bedürfnisse dienenden Verwendung fähig, aber als Quelle künftiger Genussgüter von Wichtigkeit, wird als gegenwärtiger Reichthum vorgeschrieben, seine Erhaltung wird überwacht, seine Verwendung gilt als Vermögensminderung, die nur bewilligt werden darf, wenn durch die erzeugten Früchte anderseits eine verhältnissmässige Vermögensmehrung in Aussicht steht. Die ersten Grundsätze der Buchführung, welche nach und nach zu einer förmlichen, dem Laien unverständlichen Disciplin ausgebildet wurde, sind einfach dem Interesse abgelauscht und enthalten nichts Anderes, als was auch ein Wilder bei seinen productiven Ueberlegungen unzweideutig fordert.

Uebrigens muss eine Productionsweise bereits völlig eingewöhnt, technisch wie ökonomisch vollkommen beherrscht sein, bis der Werth der Productivgüter den der Producte ganz und gar in sich aufgesaugt hat. So lange die Production neu ist, ist dieser Process des Aufsaugens erst im Gange. Bevor die neue Productionsweise bekannt war, hatte das Productivgut gar keinen oder nur einen geringeren Werth. Die Kenntniss des neuen Verfahrens bewirkt ein Eindringen oder doch ein Anschwellen des Werthes, eine Werthsteigerung, die oft ausserordentlich gross ist. Dies ist die Quelle der oft erstaunlich grossen Productionsgewinne. Es ist wichtig, zu erkennen, dass diese Quelle immer nur kurze Zeit fliessen könne und dann versiegen müsse. Mit der endgiltigen Beherrschung und Durchführung des neuen Verfahrens ist der Process der Bildung des Interesses vollendet. Das Interesse hat von den neuen productiven Reichthümern Besitz ergriffen und erblickt in ihrer Ausnützung nicht mehr einen gewinnbringenden Vermögenszuwachs, sondern nur die Erfüllung gerechter Ansprüche. Bis sich das Interesse völlig eingelebt hat und das Gleichmass des Gefühles gewonnen ist, sind bei wichtigen Neuerungen gewöhnlich mannigfache Schwankungen nach oben und wieder nach unten vor sich gegangen. Bald durch Hoffnung überreizt, bald durch Furcht zurückgedrängt, wird das Interesse bald weit über das berechtigte Mass erhoben, bald allzusehr gedrückt. Die oft beschriebene

Erscheinung des Goldfiebers nach der Auffindung neuer Goldlager ist das typische Bild für das wechselnde Auf- und Abschnellen und das allmählige Ausgleichen des Interesses von dem Augenblicke, da sich die Kunde einer neuen, Bereicherung verheissenden Erfindung oder Entdeckung verbreitete, bis zu dem Zeitpunkte, da sich eine ständig geordnete Production entwickelt hat.

Es ist selbstverständlich, dass alle die grossen Vortheile der Erleichterung in der Uebersicht der Güterverwendungen und in der Ertragung der Sorge um die Güter, wie wir sie weiter oben besprochen haben, welche davon herrühren, dass im Werthe statt der Rücksicht auf den gesammten Nutzen lediglich die Rücksicht auf den Grenznutzen wirksam ist, dass alle diese Vortheile auch in Rücksicht auf den Productivgüterbesitz genossen werden.

## II. Das Kostengesetz.

Wir haben bisher eine einzige Productivgüterordnung angenommen, aus welcher eine einzige Art von Erzeugnissen gewonnen wird. In Wirklichkeit kommt es überaus häufig vor, dass ein und dasselbe Productivgut — wie z. B. Kohle, Holz, Eisen, Arbeit — an der Hervorbringung einer sehr grossen Reihe verschiedenartiger Producte betheiligt ist. Durch die Rücksicht auf die wechselseitigen Beziehungen der einem und demselben Productivgute entstammenden Erzeugnisse — ich werde sie der Kürze halber productionsverwandte Erzeugnisse nennen — entstehen mehrfache Complicationen der Regeln der Werthschätzung.

Bevor wir auf deren Besprechung übergehen, müssen wir uns über eine Vorfrage klar werden, nämlich darüber, ob der Grenznutzen — welcher die Marke des Werthes wird — in allen zusammengehörigen Productionen immer als gleich hoch angenommen werden dürfe, oder, anders ausgedrückt, ob die an die productionsverwandten Erzeugnisse gewiesenen Bedürfnisse durchaus gleicher Ausdehnung fähig seien.

Niemand wird bezweifeln, dass die höchsten Erregungen des Verlangens in den verschiedenen Bedürfnissarten verschieden

intensiv sind. Der Höhepunkt des Verlangens nach Nahrung ist der äusserste Hunger, der dem Hungertode vorhergeht, der Höhepunkt des künstlerischen Verlangens, so hoch er ist, erreicht doch diesen Grad bei Weitem nicht, wie denn die Menschen lange auf der Erde gehaust und ihr Brot im Schweisse des Angesichtes verdient haben, bis sie ihr Verlangen nach Kunst zu befriedigen vermochten.

Wie verhält es sich mit den Tiefpunkten des Verlangens? Stufen sich die Begierden nach unten zu alle gleichmässig ab? Ich meine so: Fühlen die Menschen in jeder Bedürfnissart von deren Höhepunkt an herab alle kleinsten Grade der Skala des Begehrens gleichmässig durch? Ueberspringen sie nirgends auch nur einen einzigen? Und erstrecken sich alle ihre Begierden bis zu demselben Endpunkte?

Wenn man sich also an irgend einem Punkte der Skala des Begehrens eine Linie durch alle Bedürfnissarten durchgezogen denkt — einen Querdurchschnitt der Bedürfnisse — trifft dieselbe in dieser Höhe auf jede Art — natürlich diejenigen Arten ausgenommen, deren höchster Punkt erst tiefer ansetzt — oder giebt es Arten, die sich über diesem Grade bereits erschöpft haben, oder die diesen Grad überspringen?

Man wird, vor Beantwortung dieser Frage, eine Gegenfrage erheben müssen. Was ist eine Bedürfnissart? Bilden etwa alle Bedürfnisse, die durch Speise befriedigt werden, zusammen eine Art, oder müssen sie, und nach welchem Eintheilungsgrunde müssten sie noch untergetheilt werden?

Die Antwort würde einem Psychologen schwer fallen. Woher soll er den Eintheilungsgrund nehmen? Uns dagegen, die wir die Bedürfnisse bloss für die Zwecke der Wirthschaft ansehen, fällt sie sehr leicht. Jene Bedürfnisse gelten uns gleichartig, die durch gleichartige Güter befriedigt werden. Welche Güter zu einer und derselben Art zu zählen sind, das wird nach praktischen Rücksichten entschieden. Ein solcher Trieb des Verlangens nach Nahrung, der sich an groben Nahrungsmitteln genügen lässt, ist anderer Art, als ein solcher, der nur durch feinere Speise befriedigt werden kann, weil eben grobe und Luxusnahrungsmittel im Handel verschiedenartige Artikel sind

In unserer ersten Frage können wir daher statt »Bedürfnissarten« sagen »Arten des Verlangens nach Gütern«.

So gedeutet, ist die Frage wohl auch schon beantwortet. Bedürfnissarten in diesem Sinne gehen meist nur durch sehr wenige Grade des Begehrens durch, sie erschöpfen sich meist bald. So wie sie sich verfeinern, fordern sie fast alle immer wieder neue Veränderungen an den Befriedigungsmitteln, wodurch diese, im Sinne des Verkehres, der Production und des Handels, ihre Art verändern. Dabei sind manche Artikel mit weit grösserer Genauigkeit den feineren Nuancen des Begehrens, der Laune, dem wechselnden Geschmacke und der Bequemlichkeit anzupassen, als andere, wie es denn manche giebt, die nur in einer oder in wenigen Formen vorkommen, in denen sie vom reichen wie vom armen, vom verwöhntesten wie vom einfachsten Manne gebraucht werden. Die Querdurchschnitte der Bedürfnisse treffen daher lange nicht auf alle (nicht schon durch ihren zu geringen Höhepunkt ausgeschlossenen) Bedürfnissarten, indem viele derselben entweder gar nicht bis zu dem untersuchten Grade herabreichen, sondern sich schon über demselben erschöpft haben, oder indem sie denselben zwar decken, ohne aber einen besonderen, ihm eigenthümlichen, ihn von anderen Graden unterscheidenden Ausschlag zu geben.

Hieraus folgt eine wichtige Anwendung auf die Production für alle die Fälle, wenn aus einer Gattung von Productivgütern mehrere oder viele Gattungen von Producten erzeugt werden.

Eine ordentliche Wirthschaftsführung erfordert in einem solchen Falle die Verfolgung eines Planes, der im Wesen darauf hinauskommt, wie wir es eben bildlich ausgedrückt haben, einen Querdurchschnitt durch diejenigen Bedürfnissarten zu ziehen, deren Befriedigungsmittel aus den einzelnen, in Frage kommenden Productionszweigen gewonnen werden sollen. Wo die Menge der verfügbaren Productivgüter zu gering ist, um alle verlangten Producte zu erzeugen, soll der Vorrath so verwendet werden, dass die meisten und dass zugleich die wichtigsten Wünsche erfüllt werden. Kein Theil des Productivvorrathes soll in irgend einem Productionszweige zur Hervorbringung eines minder wichtigen Erzeugnisses verwendet werden, während er in einem

anderen zur Hervorbringung eines wichtigeren verwendet werden könnte. Wenn nun die Bedürfnisse in allen Arten sich gleichmässig abstufen würden, so würde das Gebot dahin zu fassen sein, dass die Production in allen Zweigen stets bis zur gleichen Höhe des Grenznutzens ausgedehnt werden müsse, und es wäre verboten, irgendwo über die gemeine Grenze der Ausdehnung hinauszugehen. Da sich aber die Bedürfnisse verschieden abstufen, so ist es ganz wohl erlaubt, ja es ist geboten, die Production in gewissen Zweigen weit über das Mass des Nutzens hinaus fortzusetzen, bei welchem man sich in den anderen begnügt hat, wenn man nur die Producte minderen Grenznutzens nie erzeugt, so lange irgendwo noch Producte höheren Grenznutzens mit dem gleichen Aufwande erzeugt werden könnten.

Wir bringen von dieser langen Abschweifung eine wichtige Erkenntniss heim: Wir müssen, um den von uns angenommenen Thatbestand der Production dem wirklichen gleich zu machen, nicht bloss statt einer einzigen Gattung von Producten deren mehrere und viele, sondern wir müssen auch statt des einfachen Grenznutzens, wie er einer Gattung für sich eigen ist, in den mehreren Gattungen verschiedene, gleichzeitig geltende Grade des Grenznutzens substituiren. Folgerichtig müssen wir auch den von uns abgeleiteten einfachen Regeln der Werthschätzung Zusätze anfügen, durch welche den verwickelteren Verhältnissen Rechnung getragen wird.

Was zunächst die Regel der Werthschätzung der Productivgüter betrifft, so wird dieselbe folgendermassen zu lauten haben (wobei ich der Deutlichkeit wegen wieder voraussetze, dass sich die Gütereinheiten in allen Ordnungen entsprechen): Die Grösse des Werthes der Productivgüter wird durch den geringsten Grenznutzen bestimmt, der in irgend einem Productionszweige wirthschaftlicher Weise noch erreicht werden darf, oder mit anderen Worten, sie wird durch den Werth jener Producte bestimmt, welche, wenn der Werth der Producte gattungsweise bestimmt würde, den geringsten Werth hätten. Die Gattung oder die Gattungen, welche den geringsten Grenznutzen enthalten, sind es, die den Ausschlag für die Werthschätzung geben, wenn auch selbstverständlich die Rück-

sicht auf die Verhältnisse aller übrigen Productionszweige, die nur irgend einen Theil des Productivgütervorrathes aufsaugen, gleichfalls zum Ausgange der Werthschätzung beiträgt. Begreiflicherweise werden in Hinsicht auf die grossen Productivgütergattungen kleine Schwankungen des Vorrathes und des Bedarfes keine Veränderung am entscheidenden Grenznutzen hervorbringen können. Man muss nicht glauben, dass der Werth des Eisens sich ändern müsse, je nachdem der Bedarf an eisernen Nägeln in einigen Haushaltungen etwas zugenommen oder abgenommen hat. Bei den grossen Productivartikeln geben nur die grossen Verhältnisse des Vorrathes und Bedarfes einen Ausschlag, die Auffindung, Entstehung und Erschöpfung oder zum mindesten die Ausdehnung und Einschränkung von Productionsgebieten, die Einführung neuer, das Abkommen veralteter Productionsweisen auf der einen Seite, Veränderungen in den Bedürfnissen von Volksklassen oder zum mindesten in den Verhältnissen grosser Absatzzweige auf der anderen Seite.

Die Regel der Werthschätzung der Producte erleidet eine viel tiefer greifende Umgestaltung. Sie bleibt nur hinsichtlich derjenigen Gattungen von Producten, welche den ausschlaggebenden mindesten Grenznutzen in sich enthalten, in der oben aufgestellten Form in Geltung. Hinsichtlich der übrigen Gattungen, deren eigener Grenznutzen höher ist, als der zur Grundlage des Werthes des gemeinsamen Productivgutes genommene mindeste Grenznutzen, wird die Regel der Werthschätzung dahin zu lauten haben, dass, einen normalen Productionsverlauf vorausgesetzt, der Werth nicht vom eigenen, sondern von diesem geringsten innerhalb der productionsverwandten Gattungen ausschlaggebenden Grenznutzen abgeleitet werde; im Falle von Störungen im Productionsverlaufe — ich werde den Ausdruck später erklären — gelten andere, zum Theile noch complicirtere Regeln.

Ein Beispiel möge zur Erläuterung dienen. Aus demselben Eisen, aus dem die Bürger eines Landes die Waffen erzeugen, um ihre Ehre und ihren Besitz, die Selbstständigkeit ihrer Bildung und die Entwicklung ihres Nationalreichthums zu

schützen, erzeugen sie auch tausenderlei Geräthschaften. Der Werth der Waffen nun, der für sich betrachtet, weit grösser wäre, wird — wenn wir nämlich von den anderen mitbetheiligten Productionsfactoren einstweilen absehen — bei regelmässigem Verlaufe der Production bloss nach dem Werthe des verwendeten Materiales geschätzt, welcher wieder von dem Werthe der geringfügigigsten Geräthe als der Producte des mindesten Grenznutzens hergeleitet wird.

Ich nenne einen solchen Productionsverlauf regelmässig, während dessen sowohl im Vorrathe als im Bedarfe entweder gar keine oder so geringe Schwankungen gegenüber den bei der Einrichtung der Production gemachten Annahmen eintreten, dass dieselben durch entsprechende Veränderung der Production ohne Nachtheil ausgeglichen werden können. Unregelmässig nenne ich den Productionsverlauf erst dann, wenn die Schwankungen so gross sind, dass sie nicht mehr ausgeglichen werden können, und dass daher die anfänglich getroffene Eintheilung der Production sich später als nachtheilig erweist. Der herbeigeführte Nachtheil kann sowohl darin liegen, dass man für Bedürfnisse, die entweder neu entstanden oder deren vorbereitete Deckungsmittel durch einen widrigen Zufall zerstört worden sind, gar keine Deckung hat und daher unmittelbar eine Entbehrung erleiden muss, die man bei besserer Voraussicht der Zukunft vermieden hätte, als auch darin, dass man für Bedürfnisse, die vorher bestanden, aber inzwischen aufgehört haben zu bestehen, Befriedigungsmittel vorbereitet hat, die man nun nicht gebrauchen kann oder ohne rechten Nutzen verbrauchen muss, während man mit Hilfe der zu ihrer Erzeugung verwendeten Productivmittel recht wohl andere Gebrauchsgüter zu erzeugen gewusst hätte, die man mit gutem Nutzen werwenden konnte.

Es ist möglich, selbst ziemlich grosse Schwankungen des Bedarfes und Vorrathes auszugleichen. Für den Fall einer unvorhergesehenen Steigerung des Bedarfes oder Minderung der Vorräthe kann man dadurch Vorsorge treffen, dass man Reservevorräthe anlegt, die für so lange ausreichen, bis die Production wieder nachgekommen ist. Nicht nur die Consu-

menten thun dies, sondern auch die Producenten und die Handelsleute, diese Beiden allerdings nicht unmittelbar mit der Absicht, dem Bedürfnisse abzuhelfen, sondern mit der eigennützigeren, aber für den Erfolg eben so wirksamen Absicht, keine Verkaufsgelegenheit wegen Mangels an Waare zu versäumen. Die so angesammelten Vorräthe an Gütern sind in allen wichtigeren Artikeln beträchtlich. Der Bedarf muss plötzlich und stark gesteigert worden sein, oder eine namhafte Zerstörung von Gütern muss stattgefunden haben, bis die Folgen sich in einer Einschränkung am Gebrauche fühlbar machen können. Die Production wird, den Zeitraum, für den durch die angesammelten Vorräthe vorgesorgt ist, benützend, dem gesteigerten Bedarfe gerecht geworden sein oder die erlittene Einbusse gutgemacht haben, ehe alle Vorräthe aufgezehrt sind, falls eben nicht die eingetretene Veränderung eine allzu grosse war. Veränderungen, die durch Sinken des Bedarfes oder plötzliche Vermehrung des Vorrathes (beispielsweise in Folge eines starken Importes vom Auslande) entstehen, werden, wenn sie nicht allzu beträchtlich sind und nicht leicht verderbliche, undauerhafte Güter betreffen, dadurch ohne Nachtheil ausgeglichen, dass man die Production eine Zeitlang einschränkt.

Es ist nicht nothwendig, dass wir uns um Beweisgründe für die Richtigkeit der Regel bemühen, welche wir hinsichtlich der Werthschätzung der Producte bei normalem Productionsverlaufe aufgestellt haben. Sie ist uns nicht neu, wir kennen sie schon und haben sie schon erwiesen. Sie ist die allgemeine Regel der Werthschätzung von Theilen eines Gütervorrathes, nur in einer neuen und besonderen Fassung.

Alle Producte eines und desselben Productivgutes sind im Grunde von einerlei Gattung. Sie stellen — wir sehen hiebei selbstverständlich von den wechselnden Beimischungen ab, die von dem Zusatze anderweitiger, zur Production mitwirkender Factoren herrühren — sie stellen verschiedene Formen des einen Productivgutes dar. Alle Geräthe aus Eisen sind Formen des Eisens, sie sind allotropische Modificationen desselben Elementes. Innerhalb des ganzen grossen Kreises der productionsverwandten Producte gilt die gemeine Regel, dass der Werth der Stoff-

einheit für alle Einheiten gleich und nach dem geringsten wirthschaftlichen Grenznutzen der Einheit bemessen werde. Die Waffe wie der Nagel und die Maschine werden — ich wiederhole, dass wir von dem Einflusse anderer betheiligter Productionsfactoren einstweilen absehen, worin liegt, dass wir von dem sogenannten Formwerthe absehen — mit Rücksicht auf die verbrauchte Menge Eisens nach dem Werthe geschätzt, den dieses in seinen mindest wichtigen, noch zulässigen Verarbeitungen erhält.

Dies gilt jedoch nur für einen ruhigen Productionsverlauf. Nur bei ruhigem Productionsverlaufe macht sich die Productionsverwandtschaft geltend, bei gestörtem Verlaufe wird der Zusammenhang der Productionen mehr oder weniger gelöst, und statt der allgemeinen Bedingungen der Production müssen die Verhältnisse der einzelnen Gruppen von Producten zur Grundlage der Werthschätzung genommen werden.

Bei normalem Verlaufe ist immer die Möglichkeit vorhanden, dass man fehlende Stücke selbst der zu den wichtigsten Diensten bestimmten Güter nachschaffen könne, ohne ein anderes Opfer als das Opfer der unter den günstigsten Umständen zur Production nothwendigen Productivgüter, welches schliesslich ein Opfer der mit denselben Mitteln herstellbaren Producte mindesten Grenznutzens ist. Durch die Möglichkeit, die man hat, die folgenden Productionsgänge auszudehnen und einzuschränken und inzwischen, wenn nöthig, die Reservevorräthe zu benützen, kann man eine Gattung von Producten durch eine andere, die ihr in ihrer fertigen Erscheinung nicht mehr ähnlich ist, vertretbar machen. Man kann den Besitz von Waffen vergrössern, indem man den von anderen Eisenwaaren einschränkt, ohne dass man doch nöthig hätte, diese letzteren geradezu zur Gewinnung von Material zu verwenden. So kann es kommen, dass man sich vom Besitze gewisser Gegenstände mit einem Nutzen abhängig fühlt, den sie ihrer Art nach gar nicht zu leisten im Stande sind, sondern der einer anderen, jedoch productionsverwandten Gattung entnommen ist. Innerhalb einer und derselben engeren Gattung von Gütern haben wir die Regel beobachtet, dass ein Unterschied zwischen dem

durch ein einzelnes Gut herbeigeführten und dem von ihm abhängig gefühlten Nutzen zu machen sei; nicht der erstere, sondern der letztere ist es, welcher die Grundlage des Werthes wird, und daher kommt es, dass die Grösse des Werthes und des Nutzens sich bei einer beträchtlichen Anzahl von Gütern nicht decken. Dieselbe Beobachtung, im grösseren Stile, machen wir in Hinsicht auf den weiteren Kreis aller productionsverwandten Güter. Es kann sein, dass der abhängig gefühlte Nutzen so entlegen ist, dass er sich gar nicht mehr innerhalb der engeren Gattung, der das Gut angehört und den es seiner Art nach allein herbeiführen kann, befindet. Er liegt weit ab, an der Grenze aller Nutzungen des gemeinsamen Productivgutes.

Durch eine umfangreichere Störung im Productionsverlaufe werden die Bedingungen der Werthschätzung derart verändert, dass nicht mehr alle productionsverwandten Gattungen für einander vertretbar gelten können. Der Bedarf an gewissen Erzeugnissen kann plötzlich so gesteigert oder ihr Vorrath kann plötzlich so vermindert werden, dass trotz der äussersten Anspannung der Production doch für längere oder kürzere Zeit eine ausnahmsweise und beschwerliche Einschränkung in den an die Erzeugnisse gewiesenen specifischen Bedürfnissbefriedigungen nicht zu vermeiden ist. In einem solchen Falle kommt der eigene Grenznutzen derselben unmittelbar zur Geltung, und wenn dieser höher ist als der die Werthschätzung des Productivgutes beeinflussende Nutzeffect, so werden dieselben höher geschätzt werden müssen, als sie mit Rücksicht auf den Werth der zu ihrer Erzeugung verwendeten Productivmittel zu schätzen wären. Diese Werthschätzung wird so lange andauern, als sie von der Production abgeschnitten sind. In dem Masse, als mehr und mehr Productivmittel zugeführt werden, wird auch die Werthschätzung dieser Erzeugnisse herabgehen, indem sie sich nämlich jeweils dem mindesten Grenznutzen der in wirksamen productiven Verband gebrachten Gattungen anpasst. Sobald das frühere Verhältniss von Bedarf und Vorrath wieder hergestellt ist, wird sie gleichfalls auf ihr früheres Mass sinken. Selbstverständlich wird sie sich überhaupt nicht bei jeder Störung bis zur vollen Höhe des Grenznutzens der Gattung erheben, sondern sich immer

nach jenem Grenznutzen richten, der gerade in einer der anderen Gattungen aufgeopfert werden muss.

Wenn umgekehrt der Bedarf an Producten plötzlich so tief sinken sollte, dass der vorhandene Vorrath einen Grenznutzen giebt, der unter dem für den Werth des Productivgutes entscheidenden Grenznutzen bleibt, so wird die Production eingestellt werden müssen, weil sie nicht mehr wirthschaftlich zulässig wäre, und der Werth wird gleichfalls innerhalb der Gattung, nach dem eigenen tieferen Grenznutzen, zu beurtheilen sein.

Uebrigens wird der Irrthum und die Leidenschaft, die Stärke der Hoffnungen und Befürchtungen in so unregelmässigen Verhältnissen weit mehr als in den eingewöhnten zum Ausgange der Werthschätzung beitragen. Abweichungen von dem zutreffenden Urtheile werden viel häufiger sein, nicht bloss weil der Verstand grössere Schwierigkeiten findet, die entscheidenden Momente des Thatbestandes zu sammeln und zu prüfen, sondern namentlich auch aus dem Grunde, weil er selbst durch allzu verblendete Hoffnungen oder durch übertriebene Befürchtungen, wie sie den Menschen in aussergewöhnlichen Lagen eigenthümlich sind, seiner Sicherheit und Schärfe beraubt wird.

Die vorgetragenen Regeln der Werthschätzung sind in ihrer vulgären Fassung Jedermann bekannt. Gemeinhin giebt man der Rücksicht auf den Werth des Productivgutes, beziehungsweise auf den Grenznutzen aller productionsverwandten Producte den Namen der Rücksicht auf die Kosten, und der Rücksicht auf den Grenznutzen der engeren Gattung giebt man den Namen der Rücksicht auf »den« Nutzen. Die Regeln lauten daher gemeinhin — und wer kennt sie nicht in dieser Fassung? — dass in aller Regel die »Kosten« den »Werth«, das will nämlich sagen den Werth der Producte, bestimmen, und dass nur in Ausnahmsfällen, in Folge von Productionsstörungen, der »Werth« durch »den« Nutzen bestimmt werde. Dass auch die Kostengüter Werth haben, wird nicht bedacht.

Es ist leicht zu erklären, warum die gemeine Meinung gerade diese Fassung gewählt hat. Die Umstände der Production sind derart, dass der wahre Ursprung des Werthes

verdunkelt wird, und dass alles Licht auf die Kosten fällt, welche den bestimmenden Einfluss auszuüben scheinen, indess sie selbst sich fast keinem Einflusse unterworfen zeigen.

Der Process der Werthbildung verfolgt in aller Regel einen Kreislauf. Von der Betrachtung der Gebrauchsgüter je in den einzelnen Gattungen steigt die Bewegung zur Schätzung der Productivgüter auf und kommt dann wieder zu den Gebrauchsgütern zurück, das erste Urtheil mit Rücksicht auf die allgemeinen Verhältnisse verbessernd. Der aufsteigende Ast dieser Bewegung, bis zum Werthe der Productivgüter, entgeht mit seinen Ursachen, die zugleich die Ursachen der ganzen Bewegung sind, in allen Fällen, in denen es sich um verbreitetere Hilfsmittel der Production handelt, der allgemeinen Beobachtung. In Rücksicht auf solche Productivgüter kennt jede Klasse von Producenten nur den geringen Theil der die Werthschätzung beeinflussenden Thatsachen, der sich gerade in ihrem Geschäftszweige findet. Gewisse Gattungen von Productivgütern, wie z. B. von den stofflichen Gütern Eisen, Holz und Kohle und wie vor Allem die menschliche Arbeit, sind so ausgedehnt, dass sie in jede oder fast in jede Production eingreifen, und dass sie so wenig von einem Einzelnen überblickt werden können, als die Volkswirthschaft selbst. Die Folge dieser Zersplitterung der Beobachtungen ist, dass die für die Werthschätzung ausschlaggebenden Acte, während sie ihre Wirkung thun, doch aufhören, der allgemeinen Beobachtung als Ursachen derselben zu erscheinen. Hundertmal vielleicht verändert sich der Werth der Productivgüter aus Bestimmgründen, die von anderen Productionszweigen ausgehen, ehe er sich einmal aus Bestimmgründen von der eigenen Production her verändert. Hundertmal hat man ihn als eine Thatsache betrachtet, die ohne eigenes Zuthun und, wie man dann gerne annimmt, ohne irgend Jemands Zuthun da ist, bis man einmal selber die Einflüsse wirken sieht, durch die er wächst und entsteht. Ist es zu verwundern, dass man auf dies eine Mal kein Gewicht legt, dass man überhaupt nicht darüber nachdenkt, von woher der Werth der Productivgüter wachse und entstehe, und dass man sich dabei beruhigt, ihn als eine gegebene Thatsache zu denken?

Anders verhält es sich mit Productivgütern von geringer Verbreitung. Bei ihnen gewinnt man leicht den Ueberblick über den ganzen Umfang ihrer Verwendungen und muss erkennen, dass ihre Verwendungen es sind, die ihnen den Werth geben. Die Arbeitsleistungen eines Mannes, der allein eine gewisse Fertigkeit treibt, die Vortheile eines Platzes, der sich in ausnahmsweise günstiger Lage befindet, oder der die einzige Fundstelle gewisser Stoffe ist, werden, hierüber wird Niemand Zweifel haben, nach dem Werthe des Ertrages, den sie gewinnen lassen, geschätzt.

Grundstücke, Minen und dergleichen nähern sich, trotz der grossen Anzahl, in der sie vorhanden sind, in ihrem wirthschaftlichen Charakter dennoch den zuletzt genannten Productivgütern an. Es ist unverkennbar und drängt sich der Beobachtung unabweisbar auf, dass sie ihren Werth durch den Werth ihrer Früchte empfangen. Sie unterscheiden sich hierin beträchtlich von den meisten Capitalien und Arbeitsleistungen, für deren Werth die gemeine Meinung nicht mit der gleichen Sicherheit den Ursprung anzugeben weiss. Es würde uns zu weit führen, die Gründe hiefür genau zu untersuchen; sie dürften wohl zum Theile in der Sichtbarkeit des Vorganges des Früchtetragens und zum Theile in der Unbeweglichkeit und stark ausgeprägten wirthschaftlichen Individualität dieser Güter zu finden sein, in Folge deren sie, im Gegensatze zu den umbildungsfähigeren Elementen des beweglichen Capitales und der Arbeit, unfähig sind, in vielerlei Productionen verwendet zu werden und die Ausdehnung derselben activ zu beeinflussen, sondern mehr darauf angewiesen sind, die Rolle in der Production zu spielen, die ihnen durch ihre Natur von vorn herein bestimmt ist.

Der niedersteigende Ast des Processes der Werthbildung, vom Werthe der Productivgüter an zu den Producten zurück, wird dagegen in allen Fällen von allen betheiligten Personen in gleicher Weise gesehen. Der Einfluss des Werthes der Productivgüter wird jedem Producenten, der in irgend einem der abhängigen Productionszweige thätig ist, in gleicher Weise bekannt. Er wird ein Gegenstand des gemeinen Wissens, er

wird ein Gegenstand des gemeinen Nachdenkens, über ihn entstehen parallele Urtheile Vieler, Gemeinurtheile.

Der Ausdruck derselben ist die gemeine Meinung von den Kosten, dass die Kosten in aller Regel den Werth bestimmen.

Unter den Kosten versteht man die Productivgüter, wenn sie den Werth der Producte zu bestimmen scheinen, und mit Rücksicht auf diese ihnen zugedachte Wirkung. Hauptsächlich und im gewöhnlichsten Sinne wendet man daher den Begriff, mit Ausschluss der unbeweglichen uud aller individuelleren Güter, auf die grösseren Gruppen der Capitalgüter und der Arbeit an; eine genauere Grenze des Sprachgebrauches lässt sich nicht angeben. Ich hebe nur das Eine besonders hervor, dass die Productivgüter, welche überhaupt als Kosten gelten, als solche auch gegenüber den Producten mindesten Grenznutzens gelten, von denen ihr Werth in nächster Linie abgenommen ist. In Hinsicht auf die grossen Productivgütergattungen fühlen sich alle Producenten in allen Zweigen der Erzeugung durch den Einfluss der Werthfactoren aus den verwandten Zweigen, den man als Einfluss des Werthes der Productivgüter wahrnimmt, d. i. durch den Einfluss der Kosten bestimmt. Diese sind Thatsachen, deren Herkunft Niemand recht kennt, Niemand zurückverfolgt, aber mit deren Bestande Jedermann zu rechnen gezwungen ist.

Die auffälligste Wirkung freilich übt der durch die Kosten vermittelte Einfluss oder, wie man lieber sagt, der Einfluss der Kosten in Hinsicht auf jene Productionserzeugnisse aus, deren eigener Grenznutzen höher ist, als der Kostenwerth. Der Werth solcher Erzeugnisse wird durch die Kosten, oft sogar sehr beträchtlich, herabgedrückt. Der Feuertelegraph in einer grossen Stadt, der den Einwohnern derselben unschätzbare Diente leistet hat doch nur den geringfügigen Werth der Materialien und Arbeitsleistungen, durch die er hergestellt wird. Erzeugnisse solcher Art zeigen oft, bei ganz unverändertem Stande des Bedarfes, der Grösse des Absatzes sowohl als der Intensität der Nutzwirkung, beträchtliche Veränderungen des Werthes, die ausschliesslich von Veränderungen in der Grösse des

Kostenaufwandes herrühren. Wenn der Unterschied zwischen dem Kostenwerthe und ihrem eigenen Grenznutzen beträchtlich und wenn zugleich ihr Bedarf stationär ist, so wird selbst eine ziemlich beträchtliche Erhöhung des Kostenaufwandes, z. B. durch Auflegung einer hohen Steuer auf den Genuss solcher Artikel, ertragen werden können, ohne dass der Absatz sich verminderte, während dennoch der Werth beträchtlich steigt, und umgekehrt wird eine beträchtliche Abnahme des Kostenaufwandes, z. B. durch Einführung einer billigeren Productionsweise, ein Herabgehen des Werthes, aber ohne Ausdehnung des Absatzes zur Folge haben.

Es ist darüber Streit geführt worden, ob der Werth den Productionskosten, d. i. den Kosten, wie sie bei der Erzeugung wirklich aufgewendet wurden, oder den Reproductionskosten, d. i. den Kosten, wie sie bei der Wiedererzeugung mit Rücksicht auf die inzwischen geänderten Verhältnisse der Technik und des Marktes aufgewendet werden müssten, sich anpasse. Der Streit ist zu Gunsten der Reproductionskosten zu entscheiden. Fertige Gebrauchsartikel verschiedener Gattung können einander nicht vertreten, nur die zur Erzeugung von Gütern der einen Gattung bestimmt gewesenen und noch nicht verarbeiteten Productivgüter können die für die anderen bestimmt gewesenen und damit mittelbar deren Erzeugnisse vertreten. Was erzeugt ist, ist sich fremd, die einzige Verbindung liegt in der Wiedererzeugbarkeit aus derselben Quelle, mit demselben Aufwande.

Das ist die Wahrheit über die Kosten. Man hat in ihnen ein besonderes Princip des Werthes zu erkennen geglaubt, sie sind es nicht. In Wahrheit hat man an ihnen nichts, als einen äusserst anschaulichen und bequemen Ausdruck für den leichter verständlichen Theil des in seinem ganzen Verlaufe allzuschwer übersehbaren und in abstracter Fassung allzuschwer beschreibbaren Processes der Werthbildung in der Production.

Das Kostengesetz ist das allgemeine Werthgesetz in besonderer Richtung. Die vielverbreitete Meinung, dass die Werthschätzung, soweit sie auf den Nutzen der Güter sich

gründe, ein blosses Werk der Laune und subjectiven Willkühr sei, und dass nur in so weit, als sie sich auf die Kosten gründe, sich in ihr eine objective, allen Menschen gemeinsame und sie wirklich bindende Regel äussere, ist darum ohne Zweifel unrichtig. Was verpflichtet die Menschen dazu, den Werth auf Grundlage des geringsten bekannten Kostenaufwandes zu schätzen? Einzig ihr Interesse. Ihr Interesse weist sie auf die möglichste Wahrung des Güternutzens und damit auch der Kosten, in denen sie den Nutzen wahren.

Dagegen ist zuzugeben, dass derjenige Theil der Regel der Werthschätzung, welcher im Kostengesetze zum Ausdruck gebracht ist, in seiner Vollziehung vergleichsweise die grösste Regelmässigkeit zeigt. Die Schwankungen des Werthes sind dann, wenn er mit den Kosten in Uebereinstimmung ist, minder beträchtlich, als wenn Kosten nicht in Betracht kommen. Hierin äussert sich das Gesetz der Ausgleichung in grossen Massen. Die Schwankungen der grösseren Massen aller verwandten Producte, innerhalb deren sich die Schwankungen einzelner Gruppen aufheben, sind ruhiger, als die der einzelnen Gruppen für sich genommen.

Hiemit haben wir die wichtigsten Sätze der Kostentheorie mit unserer Grundauffassung vereinigt. Wir haben ihre Ursprünge und die Grenzen ihrer Geltung verstehen gelernt. Wir dürfen hierin eine starke Bestätigung für die Richtigkeit unserer eigenen Meinung begrüssen. Es ist eine der zuverlässigsten Proben für die Wahrheit einer gewissen Lösung eines Problems, wenn sie an anderen, viel verbreiteten und für sich einnehmenden Lösungen einen Kern von Wahrheit erkennt. Insbesondere in unserem Gegenstande muss es so gelten.

Die Theorien, welche aus den Beobachtungen der wirthschaftenden Menschen, aus den täglichen Gedanken um das tägliche Brot entstanden sind, können nicht reine Irrthümer sein, weil sie nicht reine Erfindungen sein können. Sie müssen mehr als eine ganz geringe Dosis von Wahrheit, sie müssen eine durch ihre Wahrscheinlichkeit einnehmende Kraft besitzen, weil sie sich auf Meinungen gründen, die die reichsten

Beobachtungen zugleich in der den Menschen bequemsten, anschaulichsten Weise zum Ausdruck bringen. —

— Unserem Plane getreu, gehen wir nun daran, zu untersuchen, welche Wirkungen dadurch hervorgebracht werden, dass die Menschen die angegebenen Regeln der Werthschätzung in der Production befolgen.

Kurz gesagt, besteht die Wirkung darin, dass man in den Stand gesetzt wird, selbst bei noch so grosser Ausdehnung der Production die Zuweisung der Productivgüter in die einzelnen Productionszweige zugleich mit der geringsten Anstrengung und in der zweckmässigsten Weise vorzunehmen und zu überwachen.

Nehmen wir an, Jemand hätte über 1000 Einheiten productiver Arbeitskraft oder sonst eines Productivgutes zu verfügen und wäre im Stande, mit deren Hilfe Producte von zehn verschiedenen Gattungen zu erzeugen. Wenn er in jedem der zehn Productionszweige 100 Arbeitseinheiten verwendet und 100 Producte erzeugt, so habe der Werth in jener Gattung von Producten, welche den höchsten Grenznutzen geben, die Intensität 10, der Werth der Producte des mindesten Grenznutzens habe die Intensität 1, und der Werth der übrigen liege zwischen diesen Extremen. Wenn in irgend einem der Productionszweige, welcher es auch sei, mehr als 100 Stücke erzeugt würden, so soll — wir nehmen der Deutlichkeit wegen allenthalben einen so starken Sprung an — der Grenznutzen bis unter die Intensität 1 sinken.

Nach der von uns entwickelten Regel wird der Werth der Gütereinheit in der höheren Ordnung sowohl als in allen Ordnungen der Producte mit 1 anzusetzen sein. Hiemit stellt das Interesse folgende Forderungen. Es wird zunächst verlangt, dass jede productive Einheit auch wirklich productiv verwendet werde und hiedurch die im Werthe gefühlte Erwartung eines Nutzens verwirkliche. Es wird ferner verlangt, dass auch die Grösse der Erwartung dadurch gerechtfertigt werde, dass zum Ersatze für jede aufgeopferte Productiveinheit ein Product, welches den gleichen Werth 1 besitzt, hervorgebracht werde. Solange die Erzeugung in irgend einem Productionszweige

Producte von mindestens diesem Werthe verheisst, besteht mithin ein Antrieb, Productivmittel in demselben zu verwenden. Von dem Augenblicke an, da ein Productionszweig bereits derart gesättigt ist, dass die zu erwartenden Früchte nicht mehr den Werth 1 besässen, hört dieser Antrieb zu wirken auf. Wenn man der Rücksicht auf den Werth folgt, wird man also jeden Productionszweig mit 100 Productiveinheiten, keinen mit mehr, keinen mit weniger, dotiren und daher genau diejenige Zuweisung der Productivmittel treffen, welche die wirthschaftlichste ist. Die Erzeugung aller wirthschaftlich erzeugbaren Güter wird eingeschlossen, die aller übrigen wird ausgeschlossen sein.

Was wäre die Folge einer Werthschätzung, die nach anderen Regeln vollzogen würde?

Gesetzt den Fall, der Werth der Productivgüter würde nicht mit 1, sondern entweder für alle Stücke oder für einen Theil der Stücke höher oder tiefer geschätzt, was wäre die Folge? Im Falle der niedrigeren Bewerthung würde die Bewilligung zur Erzeugung minderwerthiger Producte in irgend einer der Productionen ertheilt sein, welche Ueberschreitung mit einer empfindlichen Einschränkung in anderen Zweigen gebüsst werden müsste. Im Falle der höheren Bewerthung müsste die Bewilligung zu Productionsacten verweigert werden, die nach den Verhältnissen erlaubt sind.

Gesetzt den Fall, man würde den Werth aller Producte höher oder tiefer bemessen, was wäre die Folge? Bei zu hoher Bewerthung ein Antrieb zu leichtfertiger Verschleuderung der Productivgüter, bei zu tiefer ein Antrieb zu ungerechtfertigter Einschränkung der Production.

Was wäre die Folge, wenn der Werth der Producte in jeder Gattung nach dem eigenen Grenznutzen bemessen würde?

In einem so einfachen Falle, als der zum Beispiel genommene, wäre die Folge nicht bedenklich. Es würde immerhin die richtige Auftheilung der Productivgüter ermittelt und überwacht werden können. Nur würde dieser Act mit einer grösseren Anstrengung des Nachdenkens und mit einer stärkeren An-

spannung des Interesses, als sie die von den Menschen in der That befolgte Regel der Werthschätzung auferlegt, vollzogen werden müssen. Man würde das Interesse hinsichtlich der werthvollsten Gattung bis zur Intensität 10 und hinsichtlich der übrigen, ausser der mindest werthvollen Gattung, gleichfalls bis zu höheren Intensitätsgraden anspannen und würde eine Reihe verschiedenartiger Werthschätzungen zu merken haben, ohne dass man einen anderen Erfolg erzielte, als man erzielt, indem man das Interesse allenthalben gleich mit der Grösse 1 bemisst.

Wiederum sehen wir die Werthvorstellung jenen Vortheil der Erleichterung des Nachdenkens und der Sorge gewähren, auf den wir schon bei der Betrachtung der engeren Verhältnisse ausserhalb der Production aufmerksam wurden. Die wirthschaftliche Controle der Production wird mit Hilfe der Werthvorstellung auf die einfachste und sparsamste Weise besorgt. Die wichtigsten und die unwichtigsten Erzeugnisse werden auf die gleiche Stufe des Interesses gestellt, das Interesse wird nach keiner anderen Rücksicht als nach der auf die nothwendige Grösse des productiven Aufwandes abgestuft. Fast möchte man meinen, dass hiedurch ein Antrieb zunächst zu einer ungünstigen Eintheilung der verfügbaren Productivmittel und nachher, nach Vollendung der Production, zu einer unwirthschaftlichen Controle des Gebrauches gegeben werden müsse. Werden nicht die Güter höheren Grenznutzens im Verhältnisse zu hoch geschätzt? Aber was ein Fehler der Anlage zu sein scheint, ist in Wahrheit ein bewundernswerther Vorzug.

Das Interesse an den wichtigeren Erzeugnissen wird herabgedrückt, aber es wird nur jenes Theiles seiner Spannung entlastet, dessen Aufwendung nach den Verhältnissen überflüssig ist, und wird genau bis zu dem tiefsten Stande gemindert, bei dem es die ihm zukommenden Dienste, in der Ueberwachung sowohl der Production als des Gebrauches, noch vollkommen leisten kann. Man sorgt um Waffen nicht mehr, als um irgend eines der gleichgiltigeren Dinge, die mit der gleichen Menge von Arbeit und Arbeitsstoffen producirt werden können, um Wohnung nicht mehr, als um die gewöhnlichsten Erzeugnisse

aus Stein, Lehm und Holz, um Feuerung und Kleider nicht mehr, als um dic entbehrlichsten Erzeugnisse der Stoffe und Kräfte, denen man sie verdankt. Was für unglückliche Geschöpfe wären die Menschen bloss durch die Qualen ihres Verlangens, wenn sie zwar allen Reichthum, aber nicht die ruhevolle Art besässen, ihn zu pflücken und zu geniessen, die sie besitzen! Sie dürften niemals wünschen, ihren Besitz zu vermehren, denn jeder Zuwachs an Gütern müsste auch die unerträgliche Last der Sorge um die Güter noch weiter vermehren. Sie würden sich Zeit Lebens in dem gepeinigten Zustande von Personen ängstlicher Gemüthsbeschaffenheit befinden, welche, des Reichthums ungewohnt, plötzlich zu Glücksgütern kommen und sich unter der Last derselben nach ihrer einfachen Armuth zurücksehnen — wenn sie nicht gar zugleich die Qualen der Furcht vor Hunger und äusserster Entbehrung und die geschäftige Plage um Erhaltung und Mehrung des Vermögens, das neidische Verlangen des Besitzlosen und das peinliche Angstgefühl eines Reichen zu erdulden hätten, welcher immerwährend den Verlust seines Reichthums und den Untergang in Elend und Armuth vor Augen sieht. Mit dem Vortheile der Erleichterung der Sorge vereinigt sich glücklich, so dass man in Erstaunen über eine so geheimnissvolle Verbindung gerathen muss, der Vortheil der Vereinfachung des Nachdenkens. Die bequemste Art der Controle ist zugleich die zuverlässigste, die die Irrthümer am leichtesten vermeidet, weil alle Grössen auf eine einzige Einheit zurückgeführt sind und die Uebersicht auf das möglichste erleichtert ist.

Zugleich bewahrt das Interesse seine volle Elasticität, so dass es im Falle einer Störung des Productionsverlaufes sofort sich zur ganzen Höhe der Wichtigkeit, die den bedrohten Erzeugnissen zukommt, zu erheben oder auch nach Umständen, wenn die Wichtigkeit unter das gewöhnliche Niveau gesunken ist, entsprechend nachzugeben vermag, wodurch in beiden Fällen ein Motiv hervorgebracht wird, welches sowohl den unmittelbaren Gebrauch, als die Production in wirthschaftlicher Weise regulirt. Wenn z. B. der Bedarf an einer Art von Erzeugnissen plötzlich so zugenommen haben sollte, dass alle verfügbaren Vorräthe und überdies noch eine grosse Menge neuer Vorräthe

begehrt werden, so wird der Werth bis auf die Höhe des eigenen Grenznutzens, mit Rücksicht auf den augenblicklichen Stand von Vorrath und Bedarf, erhoben und hiedurch sowohl eine sorgfältigere Auswahl der Bedürfnissbefriedigungen beim Gebrauche zur Pflicht gemacht, als auch ein stärkerer Antrieb für die Production gegeben. Durch den erhöhten Werth der Producte wird eine ausserordentliche Steigerung der Production gerechtfertigt, so dass ausserordentliche Mittel in Anspruch genommen werden dürfen, auf Kosten der Erzeugung nicht bloss der productionsverwandten Producte mindesten Grenznutzens, sondern auch der Producte mittleren und höheren Grenznutzens, so weit, bis bei diesen selbst ein Grenznutzen von gleich hoher Wichtigkeit in Frage kommt. Wenn dagegen der Bedarf an gewissen Erzeugnissen plötzlich und stark gesunken und der Grenznutzen der vorräthigen Stücke unter den Kostenwerth herabgegangen sein sollte, so fällt auch der Werth unter diese Marke, eine freiere Art der Bedürfnissbefriedigung wird erlaubt und das Motiv zur Production fällt für so lange fort, bis der Vorrath vermindert oder der Bedarf wieder gestiegen ist. Unter Umständen wird die Production für immer eingestellt.

Die angeführten Bequemlichkeitsvortheile, welche die einzigen sind, die die Menschen in Rücksicht auf einfachere Thatbestände aus der ihnen eigenthümlichen Weise der Werthschätzung ziehen, verschwinden, so erheblich sie an sich sind, vor einem anderen Vortheile, den sie in Rücksicht auf die umfangreichen und verwickelten Thatbestände der Volks- und Weltproduction gewinnen. Hier ist nicht mehr die blosse Bequemlichkeit der wirthschaftlichen Verrichtungen, sondern ihre Ausführbarkeit selbst in Frage. Die Volksproduction könnte nicht wirthschaftlich überwacht werden, wenn wir nicht durch die Gabe der Werthschätzung ein einfaches und wirksames Controlmittel besässen, ja sie hätte sich ohne diese Gabe gar nie entwickeln können, weil wir ausserdem kein Mittel haben, um eine solche Kenntniss des Bedarfes und Vorrathes in den verschiedenen Bedürfniss- und Güterkreisen zu erwerben, die uns in den Stand setzte, die Eintheilung einer irgend ausgedehnteren Erzeugung in gehöriger Weise zu treffen.

Wenn die Menschen die Gabe der Schätzung des Werthes und seiner Grösse nicht besässen, so könnte die Production nicht, wie es thatsächlich geschicht, vom Werthe aus regulirt werden, sondern man müsste, um zu erfahren, wie weit sie in allen Zweigen ausgedehnt werden solle, und um einen Anhalt zu haben, wie gerade man sein Eisen, sein Holz, seine Kohle, seinen Grund und Boden und die tausend anderen productiven Mittel am besten verwenden könne, die Bedürfnisse zählen und schätzen, alle Vorräthe feststellen, alle Verwendungsarten aufsuchen, ihren Nutzen erproben und wechselseitig vergleichen, und könnte nach dieser Prüfung erst sich entscheiden. Solange jeder Haushalt für sich producirt, stiesse man hierin auf keinerlei Hinderniss. Wie aber sollte die Production aus den engen Grenzen häuslichen Betriebes befreit werden können? Wie sollte man zur Arbeitstheilung, der ersten Bedingung grosser productiver Erträge, gelangen können? Jeder kennt seine eigenen Bedürfnisse und die seiner Familie und ist im Stande, den Productionsplan zur Deckung derselben zu entwerfen. Wer aber kennt alle Bedürfnisse eines Volkes hinlänglich, um sagen zu können, nach welchem Plane der Volksbesitz an Grund und Boden, Capital und Arbeit in die Productionen vertheilt werden solle? Wer kann dieses ungeheure Ganze leiten, wer kann die Theile, die selbst unübersehbar sind, gegen einander abschätzen und reguliren? Niemand könnte es, Niemand thut es. Der Ehrgeiz und die Phantasie sind ohnmächtig vor dieser Aufgabe. Dieses Unternehmen, dem kein anderes gleicht, wird ohne Führer und ohne Plan unternommen. Die Menge der politischen Geschäfte in einem Staate verschwindet vor der Menge der wirthschaftlichen Arbeiten, und doch werden diese mittelst einer Organisation der Bürger bewältigt, die in Dingen der Politik der Anarchie gleichkäme. Kein Fürst, keine Obrigkeit befiehlt, kein Amt überwacht, Niemand ist unterthan, sondern alle Hausväter sind zur Theilnahme am Regimente berechtigt; in dieser Demokratie, in dieser Herrschaft von Millionen ist kein Gemeingeist, keine Berathung, keine Abstimmung. Woher hat sie ihre Ordnung, ihre Sicherheit, ihre Erfolge?

Sie hat sie durch die wirthschaftliche Anlage aller ihrer Bürger, welche unvergleichlich vollkommener ist, als deren Anlage zum Staate. Der Antrieb zur Staatenbildung ist in den Menschen verhältnissmässig schwach. Er hätte sich wohl sogar zu schwach erwiesen, wenn die edleren Tugenden der Regierung und des Gehorsams nicht unterstützt worden wären theils durch die Leidenschaften des Ehrgeizes, der Herrschsucht und selbst der Habsucht bei einzelnen Individuen, und theils durch die Schwäche und Unterwürfigkeit der Uebrigen. Die lebenskräftigen und allgemeinen Antriebe hätten nicht so von selbst zur Bildung der Staaten geführt, wie der Zeugungstrieb zur Fortpflanzung des Menschengeschlechtes führt. In wirthschaftlichen Dingen hingegen findet jeder Einzelne in sich einen Impuls, dem gehorchend er das Allgemeine befördert. Seine eigenen kleinen Pläne verfolgend, hilft er einen grossen Plan zu verwirklichen, den Niemand kennt und von dem Alle Vortheil haben. Es wird häufig von jener harmonischen Verbindung der wirthschaftlichen Interessen der Individuen gesprochen, die dahin führt, dass Jeder, um seinen eigenen Unterhalt zu gewinnen, für Andere arbeitet, und dass Jeder, wenigstens in aller Regel, um desto mehr Andern zu nützen gezwungen ist, je mehr er für sich selber thun will. Was hier unsere Aufmerksamkeit erregt, ist eine verwandte Art der Mitwirkung der Einzelnen zum allgemeinen Wohle, es ist der Antheil, den Jeder von ihnen durch seine Thätigkeit im Kleinen beiträgt, um die beste Vertheilung der Productivgüter in die vielen, das grosse Ganze der Production bildenden Zweige zu ermitteln und dadurch eine Aufgabe lösen zu helfen, ohne deren Lösung jede ausgedehntere Production unmöglich wäre.

Diese so grosse und so wichtige Aufgabe wird einfach dadurch bewältigt, dass man die Production allenthalben nach dem wirthschaftlichen Werthe der Productivgüter und der Producte regulirt. Man hat wohl noch gewisse andere Mittel zur Unterstützung der Werthschätzung. Die grösseren Unternehmer, die Fabrikanten und die Handelsleute, versuchen in ihren Productionszweigen die Grösse der vorhandenen Vorräthe und des Bedarfes nicht bloss für die Gegenwart, sondern auch

für die nächsten Wirthschaftsperioden abzuschätzen, um hiernach zu bemessen, was sie im Augenblicke auf den Markt bringen und wie sie die Erzeugung und die Zufuhr für die nächste Zeit einrichten sollen. Dies geschieht in jedem einzelnen Productionszweige für sich und wird der Werthausmittlung in demselben gewiss sehr förderlich. Wie aber, das ist das grosse Räthsel, wird das Verhältniss der Productionszweige gegen einander bestimmt? Wer führt eine Statistik der Vorräthe und der Bedürfnisse, die ausreichend wäre, um das Verhältniss von Landwirthschaft, Bergbau, Gewerbe, Industrie, Handel und öffentlichen Arbeiten gehörig abstufen zu können? In jedem Productionszweige urtheilt man mit Hilfe einer speciellen Statistik von der Stufe aus, auf der sich dieser Productionszweig eben befindet, und erfährt im Allgemeinen, ob er eingeschränkt oder ausgedehnt werden müsse. Wer aber hat die Stufe ausgemessen, auf der man steht? Und wer kann Auskunft darüber geben, wie weit die Anregung zur Verminderung oder Erweiterung durch die Verhältnisse in anderen Productionen abgeschwächt oder gar aufgehoben werde? Hier versagt Jedem der Ueberblick, hier ist keine Möglichkeit mehr, die letzten und entscheidenden Thatsachen selbst zu sammeln und zu prüfen.

Hier greift die Werthschätzung ein. Das Interesse ist für die Wirkung jener Thatsachen, die man zu wissen nöthig hat, empfindlich gemacht. Wie der sinnreichste physikalische Apparat zur Messung natürlicher Kräfte und Erscheinungen, misst es die Grösse des Verhältnisses zwischen Bedarf und Vorrath für alle Gattungen der Güter und in alle Ordnungen hinauf und markirt durch den Ausschlag des Grenznutzens, wie mit einem Zeiger, genau den Punkt, bis zu welchem jeweils der Vorrath sich mit dem Bedarfe deckt. Und der sinnvolle Apparat ist so ausgezeichnet eingerichtet, dass er den Fehler nicht bloss anzeigt, sondern auch auszugleichen sucht. Wird der Zeiger in irgend einer Gattung von Producten höher oder tiefer gestellt, so wird hiedurch angezeigt, dass es nothwendig sei, Productivmittel dorthin zu dirigiren oder von dorther abzuziehen. Die Anzeige verheisst einen Productionsgewinn oder droht mit einem

Productionsverlust in diesem Zweige und wirkt als Motiv zu seiner Ausdehnung oder Einschränkung; eine Bewegung zu ihm hin oder von ihm her wird hervorgerufen, die nicht eher ruht, als bis das Gleichgewicht, freilich oft erst nach vielen Schwankungen des zu Viel und zu Wenig, wieder hergestellt ist. Ist es nothwendig, zu sagen, wie der Gang der Bewegung geht? Ein Jeder kennt ihn und versteht ihn, so oft ist Jeder von ihm mitgerissen und getragen worden. Wenn auch fast Niemand die nützlichen Folgen desselben für das Ganze einsieht, so hat doch Niemand einen Zweifel, dass er selbst sich an der allgemeinen Bewegung betheiligen müsse. Hierin gerade liegt die Eignung und der Beruf der Menschen zur Bildung grosser wirthschaftlicher Verbände, dass sie für sich und von selbst solche Handlungen vornehmen, die über sie selber hinaus nützen.

Die Producenten wissen, in Folge ihrer auf einen Artikel vereinigten Aufmerksamkeit und Erfahrung, wie ihrer besseren Nachrichten über die wahrscheinliche Grösse des Bedarfes und namentlich des Vorrathes, meistens früher und sicherer als die Consumenten im Voraus zu bestimmen, wie der Güterwerth sich in nächster Zeit stellen werde Sie warten daher oft die Preisänderung auf dem Markte nicht ab, sondern stellen selbst die neuen Preise fest. Selbstverständlich aber haben sie, ausser in den Fällen des Monopoles, keine Macht über die Preise, ihre Feststellungen gelten immer nur durch innere Wahrheit. Dieselben bleiben nur dann in Wirksamkeit, wenn sie den thatsächlichen Verhältnissen von Bedarf und Vorrath entsprechen, andernfalls werden sie, früher oder später, umgeworfen. Der Werth wird von den Producenten nicht vorausbestimmt, sondern nur vorausgewusst. Er ist nicht die Folge, sondern der Bestimmungsgrund ihrer Unternehmungen.

Selbst wenn dereinst die Wirthschaften der Völker socialistisch gestaltet würden und eine Regierung die Aufgabe der Productionseintheilung übernähme, die gegenwärtig durch das Zusammenwirken freier Einzelwirthe gelöst wird, so würde die Mithilfe der Werthschätzung nicht entbehrt werden können. Keine amtliche Statistik könnte das Verhältniss von Bedarf und Vorrath so rasch und so genau erheben und es mit solchem,

immer genau angepassten Nachdrucke zur Geltung bringen, als es das Begehren selber thut. Das unbezweifelbare Gefühl »Ich hungere« ist ein wirksamerer Stachel, als die Kanzleimeldung, es werde gehungert. Im Werthe spricht das natürliche Interesse, das Interesse an den Bedürfnissbefriedigungen, zwar nicht im Namen aller Bedürfnisse, aber doch in dem des Grenzbedürfnisses mit seiner vollen, ursprünglichen Macht. Das Interesse des Dienstes entheben und die Sorgfalt eines Amtes an seine Stelle setzen, heisst in diesem Falle das stärkste Motiv des Willens, das Verlangen, aufheben und durch die schwachen Motive einer sehr entlegenen Pflicht und eines unvernünftigen Gehorsams ersetzen. Von einem solchen Plane mag man reden, man kann aber niemals auch nur über die ersten Vorbereitungen des Versuches seiner Ausführung hinauskommen. Das stärkere Motiv lässt sich eben nicht durch das schwächere verdrängen, so wenig wie ein Pfund mehr als ein Centner wiegen kann. Das Interesse wird immer, unter allen Wirthschaftssystemen, durch seine, von keiner anderen Kraft übertroffenen Wirkungen seine Geltung in der Production behaupten, immer wird man die Production, um den grössten Nutzen von ihr zu gewinnen, nach dem Werthe der Güter reguliren.

Die Werthschätzung, so wie wir sie bisher betrachtet haben, ist kein Zugehör unserer sonderwirthschaftlichen Productionsweise, sie ist das unentbehrliche und immerwährende Erforderniss jeder grossen Production. Je ausgedehnter und stärker man diese haben will, um so gewisser und dringender wird man dem innerlichen Gebote und den Regeln der Werthschätzung folgen.

## III. Der Werth zusammenwirkender Productionsfactoren.

Jeder productive Ertrag ist das Ergebniss des Zusammenwirkens von mindestens zwei Productionsfactoren, der menschlichen Arbeit und eines Gegenstandes, der bearbeitet wird. Gewöhnlich ist die Anzahl der zu einer Production zusammenwirkenden Factoren beträchtlich grösser. Um das kleinste Ding zu machen, werden gewöhnlich eine Menge verschiedenartiger

Güter, die wieder aus einer Menge verschiedenartiger Güter künstlich gewonnen wurden, in Bewegung gesetzt. Mit fortschreitender Cultur wird man immer geschickter darin, die Mittel der Erzeugung zusammenzusetzen und statt der rohen älteren Hervorbringungsarten, aus den nächsten Rohstoffen mit der einfachsten Bearbeitung, die verbesserten modernen Fabrikationen mit allen Hilfsmitteln des Handels und der industriellen Technik einzuführen. Die herkömmliche Dreizahl der zusammenwirkenden Productionsfactoren, Grund und Boden, Capital und Arbeit, benennt nur die grossen Gruppen der Productivgüter, deren jede wieder ausserordentlich viele Arten hat. Bei jeder im Stile einer Industrie betriebenen Production wirken aus den Gruppen des Capitales und der Arbeit immer, und oft auch aus der Gruppe der Grundstücke viel verschiedenartige Güter mit.

Ob nun mehr oder weniger Productionsfactoren an der Erzeugung eines Productes Antheil haben, so wird immer die Frage gestellt werden müssen, wie der Werth des Productes, welcher die Grundlage für den Werth aller betheiligten Productivgüter bildet, auf die einzelnen Factoren aufzutheilen sei, und immer wird die Beantwortung dieser Frage dieselben Schwierigkeiten bieten.

Vom Standpunkte einer strenge objectivistischen, den Werth materialisirenden Auffassung müsste die Auftheilung von dem Verhältnisse abhängig gemacht werden, mit welchem die Wirkungen der einzelnen Productivfactoren am gemeinschaftlichen Erzeugnisse nachzuweisen sind; nach dem natürlichen Antheile, den ein jeder Factor zum Producte hinzufügt, müsste der Antheil bestimmt werden, den er vom Werthe des Productes zugerechnet erhält. Wer wollte aber diesen natürlichen Antheil ausmessen? Wer ist im Stande, zu erklären, welcher Theil des Brotes vom Bäcker, welcher vom Müller, welcher vom Bauer herrührt? Unsere Erkenntniss des Causalzusammenhanges der Dinge ist nicht fein genug, dass wir eine solche Unterscheidung durchführen könnten.

Wer so urtheilen wollte, verwechselt die wirthschaftliche Zurechnung mit der Feststellung des natürlichen Causalzusam-

menhanges. Es ist eine andere Aufgabe, die ein Physiologe zu vollziehen hat, wenn er das Wachsthum eines Productes prüfen soll, und eine andere Aufgabe, die die praktischen Wirthe zu besorgen haben, wenn sie erwägen, der Mitwirkung welches productiven Factors die Steigerung des Ertrages ihrer Unternehmungen zu danken sei.

Die wirthschaftliche Zurechnung ist der rechtlichen zu vergleichen. Sie setzt, wie diese, den natürlichen Causalzusammenhang voraus, aber sie bleibt nicht bei ihm stehen. Man hat rechtlich nur solche Ereignisse zu verantworten, die durch die eigenen Handlungen mitverursacht wurden; wo kein Zusammenhang zwischen Handlung und Erfolg, dort keine Zurechnung. Wenn aber der Zusammenhang besteht, dann wird dem Thäter der ganze verbrecherische Erfolg zur Last gelegt, obwohl er ihn nicht allein herbeigeführt hat, obwohl er allein, ohne die Mitwirkung der unabsehbar zahlreichen Medien, die zum Gelingen jeder That erforderlich sind, ihn gar nicht hätte herbeiführen können, obwohl Alles, was zu thun in seiner Macht war, sich darauf beschränkte, dass er den Anstoss zur Aeusserung der natürlichen Wirkungen gab, deren Abschluss der verbrecherische Erfolg war. So wenig der Richter darauf ausgeht, herauszuklügeln, welcher Antheil am Morde dem Mörder, welcher dem Mordwerkzeug, welcher den umgebenden Umständen zuzurechnen sei, so wenig geht der praktische Wirth darauf aus, die natürlichen Wirkungen derjenigen Factoren auszuscheiden, welche am productiven Erfolg Antheil haben. Er rechnet nicht bloss häufig und zufällig, sondern immer und grundsätzlich einem Gute einen Erfolg ganz zu, den es, natürlich angesehen, nur herbeizuführen geholfen, aber nicht allein herbeigeführt hat.

Die Art seines Vorgehens wird an dem einfachsten Falle der wirthschaftlichen Zurechnung am klarsten. Dieser ist, dass ein einziges wirthschaftliches Productivgut in Verbindung mit freien Productivgütern thätig werde. In diesem Falle wird der ganze Erfolg dem wirthschaftlichen Factor allein zugerechnet. Der Werth des gemeinsamen Productes wird ohne weitere Unterscheidung, wie gross etwa der natürliche Einfluss einer

jeden der wirkenden Ursachen war, in seiner ganzen Fülle zur Grundlage der Werthschätzung des wirthschaftlichen Productivgutes genommen, wiewohl dieses für sich allein gar nicht im Stande gewesen wäre, auch nur einen Bruchtheil des Erfolges herbeizuführen.

Wenn zum Beispiel wirthschaftliche Arbeit aufgewendet wird, um Früchte, die sich im Walde wild in übergrosser Menge finden, zu sammeln und zur Stadt auf den Markt zu bringen, so wird die Thatsache, dass nun diese Früchte auf dem Markte zu haben sind, im wirthschaftlichen Sinne ausschliesslich auf Rechnung des einen Factors der Arbeit gesetzt und der volle Werth der Früchte dem Manne ausbezahlt, der sie im Walde, wo sie keinen Werth hatten, sammelte und in der Stadt, wo sie Werth haben, feilbietet. Niemand wird es beifallen, folgendermassen zu argumentiren: dass doch, damit die Früchte feilgeboten werden konnten, weit mehr Voraussetzungen wirksam werden mussten, dass die Strasse vom Walde zur Stadt führen und die Tragkraft haben musste, um den Mann mit seiner Bürde zu tragen, dass die Früchte im Walde wachsen mussten, dass der Wald, damit sie wachsen konnten, ganz eigenthümliche Bedingungen bieten musste — wer Geduld genug hat, könnte die Reihe der wirkenden Thatsachen nach Länge und Breite, nach Zeit und Raum ins Endlose fortsetzen.

Es wäre aber ein grosser Irrthum, zu meinen, dass nur die Ungeduld der Leute, die von ihren Begierden getrieben werden, oder der Mangel an logischer Kraft sie dazu bringe, irgend wo, wo es gerade Begierde oder Trägheit verlangen, im Denken Halt zu machen und zu erklären, dass noch weiter entlegene Ursachen nicht mehr berücksichtigt würden. Die Bestimmgründe der Einschränkung sind besserer Art. Nur diejenige Ursache wird berücksichtigt, welche nach den Umständen und der Erfahrung, die man besitzt, nicht ohne weiteres Zuthun in der erwünschten Grösse wirksam wird, sondern, damit sie sicher und mit genügender oder doch mit einigermassen genügender Grösse wirksam werde, in einer angemessenen Weise gepflegt werden muss; nur die unzulängliche, unzuverlässige Ursache wird eines Interesses theilhaftig, alle anderen werden gleich-

giltig angesehen. Man weiss es, oder man kann es wissen, dass, sobald irgend eine der wirkenden Ursachen wegfällt, der ganze Erfolg wegfallen muss, aber nur bei der unzulänglichen, unzuverlässigen Ursache liegt der Gedanke nahe, dass sie und mit ihr der Erfolg wegfallen könne; daher wird das Interesse, welches man am Eintritte des letzteren hat, auf sie allein weiter übertragen. Durch sie allein ist der Erfolg, der sonst mit Sicherheit und in ausreichender Grösse erwartet werden dürfte, selbst unzulänglich und unzuverlässig und selbst ein Gegenstand der Werthschätzung. Sie allein erzeugt jene charakteristische Beschaffenheit desselben, vermöge deren er uns besonders auffällig und werthvoll ist. Es geschieht daher mit Recht, dass sein Werth ausschliesslich ihr zugerechnet wird.

Die bedeutsame Folge dieser Unterscheidung ist, dass die unzulängliche, unzuverlässige Ursache wirthschaftlich gepflegt wird — wenigstens entsteht ein Antrieb, sie zu pflegen — während hinsichtlich der übrigen sich kein Impuls zu wirthschaftlichem Eingreifen regt. Die wirthschaftliche Thätigkeit erhält hiedurch die zutreffende Richtung auf die ihrer bedürftigen Objecte. Die anscheinend unlogische Localisation des Interesses auf eine einzelne Ursache erweist sich als ein unentbehrliches Förderungsmittel des Handelns. Wie es ohne die die Idee der natürlichen Verursachung kreuzende Idee der rechtlichen Zurechnung kein Recht gäbe, so gäbe es ohne die die Idee der natürlichen Verursachung kreuzende Idee der wirthschaftlichen Zurechnung keine Wirthschaft.

Versuchen wir nun die Ableitung der Regel der Zuwendung des Interesses für den viel häufigeren Fall, dass mehrere wirthschaftliche Productivgüter zusammentreffen.

Hier finden wir eine neue Schwierigkeit. Es liegt im Wesen complementärer Güter, dass sie zusammen wirksam werden müssen, um überhaupt fruchtbar zu wirken. Fällt also nicht, wenn auch nur einer der wirthschaftlichen Factoren mangelt, der ganze Ertrag aus? Ist nicht die nachlässige Verwaltung eines jeden von ihnen mit der Strafe der Einbusse aller Früchte bedroht? Muss nicht jedem einzelnen ein Interesse zugewendet werden, welches von dem Werthe des ganzen Productes ab-

genommen ist? Ist bei ihnen ausser der Verfolgung der natürlichen Causalität nicht auch die Austheilung der wirthschaftlichen Zurechnung ausgeschlossen?

Gedankengänge dieser Art werden oft genug laut. Man hört oft den Satz aussprechen, dass das ganze productive Erzeugniss der Volkswirthschaft auf Rechnung der Mitwirkung der Arbeit zu setzen sei, weil ohne sie gar nichts, auch nicht das Mindeste erzeugt werden könne. Dasselbe liesse sich mit demselben Rechte auch von der Mitwirkung des Grundes und Bodens und, mit einer ganz geringfügigen Einschränkung, auch von der des Capitales behaupten. Drei Unbekannte und eine einzige Gleichung! Ist die Rechnung unauflöslich? Oder sollte wirklich jeder Factor den Werth des Productes empfangen?

Wie so manche Schwierigkeit der Werthlehre, löst sich auch diese mit der Erkenntniss, dass nicht die Gütergattungen als solche, noch die Complexe der vorhandenen Vorräthe als Ganzes, sondern dass die die Complexe bildenden Bestandtheile, die Stücke und Theilmengen, in aller Regel die Gegenstände der wirthschaftlichen Betrachtung, und dass sie insbesondere die ausschliesslichen Gegenstände jener Betrachtung sind, deren Ergebniss die Schätzung des Werthes im gemeinen, privatwirthschaftlichen Sinne bildet.

Während die grossen Gruppen der Productionsfactoren allerdings in dem strengen Sinne complementär sind, dass keine ausfallen kann, ohne dass auch die übrigen ihre Nutzkraft völlig einbüssen, sind die einzelnen Bruchtheile der Gütervorräthe, so wie sie gemeinhin wirthschaftlich als Einheiten gelten, nur in dem weiteren Sinne complementär, dass keine Theilmenge ohne die Mitwirkung irgend welcher ergänzender Theilmengen ihre eigene Nutzkraft äussern kann. Wenn dagegen eine einzelne Theilmenge ausfällt, so sind die übrigen, mit denen zusammen sie verwendet wurde, desswegen noch nicht gänzlich ausser Thätigkeit gesetzt, und es fällt daher nicht der ganze, sondern nur ein gewisser Antheil des Ertrages aus. Jene übrigen Theilmengen können, je nach den Umständen, entweder in ihrer bisherigen Verbindung, wenn auch mit etwas gemindertem Erfolge, noch productiv wirksam bleiben, oder sie können in andere Verbindungen einbezogen werden und deren Ertrag vermehren helfen.

Wenn z. B. in Folge des Aufblühens neuer Industrien dem landwirthschaftlichen Betriebe Capital entzogen wird, so hat dies nicht die Wirkung, dass der landwirthschaftliche Betrieb überhaupt eingestellt werden müsste. Es hat nicht einmal die Wirkung, dass diejenigen Grundstücke und Arbeitskräfte, denen gerade das Capital entzogen wurde, ganz und gar ungenützt bleiben müssten. Sie werden auch mit dem ihnen noch belassenen Capitalreste zusammen einen Ertrag geben; oder man kann einen Theil des sonst zum landwirthschaftlichen Betriebe verwendeten Capitales auf sie übertragen; oder man kann die entbundene Arbeitskraft irgend wie industriell verwerthen.

Die Productivgüter sind einer überaus grossen Menge von wechselseitigen Verbindungen fähig, die nach Zahl und Art der verbundenen Glieder, wie nach ihrer Ergiebigkeit von einander sehr verschieden sind. Der Fortschritt der wirthschaftlichen Technik und Organisation besteht eben so sehr darin, neue Güter, als neue, erträgnissreichere Combinationen der alten Güter aufzufinden. Jeweils wird eine solche Anordnung der Production gewählt, welche die wirksamsten Verbindungen gestattet. Die Aufrechterhaltung gerade dieser Anordnung ist allerdings von der Verfügung über alle einzelnen, in den Wirthschaftsplan einbezogenen Gütertheile abhängig, dagegen hat der Ausfall einer kleineren Theilmenge noch nicht zur Folge, dass alle anderen Theilmengen, die mit ihr verbunden zu werden bestimmt waren, todt liegen bleiben müssten. Die nachtheilige Wirkung wird sich darauf beschränken, dass man zu einer minder ergiebigen Combination der productiven Kräfte zurückkehrt.

Die Ergiebigkeit jeder einzelnen productiven Combination hat ihren Höhepunkt, über den hinaus sie von anderen Combinationen übertroffen wird; das allgemeine Gesetz ist, dass mit der Zunahme der Ausdehnung der Production die extensiven Betriebe — die einfacheren Combinationen — durch intensivere — complicirtere — verdrängt werden. Wir sehen die Unternehmer fortwährend bestrebt, sich mit ihren Betriebsarten den wechselnden Verhältnissen anzupassen. Es ist Gegenstand eigener Disciplinen geworden, als z. B. der Landwirthschaftskunde, diejenigen Productionsweisen zu lehren, welche mit Rücksicht auf

den Stand der technischen Kenntnisse, auf die Marktpreise, auf die eigenthümliche Beschaffenheit der Productionsmittel jeweils die grösste Rentabilität versprechen. Jeder geschickte Unternehmer wird ausserdem noch Gelegenheit finden, besondere Vortheile wahrzunehmen. Derjenige Productionsplan wird der beste sein, bei welchem die Rentabilitätsgrenzen am genauesten berücksichtigt sind, d. h. bei welchem die Rentabilitätsrechnung bis zu den kleinsten Theilmengen herab fortgeführt ist.

Man kann die mindeste, wirthschaftlich noch geforderte productive Leistung, die von der kleinsten, wirthschaftlich noch beachteten Theilmenge — von der praktischen Einheit — einer gewissen Gattung von Productivgütern noch erwartet wird, ihren productiven Grenzbeitrag nennen. Der productive Grenzbeitrag stellt sich dar in einer Quote des Gesammtertrages der Production. Er ist der Grenznutzen der Productivfactoren. Sein Werth wird die Grundlage ihres Werthes für alle ihre Einheiten, auch für diejenigen, die an sich einen höheren Beitrag leisten.

Den den einzelnen Productionen specifisch angehörigen Productivfactoren wird der Rest des Ertrages zugerechnet, der nach Abzug der Quoten aller Zusatzgüter erübrigt.

Die Schätzung der complementären Güter auf Grund des Werthes ihres Grenzbeitrages zum gemeinsamen Ertrage hilft die Eignung der Werthschätzung zur wirthschaftlichen Eintheilung der Production vollenden. Auf der Erwartung des grössten Ertrages ruhend, hilft sie jene Mischung der Productivgüter ins Werk setzen, durch welche der grösste Ertrag verwirklicht wird; das Interesse allenthalben auf eine Quote des gleichen Ertrages reducirend, erlaubt sie es, das Verhältniss aller Factoren zu einander mit der grössten Deutlichkeit zu berechnen; das Interesse allenthalben auf das Niveau des Grenznutzens herabdrückend, erlaubt sie es, die Erreichung des Erfolges mit der geringsten Anstrengung zu controliren. So wird der Werth vollends zum geschmeidigen Organ der Production, und es wird die Ausdehnung derselben über den engen Umfang möglich gemacht, auf den sie, ohne die Hilfe des Werthes, beschränkt bleiben müsste. —

— Jedes Productivgut, dessen Vorrath im Verhältnisse zum Bedarfe nicht oder eben nur ausreicht, oder mit anderen Worten, von dem nicht die kleinste Theilmenge verloren gehen darf, ohne dass nicht auch ein begehrenswerther Bruchtheil des Erzeugnisses verloren ginge, muss Werth erhalten.

Wenn es wahr ist, dass wir an wirthschaftlich benützbaren Grundstücken, Capitalien und Arbeitskräften keinen Ueberfluss besitzen, so ist es unabweisbar, dass die wirthschaftlich benützbaren Grundstücke, Capitalien und Arbeitskräfte Werth erhalten müssen. Jedem von ihnen muss eine Quote des gemeinschaftlichen Ertrages aller als seine besondere Wirkung, als sein Ertrag zugerechnet und Werth nach dem Masse derselben zugesprochen werden.

Auch ein isolirter Wirth, auch die Regierung eines socialen Staates müssten sich diesem Zwange fügen. Wenn die Regierung eines socialen Staates einen Productionsplan entwerfen wollte, der davon ausginge, dass die Grundstücke und Capitalien keinen Werth hätten, indess der Arbeit der Werth des ganzen Ertrages zugerechnet wäre, so müsste dieser Productionsplan, wenn er anders folgerichtig durchdacht ist, nothwendiger Weise durchaus verfehlt sein. Da die Grundstücke und Capitalien als werthlos angenommen wären, so könnte keine Erzeugung so geringfügig scheinen, dass nicht alle nur irgend wie, wenn auch mit der geringfügigsten Wirkung verwendbaren Grundstücke und Capitalien für dieselbe bewilligt werden dürften; und da die Arbeitskraft ausserordentlich hoch in Werth gehalten wäre, so könnte kaum eine Unternehmung so dringend scheinen, dass die Aufopferung eines so kostbaren Gutes für gerechtfertigt gelten dürfte. Die leichtsinnigste Vergeudung des productiven Sachgüterbesitzes und die ängstlichste Zurückhaltung der productiven Arbeitskraft müssten die Folge sein. In doppelter Weise, durch Verschwendung der bereits erworbenen Reichthümer und durch Einschränkung der Gelegenheiten, neuen Reichthum zu erwerben, würde die Erreichung der wirthschaftlichen Absichten vereitelt werden. Wenn dagegen Grundstücke wie Capitalien und Arbeitskräfte alle je auf Grund ihres mit möglichster Genauigkeit ermittelten Ertragsantheiles in Werth gehalten würden, dann

könnte ein Plan der Erzeugung erdacht werden, welcher allen Anforderungen der Sparsamkeit wie des Erwerbssinnes gerecht wird.

Grundrente und Capitalzins als persönliches Einkommen des Grundbesitzers und des Capitalisten sind die unserer Wirthschaftsordnung eigenthümlichen Erscheinungsformen des Grund- und Capitalertrages. Jeder sittlich Fühlende wird verletzt sein, wo er bemerkt, dass die Reicheren und Stärkeren ihre begünstigte Stellung, dass sie die Noth, die Unkenntniss und Nachgiebigkeit der Aermeren benützen, um Zins und Rente wucherisch ausbeutend in die Höhe zu treiben. Vielleicht muss selbst unsere Wirthschaftsordnung angeklagt werden, weil sie einen Ertrag, der Allen gemeinsam zugewendet werden könnte, einigen Personen ausschliesslich als Einkommen vorbehält. Wie immer man hierüber auch denken mag, so muss die eine Thatsache, allen Declamationen entgegen, doch anerkannt werden, dass ein Zwang bestehe, ein Zwang, der an sich nur wohlthätig ist, auch den sachlichen Productivgütern Ertrag und Werth zuzurechnen.

Mit der Zurechnung des Grenzbeitrages wird jedem betheiligten Productionsfactor, welcher es auch sei, einerseits ein Theil seiner natürlichen Wirkungen aberkannt, indem ihm nur eine Quote des gesammten Ertrages zugewiesen wird, ob er schon zur Hervorbringung jedes Stückes beigetragen hat, und anderseits wird ihm wieder die Leistung anderer Factoren zugeschlagen, da er für sich allein selbst die kleinste Quote des Ganzen nicht hätte hervorbringen können. Wenn ein Drittel der Frucht des Bodens dem Eigenthümer, ein Drittel dem Pächter als dem Unternehmer und Capitaleigenthümer und ein Drittel den Arbeitern des Pächters zugewiesen wird, so erhält Niemand, weder die Arbeiter noch der Pächter noch der Grundeigenthümer, alle die Früchte, zu deren Hervorbringung die von ihm eingebrachte Productivkraft mitgewirkt hat, dagegen erhält Jeder in den empfangenen Früchten Erzeugnisse des Eigenthums und der Thätigkeit der Andern, und Alle zusammen geniessen überdies ohne Gegenleistung die segensreichen Gaben der mitwirkenden freien Elemente, ohne deren Eingreifen alles menschliche Wirthschaften eitel wäre.

## 3. ABSCHNITT.

### Die Rechenbarkeit des Werthes.

Der Werth wird praktisch nicht nur geschätzt, sondern er wird auch gemessen und gerechnet, d. h. es wird ihm nicht bloss Grösse zuerkannt, sondern die zuerkannten Grössen werden überdies auf eine Einheit, ein Mass, gebracht und als Vielfache derselben ausgedrückt und rechnungsmässig behandelt.

Diese Thatsache scheint die Annahme hinfällig zu machen, dass der Werth vom Interesse abgeleitet sein könne. Wie kann das Innerliche, wie können die Grade des Bedürfens oder des Gefallens einer Anschauung unterworfen werden, welche es erlaubt, sie vernünftigerweise durch abgewogene Mengen von Kupfer, Silber und Gold und durch gezählte Summen beschriebenen Papiers zum Ausdruck zu bringen?

Dass dem Interesse wie allen innerlichen Phänomenen Grösse zukomme, kann nicht wohl bezweifelt werden. Wir nehmen an ihm, wie an den übrigen psychischen Phänomenen Intensitätsgrade wahr. Wir vermögen festzustellen, dass die Intensität mancher Interessenerscheinungen gleich gross, die anderer verschieden sei; wir unterscheiden sogar, ob der Unterschied zwischen den wahrgenommenen Stärkegraden grösser oder geringer, ob dieselben durch mehr oder weniger von einander als verschieden empfundene Zwischenabstufungen getrennt seien.

Dagegen vermögen wir das wechselseitige Verhältniss verschieden starker Intensitätsgrade des Interesses so wenig als das der übrigen psychischen Phänomene in Zahlen auszudrücken. Wir vermögen nicht, sie an einander im strengen Sinne zu messen oder sie auf eine Einheit zurückzuführen, wir vermögen also auch nicht anzugeben, um wie vielmal der eine Grad stärker, das wievielfache des andern er sei. Eben dies, dass die Begriffe der Einheit, des Vielfachen, der Zahl auf die Stärkegrade innerlicher Phänomene nicht anwendbar sind,

wollen wir damit sagen, dass wir ihnen bloss Intensitäts- und nicht Extensitäts- oder Zahlengrösse zuschreiben.

Philosophen und Psychologen haben sich viel bemüht, ein Mass der Intensität der Seelenphänomene aufzufinden, aber bisher sind ihre Bemühungen ohne Erfolg geblieben. Die Meisten von ihnen halten jede derartige Bemühung grundsätzlich für hoffnungslos und auch die Uebrigen müssen zugestehen, dass bisher noch kein Erfolg erreicht worden sei.

Fechner, der Begründer der Psychophysik, welcher gleichfalls anerkennt, dass es bis jetzt an einem Masse für Lust und Unlust fehle, spricht zwar die Erwartung aus, es sei von den Fortschritten der Psychophysik zu hoffen, nachdem sich durch dieselbe ein sehr allgemeines Massprincip für die Empfindung habe finden lassen, dass sich auch die Ausdehnung desselben auf Lust und Unlust noch werde finden lassen, aber er muss selbst zugestehen, dass klare Gesichtspunkte in dieser Beziehung noch nicht vorliegen, daher zwar der Begriff einer quantitativen Verhältnissbestimmtheit zwischen verschiedenen Stärkegraden der Lust und Unlust im Allgemeinen festgehalten, auf nähere Erörterungen über solche Bestimmtheit aber nicht eingegangen werden könne.

Wer aber möchte glauben, dass die Wirthschaftsrechnung, die in jedem Haushalt geführt wird, dass die Colonnen von Zahlen in den mit solcher Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit gehaltenen kaufmännischen Büchern, in den mit solcher Genauigkeit aufgestellten Voranschlägen des Staates und der grossen Unternehmungen, in all den Rechnungslegungen mit ihrer zifferhellen Deutlichkeit nicht in Wahrheit den exacten Sinn haben sollten, den sie uns zu haben scheinen? Wer möchte glauben, dass sie nur deutliche Symbole für Schätzungen seien, die an sich undeutlich und dunkel sind? Und dass, wenn man, den Werth rechnend, Eins und Zwei zu Drei zusammenzählt, man damit zwei Grössen zusammenzähle, die sich in Wahrheit nicht wie Eins zu Zwei, sondern vielleicht wie das Gefühl der Fröhlichkeit zu dem der Sättigung verhalten?

Betrachten wir einmal die Fälle näher, in denen praktisch der Werth gerechnet wird, und wir werden gewahr, dass man

niemals mit verschiedenen Intensitätsgraden, sondern immer nur mit gleichen Intensitätsgraden rechnet; niemals müht man sich damit ab, wie Intensitäten verschiedener Stärke auf eine Einheit umgerechnet werden könnten, sondern immer werden nur Reihen von Interessenzuständen gleicher Intensität — von Gütern gleichen Werthes — die die Einheit bereits in sich enthalten, mit einander verglichen — so löst sich der anscheinend unlösbare Widerspruch.

Wir brauchen, um die Werthrechnung zu verstehen, uns nur das Ergebniss unserer bisherigen Untersuchung in kurzen Worten zurückzurufen.

Wenn es wahr ist, dass die Gütervorräthe in ihren Theileinheiten Objecte der Werthschätzung werden, und wenn es wahr ist, dass der Werth einer jeden Theileinheit in gleicher Weise nach dem Masse des Grenznutzens bestimmt werde, so ist damit die Voraussetzung der Messbarkeit und Rechenbarkeit bereits gegeben, man hat Reihen von unter einander gleichen Grössen vor sich.

Gütervorräthe von gleichen oder praktisch gleich gehaltenen Stücken und von Theilmengen derselben Gattung, innerhalb deren der Grenznutzen der eigenen Gattung jeder Gutseinheit den Werth giebt; Vorräthe von productionsverwandten Erzeugnissen, innerhalb deren der Grenznutzen der Kosteneinheit den Ausschlag giebt; endlich Vorräthe von complementären Productivgütern, deren Werth durch Quoten des gemeinschaftlichen Ertrages bestimmt wird, lösen sich alle in Reihen von Gütern gleichen Werthes auf.

Wenn es auch unthunlich ist, Intensitätsgrade von verschiedener Stärke durch einander zu messen, so ist es doch nicht unthunlich, Reihen von Erscheinungen gleicher Intensität zahlenmässig mit einander zu vergleichen. Fechner äussert sich hierüber folgendermassen: »Man kann einen intensiven und extensiven Massstab der Lust und Unlust oder einen Massstab der intensiven und extensiven Lust und Unlust unterscheiden, ersteren nach dem Grade der Stärke oder Intensität der Lust und Unlust, letzteren nach der Zeit, durch welche sie sich erstreckt, und der Zahl der Individuen, durch die sie sich ausbreitet«, und an

einer anderen Stelle: »Unmittelbar einleuchtender, als dass es ein intensives Mass der Lust und Unlust giebt, lässt sich machen, dass es ein extensives giebt, sofern selbstverständlich eine Lust von doppelter Dauer doppelt so gross ist, als die durchschnittliche oder sich gleichbleibende von einfacher Dauer, die Lust einer doppelt so grossen Anzahl von Menschen im Ganzen doppelt so gross ist, als die durchschnittliche oder gleich grosse der einfachen Anzahl. So wird man sagen können, dass 6 Aepfel, an 6 Kinder vertheilt, im Stande sind, 6-mal so viel Lust zu zu erzeugen, als ein einziger einem einzigen zugetheilt — dass, wenn eine Volksmenge aus *m* Individuen einem vergnüglichen Schauspiel zusieht und Jeder die gleiche Lust daran haben sollte, die Gesammtlust derselben *m*-mal so gross als die Lust jedes Einzelnen sei«.

Ich glaube, dass die Fälle der Schätzung von Güterreihen gleichen Werthes den Fällen extensiver Lustmessung, welche Fechner anführt, äquivalent sind, und dass man den Begriff der extensiven Messung der Intensität, wie Fechner ihn aufgenommen hat, auf ein Gebiet von praktischen Lebenserscheinungen anwenden kann, welche unvergleichlich zahlreicher und wichtiger sind, als die von Fechner zum Beispiel genommenen Fälle.

Jeder Gütervorrath, der objectiv gemessen aus gleichen oder doch praktisch gleich gehaltenen Stücken oder Theilmengen besteht, ist auch dem Werthe nach ein Vielfaches, eine Summe von Einheiten. Der Grenzwerth ist dem Interesse eine ebenso natürliche und willkommene Einheit, als das Stück dem Auge. Wer sagt hundertmal nach einander, er habe ein Stück gesehen, um zu erzählen, dass er hundert Stücke gesehen habe? Und warum sollten die gleichartigen Erscheinungen des Interesses nicht mit derselben abkürzenden Vorstellungsweise betrachtet werden dürfen, mit der wir überhaupt Reihen gleichartiger Erscheinungen zu Summen fassen und als Summen vergleichen? Die kaufmännische Rechnungsführung, die Staatsrechnung und jede andere Wirthschaftsrechnung sind Anwendungen des abkürzenden Verfahrens, Reihen gleicher Grössen durch Messen und Zählen zu fassen. Statt dass der Kaufmann den Besitz von 1000 Fässern Wein, von 1000 Ballen Tuch, von 1000 Tonnen Eisen auf

1000 Blättern bucht, bucht er ihn, in einer Summe vereinigt, auf einem Blatte. Statt dass er den Verlust Stück für Stück zu Buch bringt, summirt er die Zahl der in Verlust gerathenen Stücke und zieht sie von der Summe des Besitzes ab. In gleicher Weise rechnet er productiven Aufwand und productiven Ertrag gegen einander ab. Alle Theilgrössen setzt er mit der Summe ihrer Einheiten an. Immer wird er mit Hilfe des Zählens zu genau demselben Erfolge kommen, zu welchem er mit dem roheren und ungleich mühevolleren Verfahren des stückweisen Wiederholens käme.

Wenn einmal die Berechtigung des Messens und Zählens anerkannt ist, so ist damit auch die Berechtigung jedes Rechencalcüles zugegeben. Die schwierigeren Rechnungsarten sind Abkürzungen, um die belästigende Wiederholung der einfacheren zu vermeiden. Sie stehen in demselben Verhältnisse zu diesen, wie diese zu dem kunstlosen Vorgange des Wilden, der dreimal den Finger aufhebt, um den Begriff »drei« auszudrücken. Multipliciren ist ein abgekürztes Addiren, Dividiren ein abgekürztes Subtrahiren, Potenziren und Wurzelausziehen sind noch verkürztere Methoden, um den Ausdruck für eine Summe oder für eine Differenz zu finden. Wenn der Werth überhaupt zählbar ist, dann mag er ohne Skrupel in jeder Weise berechnet werden, falls die gestellte Aufgabe so umfassend ist, dass sie die Anwendung abkürzender Rechnungsarten erfordert.

In diesem Buche wurde nur der Werth von Gütern derselben Gattung, von productionsverwandten Gütern und complementären Productivfactoren untersucht. Daher kommt es, dass wir die Grundlagen für die Anwendung des Rechencalcüls nur innerhalb der engen Kreise je der einzelnen Gütergattungen und Productionsgruppen nachzuweisen vermögen. Im Tauschverkehre wird der Kreis der Güter, die wirthschaftlich als gleichartig gelten, durch den Zwang einerseits für die Producenten, die Producte um Geld zu verkaufen, anderseits für die Consumenten, ihren Bedarf um Geld einzukaufen, für Jedermann auf einen überaus grossen Bruchtheil seines ganzen Besitzthums ausgedehnt. Alles, was bestimmt ist, gegen Geld verkauft zu werden, und Alles, was um Geld erkauft werden soll, wird

einer einheitlichen und planvollen Betrachtungsweise unterworfen. Jener Anschauung, vermöge deren die productionsverwandten Güter trotz ihrer äusserlichen Verschiedenartigkeit durch ihre gemeinsame Abstammung als gleichartig erscheinen und auf dieselbe Einheit des Grenznutzens gestimmt werden, entspricht eine noch mehr erweiterte Anschauung, vermöge deren fast alle Güter, selbst solche, die nicht productionsverwandt sind, dadurch, dass sie durch Kauf und Verkauf für einander vertretbar gemacht werden, gleichartig erscheinen und auf eine Einheit des Grenznutzens gestimmt werden. Mit Rücksicht auf den Umfang derjenigen Bedürfnisse, für welche man sich die Befriedigungsmittel erkaufen muss, und mit Rücksicht auf die Grösse des verfügbaren Einkommens und Vermögens erhält jedes Geldstück — und damit auch jede zum Verkaufe gegen Geld bestimmte und jede durch Ankauf um Geld wieder ersetzbare Waare oder Sache — einen Werth, der anders dem Reichen und dem Genügsamen, anders dem Armen und dem Verwöhnten erscheinen wird, der aber für Jedermann je nach seinen Umständen mit der Menge der in Frage kommenden Geldstücke im Verhältniss stehen muss.

Die Rechnung des Werthes in Geld hat bei uns die Werthrechnungen in Gutseinheiten, *in natura*, fast durchaus verdrängt, oder vielmehr, sie hat sie alle in sich aufgenommen, indem alle Einheiten der Sachgüter auf die Einheit des Geldes umgerechnet sind. Hiedurch erst hat die Rechenbarkeit des Werthes den höchsten Grad der Vervollkommnung erlangt.

---

## 4. ABSCHNITT.

## Die übertragenen Anwendungen der Werthschätzung und Rechnung und die mechanische Auffassung derselben.

Der Sinn, mit dem man den Namen des Güterwerthes im Allgemeinen, ohne Rücksicht auf bestimmte Güter, gebraucht, geht viel weiter, als derjenige, mit dem man den Werth von Gütern im Verlaufe der Wirthschaft wirklich schätzt. Im Allgemeinen ist man geneigt, den Werth gleichsam als die Seele der Güter zu deuten, man meint in ihm den Inbegriff dessen

zu erfassen, was diese aus sich zu Gunsten der Menschen vermögen oder zum mindesten, was die Menschen aus ihnen geniessen, ihre volle Bedeutung. Im Zusammenhange hiemit denkt man den Werth als einen einfachen und unwandelbaren Charakter, welcher ist, wenn das Gut ist, und schwindet, wie das Gut schwindet.

Nur ein Bruchtheil des dem Worte gemeiniglich angedichteten Sinnes ist es aber, der wirthschaftlich lebendig wird, und dieser Bruchtheil ist aus dem Ganzen, zu dem er gehört, überdies durch ein sehr verwickeltes und eigenartiges Verfahren ausgeschieden. Wenn wir uns alle die Rücksichten ins Gedächtniss zurückrufen, welche die Menschen bestimmen, den Gütern Interesse zuzuwenden; wenn wir uns erinnern, welch eigenthümlicher Reizmittel es bedarf, damit das Interesse erweckt und auf die Güter hingestossen werde; wenn wir uns erinnern, mit welcher Sparsamkeit jede Ueberwallung desselben zurückgedämmt und die Anspannung auf das nothwendigste Mass beschränkt wird: so werden wir gestehen müssen, dass der wirkliche Gehalt der Wertherscheinung sich gegenüber der durch ihren Namen prätendirten Einfachheit und Fülle gar kraus und dürftig ausnimmt.

Im Werthe, wie man ihn im Verlaufe der Wirthschaft wirklich schätzt, schätzt man nur den bekannt gewordenen Güternutzen; man schätzt von diesem nur denjenigen, den herbeizuführen man sich durch die Herrschaft, die man über die Dinge und über sich selber errungen hat, sicher fühlt; man schätzt von dem bekannten und erwarteten nur denjenigen, rücksichtlich dessen man sich durch die unzulängliche und schwankende Menge der Güter bedroht fühlt; den so bestimmten Nutzgehalt nimmt das Interesse wieder nicht ganz in sich auf, sondern es hält sich Gattung für Gattung im Niveau der die Grenzen desselben bezeichnenden Nutzleistungen, ja es drückt selbst dieses Niveau gewöhnlich noch auf das tiefere Niveau der Kosten herab.

Statt des vollen Gehaltes der Güter wird im wirthschaftlichen Werthe nur der wirthschaftlich wichtige Gehalt der Güter geschätzt, jener Gehalt, der besonders bedacht werden

muss, damit die wirthschaftlichen Handlungen in entsprechender Weise, mit dem gehörigen Nachdruck, mit den erforderlichen Mitteln, mit der gebotenen Sparsamkeit vollzogen werden. Der Werth geht ganz und gar in die Vorbereitung von Handlungen aus. Wie ein Mann, der in einer Kunstfertigkeit geübt ist, bei einer Leistung, die auszuführen ein ungeschickter Anfänger vielleicht alle seine Kräfte abmüht, nur diejenigen Nerven und Muskeln anstrengt, deren Thätigkeit zum Erfolge beiträgt, und sie gerade nur so viel anstrengt, als nothwendig ist, damit der gewünschte Erfolg eintrete, so wird das Interesse an den Gütern im Verlaufe der Wirthschaft nur mit jenem Grade angespannt, der unerlässlich ist, damit die begehrten wirthschaftlichen Acte durchgeführt werden können. Die praktische Werthschätzung ist die Bewegung des Interesses vor und beim Wirthschaften.

Auch die Werthrechnung muss man sich ganz in die Stimmung der Wirthschaft hineindenken, um sie zu verstehen. Sie ist das Zählen des Werthes vor und beim Wirthschaften. Als solches ist sie entstanden, als solches hat sie ihren guten Sinn.

Nun giebt es aber ausser den Anlässen, wo man sich um des Wirthschaftens willen zum Zählen und Rechnen des Werthes angetrieben findet, noch manche andere, in denen man um anderer Zwecke willen denselben Antrieb fühlt. Staatsmänner wollen sich über den Stand und die Veränderungen des Reichthums ihres Volkes und über das Verhältniss der Entwicklung anderer mitstrebender Völker unterrichten, oder sie wollen sich über den Einfluss einzelner Regierungsacte auf den Volkswohlstand oder auf die Staatsfinanzen Gewissheit verschaffen. Geschichtsschreiber und Geschichtsphilosophen wünschen die Wirthschaftszustände vergangener Zeiten kennen und die dunklen Bahnen des Fortschrittes der Volkswirthschaften, der ein Theil des Fortschrittes der Cultur ist, verstehen zu lernen und suchen nach einem Ausdrucke für die wechselnden Grade des Reichthums, die sie beobachten. Zu den verschiedensten Zwecken wird eine fleissige Statistik der Bewegung der Production und des Verbrauches in allen Artikeln getrieben. Jeder Einzelne

hat ein berechtigtes Verlangen, sein Vermögen zu überblicken und mit dem Vermögen anderer Leute zu vergleichen. Ein Zug von Neugierde, von dem wohl Niemand frei ist, spielt noch hinein und vermehrt noch den Reiz, sich in wohlgeordneten und abgerundeten Zahlen die Summen so wichtiger Lebensverhältnisse zu ziehen und zu merken.

Jede dieser Bestrebungen, wenn sie sich mit Reinheit aus sich heraus vervollkommnet hätte, würde wohl eine eigenthümliche Art, die Güter und Bedürfnisse anzuschlagen, ausgebildet haben. Ich glaube nicht, dass nur eine derselben aus sich heraus genau zu der in den Verhältnissen der praktischen Wirthschaftsführung ausgebildeten Art der Werthrechnung geführt hätte. Weil diese letztere ihren Anlässen so ganz und gar angepasst ist, so kann sie gar nicht, ohne die eine oder andere Unzukömmlichkeit, in Gedankengänge übertragen werden, die von anderen, oft wesentlich verschiedenen Anlässen ihren Ursprung nehmen. Ich erinnere beispielsweise daran, dass der Anschlag in Geld, der für die Wirthschaftsführung eine ausserordentliche Erleichterung ist, für eine geschichtsphilosophische Betrachtung der Entwicklung des Reichthums ein beträchtliches Hinderniss bildet, dessen man sich erst mit ziemlicher Mühe zu entledigen hat.

Dennoch sehen wir die Menschen in fast allen Gelegenheiten, wenn sie ausserhalb der Wirthschaftsführung Güter und Vermögen zu schätzen haben, die praktisch gewöhnte Art der Werthrechnung wieder in Anwendung bringen. Auch wenn Jemand den Werth seiner Güter nicht gerade zu dem Zwecke abschätzt, um über eine bestimmte wirthschaftliche Entscheidung schlüssig zu werden, sondern bloss, um sich am Gefühle seines Reichthums zu ergötzen, oder sich mit dem Gefühle seiner Armuth zu quälen, oder um für alle Fälle, die kommen können, eine genaue Kenntniss der wirthschaftlichen Macht zu erhalten, über die er eben verfügt, auch wenn er den Blick nicht auf die Gegenwart beschränkt, sondern in die Vergangenheit zurück oder in die Zukunft voraus die Reihen der Güter überschaut, auch wenn er sich nicht auf seine Angelegenheiten beschränkt, sondern das Vermögen Anderer, deren Arbeiten er nicht zu

verrichten Willens ist, zusammenzählt, so prüft er in Gedanken mit der Erinnerung dessen, was er praktisch, durch Nutzen und Schaden, an den Gütern schätzen gelernt hat. Wie der Arbeiter die Last, die er heben will, mit einem Nachzittern der Muskeln und Nerven seines arbeitsgewohnten Körpers, so prüft er das wirthschaftliche Gewicht der Güter mit dem Nachgefühle der Anspannung, die die Sorge um ihre Bewirthschaftung erfordert. Kann es anders sein? Ist dies nicht menschliche Weise? Die Güter werden selbst in den Stimmungen der Musse und der Betrachtung mit der Art des Interesses angesehen, gewogen und gezählt, mit welcher man sie in den Stimmungen der Arbeit und der Entscheidungen anzusehen, zu wägen und zu zählen gewöhnt wurde. Die sogenannte Vermögensschätzung ist ein ruhigerer Nachklang der erregteren Bewegungen der Vermögensverwaltung.

Bei den übertragenen Anwendungen der Werthrechnung entsteht sehr leicht das, was ich die mechanische Auffassung derselben genannt habe.

Bei den übertragenen Anwendungen der Werthrechnung ist der ursprüngliche Sinn der Ziffern und Zahlen, mit denen man den Werth ansetzt, weggefallen, aber die Ziffern und Zahlen sind geblieben. Da entsteht nur zu leicht die Meinung, dass die Ziffern und Zahlen, auch ohne die ganz bestimmte Anwendung zu der Controle wirthschaftlicher Acte, die man mit ihnen im Verlaufe der Wirthschaft vornimmt, überhaupt und im Allgemeinen ein genauer Ausdruck für die Grösse des wesentlichen Charakters der wirthschaftlichen Güter seien. Man ist um so leichter zu dieser Meinung geneigt, da sie durch die Meinung unterstützt wird, die man vom Werthe hat, dass er überhaupt und im Allgemeinen, ohne die bestimmte Anwendung auf wirthschaftliche Thatbestände, der Ausdruck für den wesentlichen Gehalt der Güter sei. Und wer wäre denn niemals dieser Meinung gewesen? Diese klangvollen und gewichtigen Zahlenangaben über die Werthgrösse scheinen, wie die Masse der Länge, Breite und Tiefe und wie die Masse der Schwere, vom Körper der Güter selber abgenommen zu sein. Dürfen sie nicht, wie die genannten Masse, ganz im Allgemeinen, ohne Rücksicht

auf irgend eine Anwendung, als der richtige Ausdruck der Gütergrösse gelten? Wenn ein Einkommen 1000 und ein anderes 10.000 Gulden beträgt, stehen sie nicht im Verhältnisse 1000 : 10.000? Wenn ein Vorrath von Productivgütern 1000 und ein anderer 10.000 Stücke enthält, ist der letztere nicht zehnmal so werthvoll als der erstere? Wenn die Menge der Erzeugnisse der Volkswirthschaft sich verdoppelt hat, ist das Volk nicht doppelt so reich geworden? Zugegeben, dass im Ausdrucke der Werthgrösse durch Geldsummen eine Ungenauigkeit, die vom schwankenden Werthe des Geldes herrührt, nicht zu vermeiden ist, bleibt nicht, wenn man die Werthmessungen von der Beziehung auf den Anschlag in Geld und dem mit ihm verbundenen Fehler in Gedanken vollkommen loslöst, ein Zahlenausdruck übrig, der die Werthgrösse rein und allgemein giltig darstellt?

Ich glaube, dass die grössere Zahl der Menschen die Werthrechnung in einem solchen allgemeinen Sinne deutet; hat ja doch die Theorie mit dieser Deutung begonnen und wird ja noch immer in manchen Lehrbüchern der Nationalökonomie die Lehre vom Werthe als die Lehre von der »Schätzung des Volksvermögens« abgehandelt, so tiefgewurzelt ist die Meinung, dass der Werth, ohne Rücksicht auf eine bestimmte Anwendung, ohne Anlehnung an die praktischen Umstände und Forderungen der Wirthschaft, Aufschluss über die Gütergrösse im Allgemeinen ertheile.

Wie schwer sich doch die Menschen selbst verstehen! In gewissen Umständen, in gewisser Stimmung bildet sich, durch die Gewohnheit zuletzt in feste Formen gebracht, ein Benehmen aus, dessen man so weit Herr ist, dass man es in den rechten Umständen, in der rechten Stimmung, mit einem durch die Erfahrung zahlloser glücklicher Anwendungen erzeugten Gefühle von Sicherheit, mit mannigfachen, den wechselnden Verhältnissen angepassten Unterscheidungen, ja mit einem erfinderischen Instincte für weitere Vervollkommnung anwendet. In anderen Umständen, in anderer Stimmung findet man sich den Erzeugnissen seines eigenen Geistes, die in ihren verhärteten Formen durch die Erinnerung auf das leichteste vergegen-

wärtigt werden, gegenüber, ohne sie zu fassen, ohne Gefühl für ihre innerliche Richtung zu jeder Missdeutung geneigt, die ihr Aeusseres nahelegt. Es ist zwar dafür gesorgt, dass man sich nicht allzuweit verirre, da jede praktische Missanwendung Misserfolge bringt und die Kühnheit des Gedankens entmuthigt, aber die Meinung wird doch nicht völlig gebrochen, die schwankenden und ungenauen Vorstellungen hören nicht auf, hin und her zu gehen, bis nicht die Theorie ihrer Aufgabe gerecht geworden ist, alle die stimmenden Umstände beschrieben, die Entstehung der missdeuteten Erscheinung erklärt und ihren Sinn durch die Beziehung auf ihren Ursprung eingeschränkt und erhellt hat.

Der Werth ist ein Werkzeug der wirthschaftenden Menschen, ein äusserst sonderbar gebautes Werkzeug mit allerlei geheimnissvollen Winkeln, Falten, Krümmungen. Man kann das Werkzeug mit all seinen Vortheilen gebrauchen, aber man kann es doch nicht ohne Weiteres erklären, so wenig als die Australier den Bau und die Flugbahn des Boomerang erklären können, den sie doch zu erzeugen und mit Geschick und Erfolg zu werfen vermögen. Gar manche Fabel, gar mancher Aberglaube, gar mancher Irrthum wird durch die Betrachtung der Eigenheiten des Instrumentes hervorgerufen, wenn man es nüchtern besieht und sich seiner Formen verwundert. Die mechanische Auffassung der Werthrechnung ist ein solcher Irrthum, der Glaube an die Kraft der Werthziffern ist ein solcher Aberglaube.

Ich bin keineswegs der Ansicht, dass die übertragenen Anwendungen der Werthrechnung ganz ausgeschlossen werden sollten, im Gegentheile halte ich sie für äusserst bequem und für unentbehrlich. Ich will nur zur Vorsicht mahnen, dass man jedesmal, so oft man sich ihrer bedient, die Umstände gehörig prüfe und sich Rechenschaft darüber gebe, ob mit Rücksicht auf dieselben der Zifferwerth auch vollkommen gerechtfertigt sei, oder ob man sich nicht mit der Erkenntniss bescheiden müsse, durch die Ziffern einen bloss beiläufigen, mehr oder weniger genauen Anhalt der Vorstellung gewonnen zu haben.

Die Umstände, welche hiebei in Betracht kämen, sind mannigfacher Art. Jede einzelne Anwendung hat ihre eigen-

thümlichen Elemente, durch welche der Sinn der Aussage verschieden gefärbt wird. Es würde uns zu weit führen, auf alle Besonderheiten einzugehen, wir wollen nur einen einzigen Umstand hervorheben, in Rücksicht auf welchen sich die ursprüngliche und die übertragenen Anwendungen der Werthrechnung durchaus wesentlich unterscheiden, und in Folge dessen die Ziffern für die letzteren ihre exacte Bedeutung verlieren müssen.

Die Werthrechnung setzt, um ihren Sinn zu rechtfertigen, eine einheitliche Wirthschaft in einem concret bestimmten Stande voraus. Die augenblickliche Lage jeder Wirthschaft erzeugt im Geiste Desjenigen, der sie führt, Reihen von gleichartigen und gleich grossen, weil auf gleichartige und gleich grosse Objecte oder Mittel oder Acte mit gleicher Intensität gerichtete Strömungen des Interesses, die im eigentlichen Verstande des Wortes gezählt werden können, und die mit ihren Zifferwerthen dem Rechencalcüle zu unterwerfen eine Förderung der wirthschaftlichen Absichten ist.

Die durch die Gleichheit der Intensität gegebene Einheit der Grundzahl fehlt in den übertragenen Anwendungen. Mit jedem Wechsel der Person und der Situation wechseln die Einheiten des Interesses, neue Intensitätsgrade kommen als die massgebenden Grenzwerthe, als die Grundzahlen des Systemes auf, und da Intensitäten unter einander nicht in ein festes Zahlenverhältniss gebracht werden können, können auch die vorkommenden Zahlenausdrücke für die Vielfachen der Interesseneinheiten nicht mehr rechenmässig ins Verhältniss gesetzt werden. Man mag sie immerhin mit einander vergleichen, man mag dies um so eher thun, je ähnlicher sich die Situationen sind, die verglichen werden, aber die Zahlengrössen haben doch nicht mehr den stricten Zifferwerth, sondern geben nur mehr eine beiläufige Grundlage der Schätzung, bis sie endlich, bei völligem Wechsel der Situation, ganz bedeutungslos werden.

Man kann z. B. immerhin mit einigem Nutzen die Summen vergleichen, durch welche das Einkommen mehrerer Personen, die am selben Orte und zur selben Zeit leben, in Geld ausgedrückt wird. Man erhält dadurch, dass man erfährt, dieser

Mann habe 1000 Gulden, sein Nachbar habe 10.000 Gulden jährlich zu verzehren, Anhaltspunkte, um die wirthschaftliche Lage eines Jeden von ihnen, die Menge von Genuss, von Vortheilen und Behaglichkeit, die sich Jeder bei gewöhnlichen Bedürfnissen sichern kann, mit Hilfe der Kenntnisse, die man selber über die Bedürfnisse und über die Preise der Güter besitzt, ziemlich genau abschätzen zu können. Man kann aber nicht in einem ernsten Sinne den Einen, weil er zehnmal so viel besitzt, zehnmal so reich nennen. Die Zahl 10.000 ist zehnmal so gross, als die Zahl 1000, das Gewicht von 10.000 Gulden in Silber wiegt zehnmal das Gewicht von 1000 Gulden auf, aber ein Vermögen von 10.000 Gulden wiegt nicht zehnmal ein solches von 1000 Gulden auf. Gulden und Gulden sind verschiedenen Besitzern zu verschiedenen Zeiten oder doch in verschiedenen Lagen des Vermögens und der Bedürfnisse verschiedene Grössen, die man einander nicht äquivalent setzen darf; für den mittellosen Arbeiter, dessen Einkommen gerade gross genug ist, um sich und seine Familie vor Noth zu sichern, ist der Grenzwerth gegeben durch die Beziehung auf die dringendsten Anforderungen des Daseins und der Gesundheit, für den Beamten mit bürgerlichem Einkommen durch die Beziehung auf die Anforderungen, die die Behauptung eines »anständigen« Hauswesens stellt, für den reichen grossen Herrn durch die Beziehung auf Acte des entbehrlichsten Genusses, der Laune, des Prunkes, des Glanzes, der Freigebigkeit, der Grossmuth, des künstlerischen Behagens, der Lebensfreiheit. Zwischen den Intensitäten des Verlangens, die hier jeweils als die Einheiten des Interesses auftreten, ist keine zahlenmässige Vergleichung erlaubt und eine solche kann daher auch nicht zwischen den Summen erlaubt sein, die durch die Beziehung auf Vielfache dieser Einheiten gebildet werden.

Nur für einen Augenblick immer beherrschen wir in voller Schärfe mit Mass und Zahl unser Verhältniss zu den Gütern; was wir messen können, sind Augenblicksrelationen der Güter, von einem allmählig leise sich verrückenden, nur in kurzen Zeiträumen als fix geltenden Standpunkte aus betrachtet. Der Lauf der Zeiten hat allenthalben, in allen Klassen des Volkes, in den reichsten wie in den ärmsten, den Visirpunkt

und die Perspective des Bildes, ja das betrachtende Auge selbst geändert. Nicht nur die Mengen der Güter nehmen zu und ab, nicht nur die Arten der Güter werden zahlreicher und vollkommener — worin allein übrigens schon liegt, dass die befriedigten Bedürfnisse zahlreicher und freier werden — sondern die Würdigung der Bedürfnisse selbst unterliegt Aenderungen, von den Aenderungen der Laune, der Mode, des Geschmackes angefangen, bis zu den tief eingreifenden Aenderungen der Bildung, der Moral, der Cultur. Der Geist vergangener Zeitalter ist abgestorben und nicht wieder zu erwecken. Die Ziffern, die uns über die Schätzungen des Werthes der Güter von damals her erhalten sind, sind todter Schall und müssen es schon aus dem einzigen Grunde sein, weil das Gefühl, das man voreinst vom Werthe des Lebens selber und der Lebensgenüsse hatte, von uns nicht mehr nachgefühlt werden kann. Die oft versuchte Lösung der Aufgabe, ein ewiges Werthmass der Güter zu finden, ist schon aus dem Grunde unmöglich, weil es kein ewiges Gleichgewicht der Interessen giebt, um deren willen allein die Güter geschätzt werden.

Die mechanische Auffassung der Werthrechnung, die gar oft zu einem leeren Spielen mit Zahlen führt, führt manchmal geradezu zu widersinnigen Anwendungen, vor denen ihre Urheber selbst erstaunt und rathlos stillestehen. Ich will das bekannteste Beispiel erwähnen. Es kommt vor, dass der Gesammtkaufpreis einer viel dürftigeren Ernte mehr beträgt, als der einer viel reicheren, kurz vorangegangenen oder nachfolgenden Ernte. Wir wollen beispielsweise annehmen, dass die reiche Ernte eine Million und die ärmere eine halbe Million Metzen liefere, und dass der Preis des Metzens im ersten Falle ein Gulden und im zweiten Falle drei Gulden sei. Die mechanische Auffassung kommt zu dem Ergebnisse, dass die ergiebige Ernte eine Million, die minder ergiebige anderthalb Millionen werth sei. Da ihr der Werth schlechthin als der Ausdruck des Gütercharakters gilt, so hat dieser Satz für sie denselben Widersinn, den z. B. der Satz hat, dass eine Last, die aus hundert Stücken von je einem Centner Gewicht besteht, leichter sei, als eine andere, die nur aus fünfzig Stücken von je

einem Centner besteht. Der Werth misst in ihrem Sinne mit eben derselben allgemeinen Giltigkeit und Genauigkeit Vermögen, Reichthum, Gütergrösse, als das Gewicht auf der Waage die Schwere der Körper. Wie kann also das Mehrere minder werthvoll und das Mindere werthvoller sein?

Wir unsererseits bestreiten für's Erste, dass das Zahlenverhältniss Eins zu Drei, welches von den Verkaufspreisen der Gütereinheiten gilt, und das Verhältniss Eine Million zu anderthalb Millionen, welches von den Verkaufspreisen im Ganzen gilt, auch genau vom Werthe einer Einheit und der Summe aller Einheiten gelten können. Das Interesse an einem Stücke der geringeren Ernte ist sicherlich grösser, als das an einem Stücke der grösseren Ernte, dasselbe mag auch von allen Stücken zusammen gelten, aber der exacte Zahlenausdruck, den die Preise geben, muss abgewiesen werden.

Ferner bestreiten wir, dass die ermittelte Grösse als Ausdruck eines allgemeinen — objectiven — Charakters der Güter, verstanden werden dürfe. Im Werthe wird nicht das Gewicht der Güter, sondern die Schwierigkeit, sie zu heben und zu tragen, gemessen, und diese kann bei einer kleineren Menge grösser, bei einer grösseren Menge kleiner sein, wie es unter Umständen, wenn man z. B. ermüdet ist, oder wenn man gezwungen wird, immer eine starke Last auf einmal zu tragen, schwerer sein kann, die geringere Last von fünfzig Centner von einem Orte zu einem bestimmten anderen zu tragen, als die grössere Last von hundert Centnern, wenn man sie frisch und ausgeruht, in bequemen Formen und angemessenen Theilen zu tragen hat. Warum sollte nicht die Sorge um die stückweise Verwaltung des kleineren Vorrathes beträchtlicher sein können, als die um die stückweise Verwaltung des grösseren? Hier wird die Anspannung durch die grössere Zahl der Geschäfte gesteigert, dort wird sie durch die grössere Intensität jedes einzelnen Actes bedeutend gemacht, und warum sollte dieser Umstand nicht den Ausschlag geben können?

Der Werth darf nicht materialisirt werden. In welchen Wendungen immer man ihn aussagt, man sagt immer eine Gefühlsgrösse aus Das Interesse der Menschen schwankt um

die Güter beweglich wie die Wolken um die Berge, umhüllt sie bald dichter, bald lässt es sie frei, nicht dass in den Gütern selbst, fest und unveränderlich wie die Schwere, der Werth sässe und stäke. Dabei ist es nicht Laune noch Zufall, wovon das Interesse angesammelt und zerstreut wird, sondern es sind die ewigen und starken, erhaltenden und aufbauenden Triebe des Lebens, die das Aufwallen und Abwallen der Werthschätzungen leiten.

---

### 3. Abtheilung.

## Die Schätzung des wirthschaftlichen Werthes im weiteren, uneigentlichen Sinne.

Für den Unterschied, welcher zwischen dem Interesse am Güternutzen und dem Interesse an den Gütern, dem Güterwerthe, besteht, lässt sich ein mathematischer Ausdruck geben.

Vorausgesetzt, der verfügbare Gütervorrath bestände aus $n$ Stücken und das erstverwendete Stück brächte einen Nutzen von der Intensität $n$ ($I_n$), das zweitverwendete Stück einen solchen von einer um einen Grad geminderten Intensität ($I_n - {}_1$), jedes folgende einen um eben so viel geminderten und das letztverwendete ($n$te) Stück endlich einen Nutzen von der Intensität 1 ($I_1$), so wäre das Interesse am Nutzen durch die Summe $I_1 + I_2 + I_3 + \ldots . I_n$ auszudrücken.

Der nach dem Masse des Grenznutzens bemessene Werth wäre im gleichen Falle folgendermassen auszudrücken:

$$W = n \times I_1 \text{ oder } = I_1 + I_1 + I_1 + I_1 \ldots n \text{ mal.}$$

Falls überdies die Production mit Hilfe von solchen Productivgütern geschehen könnte, die in anderweitigen Verwendungen bedeutend minderen Nutzen zulassen, so würde selbst dieser Ausdruck noch zu hoch sein und an Stelle des höheren Grenznutzens der eigenen Gattung müsste der mindere durch die Kosten vermittelte Grenznutzen eingesetzt werden. Wenn man diesen mit $I_K$ bezeichnet, so wäre die Formel $W = n \times I_K$.

Selbst wenn die Kosten nicht in Betracht kommen, ist also der Werth geringer anzuschlagen, als der Nutzen. Er ist es um so mehr, je grösser die Differenz zwischen $I_1$ und $I_n$, d. h. je tiefer der Grenznutzen unter dem Höhepunkte des

Nutzens steht, und je näher ausserdem die zwischenliegenden Grade dem Höhepunkte stehen.

Bei einer oberflächlichen Betrachtung erschiene es natürlich, dass, wenn die Menschen überhaupt die Werthschätzung auf den Nutzen gründen, sie sie auch immer genau mit der Schätzung des Nutzens in Einklang brächten. Die Untersuchung hat gelehrt, dass sie es nicht so thun. In allen Fällen, wenn die einzelnen Güter, die Theile der Vorräthe in Frage kommen, wird der Werth statt nach der einfachen Regel der Einstellung des herbeigeführten Nutzens nach der verwickelten Regel der Einstellung des abhängigen Grenznutzens geschätzt.

Die Fälle, in denen die einzelnen Güter, die Theile der Vorräthe, in Frage kommen, sind die bei Weitem zahlreicheren. Fast alle normalen wirthschaftlichen Acte zählen zu ihnen. Vor Allem zählen zu ihnen die Acte der Verwendung der Güter zur Bedürfnissbefriedigung, wobei die Güter in ihren, den Bedürfnissregungen entsprechenden Einheiten verwendet werden müssen. Sodann sind ohne Zweifel zu ihnen zu rechnen jene zahlreichen Ausführungshandlungen im Verlaufe der Production, wobei die einzelnen Güter nach einander ergriffen und in der beabsichtigten Weise umgestaltet oder sonst umgesetzt werden. Aber auch fast alle die übrigen productiven Acte gehören hieher, wobei die productiven Eingriffe an grösseren Mengen von Gütern gleichzeitig vorgenommen werden, so wie nicht minder die Vorbereitungsacte zur Production, die gewöhnlich in grösseren Zügen bedacht und vollzogen werden, als die Acte der Feststellung des Productions- und Speculationsplanes, des Ankaufens der Vorräthe, der Organisation der Arbeit, der Befehlgebung, endlich auch die Acte der Realisirung des Unternehmens und der Controle.

Das unmittelbare Object solcher umfassenderer Acte ist wohl eine grössere Quantität von Gütereinheiten, aber diese erscheint dem Producenten doch nicht als ein untrennbares Ganze, in Bezug auf welches er die Alternative vor sich sehen muss, es ganz zu erhalten oder ganz zu verlieren, sondern sie erscheint ihm als eine Summe von Theilen. Er weiss, dass er ihre Producte schliesslich in Theilen und mit Rücksicht auf

den Grenzwerth der Theile geniessen, verbrauchen oder veräussern werde, er weiss, dass ihre productive Wirksamkeit von der Anzahl der Theile, aus welchen sie besteht, und von der Geschicklichkeit und Sorgfalt, mit welcher er selbst auf die Ausnützung aller Theile achtet, abhängig ist, und er kann daher nicht anders, als ihr wirthschaftliche Wichtigkeit im Verhältnisse zur Anzahl ihrer Theile zuzugestehen. Die Zusammenfassung mehrerer oder vieler Productivgüter bringt wohl zumeist einen Extravortheil, der nicht erzielt werden könnte, wenn man über dieselben Güter einzeln zu verfügen hätte; die Production im Grossen, die Beschaffung der Materialien im Grossen, die Arbeitsausnützung im Grossen, die Verfrachtung, Veräusserung im Grossen u. s. f. erlauben eine Verringerung der Kosten bei gleichem Ertrage, oder eine Steigerung des Ertrages bei gleichen Kosten. Aber auch dieser Vortheil lässt sich zumeist auf die einzelnen Güter auftheilen, er wächst und sinkt mit ihrer Zahl, und es bleibt daher, wie die Erfahrung beweist, in der Hauptsache die Rücksicht auf den Einzelnwerth, den Grenzwerth aller in der Production befangenen Güter für die Producenten die entscheidende.

Die seltenen Fälle, in denen grundsätzlich nicht der Grenznutzen, sondern der Gesammtnutzen oder wenigstens ein das Mass des Grenznutzens übersteigender Antheil desselben die Werthgrösse bestimmt, lassen sich ebenso kurz im Allgemeinen bezeichnen, als es langwierig und schwierig ist, sie im Besonderen abzugrenzen. Die begrifflichen Merkmale, welche sie von den übrigen Fällen unterscheiden, können mit ein paar Worten angegeben werden, während die zutreffende und lebenswahre Darstellung aller der Gestalten, die sie annehmen, eine überaus grosse Erfahrung, Schärfe des Geistes und Kunst des Vortrages erforderte. Das Verhältniss ihrer Structur zu ihrem Ansehen ist beiläufig dasselbe, wie das jener bekannten organischen Verbindungen, für welche die Chemie die gleiche Formel nachweist, während sie in ihrer äusseren Erscheinung so abwechslungsreich und so unähnlich sind, dass Niemand äusserlich ihre Verwandtschaft zu erkennen vermöchte. Uns ist es nur um die chemische Formel dieser neuen Fälle zu thun, damit

wir sie mit der bereits aufgefundenen Formel der gemeinen Fälle der Wirthschaft vergleichen können. Es ist von grossem Reize, Dinge, die man in Fleisch und Blut zu sehen gewohnt ist, im wissenschaftlich abgezogenen Extracte zu sehen und die geringe Anzahl einfacher Elemente kennen zu lernen, welche so vielen, so farbenreichen und so bewegten Erscheinungen Substanz und Leben verleihen.

Der Hauptsache nach lassen sich alle Fälle in zwei Gruppen bringen.

Die erste Gruppe wird von solchen Fällen gebildet, in welchen ausser dem Nutzen, den die Theile geben, noch ein Nutzen gegeben wird, der vom Ganzen als solchem ausgeht, so dass der Nutzen der Theile des Gütervorrathes zusammengenommen nicht allen herbeigeführten Nutzen erschöpft.

Wenn man den Nutzen, den man von einem einzelnen Baume gewinnen kann, so oftmal summirt, als Bäume im Walde stehen, so hat man damit doch noch nicht den ganzen Nutzen ausgedrückt, den der Wald giebt. Der Bestand des Waldes hat einen Einfluss auf das Klima und die Witterung und daher auf die Gesundheit, die Fruchtbarkeit, die Regelmässigkeit vieler Verrichtungen und auf die Beständigkeit eines grossen Theiles des Volksreichthums, von welchem kein noch so geringer Bruchtheil gerechnet wird, wenn man den Nutzen eines einzelnen Baumes anschlägt.

Strassen und Eisenbahnen nützen weit über ihre Benützung hinaus; die Summe der Theilnutzleistungen, die sie nach einander an die einzelnen sich ihrer bedienenden Personen abgeben, enthält noch nicht ihren ganzen Nutzen. Zu den unmittelbaren und nahen Wirkungen müssen noch entlegenere, erst später zum Vorschein kommende, welche die Früchte jener sind, hinzugerechnet werden.

Vorkehrungen der öffentlichen Gesundheitspflege nützen hauptsächlich durch Verhütung von Uebeln. Man schützt den gesunden Ort und den gesunden Menschen, ohne sie zu berühren, indem man den verpesteten Ort reinigt und den kranken Menschen absondert und pflegt. Eine gute Staatsverwaltung und eine gute Justiz nützen auch denjenigen Personen, die nicht

zum Amte gehen. Die Sicherheit in den Häusern und auf den Strassen, die Sicherheit im Verkehre und in der Uebertragung der Rechte sind Wohlthaten von unberechenbarer Grösse, die Allen zu Gute kommen. Welcher Bruchtheil dieser unsichtbar überallhin sich verbreitenden, durch ein unwägbares Medium übertragenen Wirkungen wäre dem einzelnen Acte der Verwaltung oder der Justiz zuzurechnen? Wer wollte es ausmessen, wie viel gerade dieser oder jener Urtheilsspruch dazu beitrage, die Ruhe und Sicherheit der Bürger zu befestigen?

Es kann sein, dass die Menschen schon um derjenigen Nutzleistungen willen, die sie von den einzelnen Gütern verspüren, sich zu allen wirthschaftlichen Handlungen angetrieben fühlen, die überhaupt an den in Rede stehenden Gütern vorzunehmen sind. In einem industriereichen und dichtbevölkerten Lande wird man z. B. das Eisenbahnnetz schon um derjenigen Nutzwirkungen willen vollständig ausbauen, die den einzelnen die Eisenbahn benützenden Personen unmittelbar zukommen und von ihnen bezahlt werden. Es kann aber auch sein, dass die Antriebe, welche durch die Rücksicht auf das Einzelne und Unterscheidbare erzeugt werden, nicht genügen, um die Handlungen zu motiviren, welche die Rücksicht auf das Ganze erfordert. Nur in den letzteren Fällen fühlt man die Nothwendigkeit, die gemeine Werthschätzung zu ergänzen, nur in diesen Fällen wird die Rücksicht auf das Ganze lebendig und erzeugt ein thätiges und wahrhaftes Interesse.

Die Menschen sind hier, wie immer, den Gütern gegenüber Egoisten. Sie wenden ihnen nur so viel Interesse zu, als die praktische Nothwendigkeit gebietet. Sie rechnen ihnen die unschätzbarsten Dienste nicht zu, so lange sie dieselben freiwillig und reichlich leisten. Nur wenn die Erreichung des möglichen Nutzens bedroht ist, erwärmt sich ihr Interesse und dehnt sich auf die Güter aus, aber auch dann wird strenges Mass gehalten. Die Zuwendung des Interesses geht nicht über den Grad hinaus, der gerade nothwendig ist, damit ein zureichender Impuls zur Vornahme der erforderlichen wirthschaftlichen Handlungen erzeugt werde.

Daher wird in vielen Fällen, wo ausser dem von den Theilen ausgehenden Nutzen noch ein vom Ganzen ausgehender Nutzen gegeben wird, das gemeine Verfahren der Werthschätzung nach dem Grenznutzen der Theile angewendet, obwohl hiebei der vom Ganzen ausgehende Nutzen nicht berücksichtigt ist. Selbst dann, wenn die Norm des Grenznutzens überschritten werden muss, wird das Interesse nicht immer bis zur vollen Höhe des Gesammtnutzens erhoben. Meist wird es sich unter derselben halten, indem es dann, wenn der erwartete Nutzen mit minderen Kosten gesichert werden kann, den Kosten angepasst wird.

Die Formel für das Maximum der Grösse, bis zu welcher in den besprochenen Fällen der Werth steigerungsfähig ist, enthält ein Glied, welches in den im Eingange aufgestellten Formeln nicht enthalten ist, die Intensität des vom ganzen Gütercomplexe ausgehenden Nutzens. Drücken wir dieselbe mit $I_N$ aus, so erhalten wir den Ausdruck: $W = (n \times I_1) + I_N$.

Der Thatbestand der zweiten Gruppe von Fällen, die von der gemeinen Regel der Werthschätzung auszunehmen sind, stimmt mit dem gemeinen Thatbestande darin überein, dass der Gesammtnutzen durch die Summe aller Theilnutzleistungen erschöpft wird. Das unterscheidende Merkmal liegt darin, dass gemeinhin das Schicksal von einzelnen Gütern aus einem grösseren Vorrathe je für sich in Frage kommt, während hier das Schicksal aller einzelnen Güter des Vorrathes oder doch einer beträchtlichen Menge derselben zusammen in Frage kommt; es sind Entscheidungen zu treffen und Handlungen auszuführen, von deren Ausgang die Erwerbung oder die Behauptung des ganzen Vorrathes oder eines beträchtlichen Antheiles desselben auf einmal abhängt.

Das einfachste Beispiel giebt die Bedrohung des Güterbesitzes durch ungewöhnliche Elementargefahren.

Der Landmann thut recht, wenn er im regelmässigen Verlaufe seiner Arbeiten bei jedem Grundstücke, das er bebaut, bei jeder Frucht, die er erntet, überlegt, welchen Nutzen sie dem ihm sonst gesicherten Nutzen noch hinzufügen. Er darf immer voraussetzen, dass alle andern Güter, ausser dem eben beachteten, ihre Dienste leisten werden, und daher kommt es,

dass er ein Gut nach dem andern als die Bedingung des geringfügigsten noch erwarteten wirthschaftlichen Nutzens, als Grenzgut ansehen und mit dem Grenznutzen bewerthen kann. Auf Grund dieser Schätzung wird er im Stande sein, seine Mittel bis ins Kleinste genau zu vertheilen und überall das rechte Mass zu bewahren.

Anders, wenn der Strom, an dem seine Aecker liegen, die Dämme zu durchbrechen und seine ganze Ernte, seinen ganzen Besitz auf einmal zu vernichten droht. Dann darf er jene Voraussetzung nicht machen und wird jenen Schluss nicht ziehen. Die Handlungen, die er zur Abwehr einer solchen Gefahr vollziehen wird, wird er unter dem Drucke einer Werthschätzung seiner Besitzthümer vollziehen, die weit über das Mass des Grenznutzens hinausgeht. Er wird den Gesammtnutzen derselben mit seiner vollen natürlichen Grösse anschlagen. Wenigstens ist das Interesse bis zur Höhe des Gesammtnutzens steigerungsfähig, wenn es auch nicht bei jedem Anlasse so hoch gesteigert werden dürfte, da es durch mancherlei Rücksichten, insbesondere durch die Rücksicht auf die Kosten, mit denen der begehrte Erfolg unzweifelhaft herbeizuführen ist, auf ein bedeutend niedrigeres Niveau herabgedrückt werden kann.

Gerade jene geringfügigsten Nutzleistungen, von denen sonst das Mass des Benehmens abhängig gemacht wurde, werden in solchen ausserordentlichen Fällen oft ganz und gar vernachlässigt und alle Aufmerksamkeit wird ausschliesslich auf die höchsten Grade des Nutzens vereinigt. Wer rechnet in äusserster Gefahr die ganze Liste der versinkenden Reichthümer, der einbrechenden Uebel durch? Wer bekümmert sich vor der Bedrohung der dringendsten Bedürfnisse noch um die vielen minderen, deren Sicherung in besseren Zeiten so viel Kraft des Nachdenkens, der Sorge und der Thätigkeit in Anspruch nahm? Man findet aus den obersten Rücksichten allein schon Impulse von einer Stärke, welche genügt, um Alles zu thun, was gethan werden kann, um Alles zu wagen, was gewagt werden kann, und hinter welcher die Impulse von allen andern Rücksichten aus weit zurückbleiben.

Die Formel der gemeinen Werthschätzung eines Gütervorrathes ist eine Summe von Gliedern von der verhältnissmässig niedrigen Intensität des Grenznutzens; die Formel der Werthschätzung in diesen ausserordentlichen Situationen ist eine viel kürzere Summe von Gliedern der höchsten Intensität. In solchen Augenblicken wird die gemeine Schätzung der Güter geradezu umgestürzt; man misst den Werth von oben, statt von unten. In solchen Augenblicken schätzt man an den Gütern das, was der »Gattungswerth« von ihnen aussagt, nämlich ihre Nützlichkeit, wie sie sich unter dem Bilde der wichtigsten und hervorragendsten Nutzleistungen, mit Vernachlässigung der übrigen, darstellt. Die Nahrungsmittel gelten als die Mittel zur Abwehr des Hungers und Hungertodes, die Wohnung, die Kleidung als Schutz gegen die vernichtenden Einflüsse der freien Atmosphäre, das Eisen, das Holz als unentbehrliche Stoffe. Welches Glück, dass diese der Speculation am natürlichsten scheinende Betrachtungsweise dem Gefühle für gewöhnlich erspart bleibt!

Den Kämpfen, die zwischen den Menschen und den Elementen um die Behauptung alten Besitzes geführt werden, sind in der Stimmung, die sie rücksichtlich der Anschauung der Güter herbeiführen, die Kämpfe ähnlich, die zwischen den Menschen unter einander um die Einführung neuer Gebrauchsarten der Güter, neuer wirthschaftlicher Einrichtungen, Entdeckungen, Erfindungen entbrennen. Die Stimmungen des Gewinnes und des Verlustes besitzen etwas Gemeinsames, wodurch sie sich von der Stimmung des ruhigen und eingewöhnten Habens unterscheiden. Beide setzen den ganzen Vortheil des Geniessens gegen den ganzen Nachtheil der Entbehrung. Der Phantasie des Entdeckers, dem Geiste des Erfinders, dem Willen des umgestaltenden Staatsmannes schwebt das Bild aller der Vortheile in vollen Farben vor, die sie für die Welt von ihren Neuerungen erwarten; wenn sie Widerstand finden, so suchen sie denselben mit der ganzen Kraft zu überwältigen, die sie aus der Fülle ihrer Erwartungen schöpfen. So lange die Principien im Streite sind, handelt es sich, wie bei einer grossen gemeinsamen Gefahr, um ein Entweder — Oder für das Ganze. Die Erklärung der Annahme entscheidet Alles auf einmal und

es ist daher, um sie herbeizuführen, ein Aufwand gerechtfertigt, der sein Mass in dem vollen Anschlage des erwarteten Nutzens findet.

Wenn das Princip einmal angenommen und die neue Benützungsart in Uebung gekommen ist, dann wird der Nutzen den Gütern, die ihn herbeiführen helfen, nur mehr mit dem kargeren Masse des Grenznutzens zugerechnet. Güter, für die eine neue wirthschaftliche Verwendung gefunden wurde, sind nicht um den vollen Betrag des zugewachsenen Nutzens, sondern nur um den Betrag der Erhöhung des Grenznutzens mehr werth geworden. Die Entdecker und Erfinder kommen hiedurch, wenn sie nicht schon Anfangs, bevor der Uebergang vollendet war, die Situation auszubeuten gewusst haben, um einen Theil des materiellen Gewinnes, der durch die Ausführung ihrer Gedanken geschaffen wurde. Sie sind nicht mehr im Stande, die ganze Grösse des Unterschiedes zwischen Einst und Jetzt als Grundlage ihrer Preisforderung beim Verkaufe geltend zu machen. Die Monopolsrechte, die ausschliesslichen Privilegien, die Patentrechte, die ihnen verliehen werden, dienen dazu, ihre wirthschaftliche Position in diesem Punkte zu verbessern. Die öffentlichen Belohnungen, die ihnen zuerkannt werden, werden nicht so sehr mit Rücksicht auf die Steigerung des Werthes der Güter, die sie bewirkt haben, als mit Rücksicht auf die Steigerung des Güternutzens, der allgemeinen Wohlfahrt, die ihnen zu danken ist, zugemessen.

Die Regierungen haben eine grosse Anzahl von Verfügungen zu treffen und durchzuführen, durch welche allgemeine Bedingungen des Gedeihens der Volkswirthschaft und ihrer grossen Zweige sichergestellt werden. Hiebei werden sich die Regierungen von Rücksichten leiten lassen müssen, die den einzelnen wirthschaftlich thätigen Personen fremd sind. Sie werden im Ganzen sehen, was die Privatunternehmer getheilt sehen, sie werden den Werth auf Grund des Gesammtnutzens beurtheilen, wo ihn diese auf Grund des Grenznutzens beurtheilen.

Im Tauschverkehre wird die Erfahrung, dass Gütercomplexe, die ein Ganzes bilden, höher im Werthe stehen, als die Summe ihrer Theile, unter Umständen zu dem Zwecke ausgenützt, um

die Preisforderung zu steigern. Der Verkäufer von Waaren, die ihrer Natur nach in Theilen abgesondert verkauft werden könnten, kann, wenn ihm die Umstände günstig sind, darauf bestehen, dass er sie nur zusammen verkaufen wolle, und kann also zu einer Schätzung nach dem Gesammtnutzen, die sich sonst dem Interesse nur in Folge zwingender äusserer Verhältnisse aufdrängt, durch einen Act menschlichen Willens Anlass geben. Wenn Jemand den Getreideverkauf in einem Lande ausschliesslich in seine Hand bekäme und die Regierung gezwungen wäre, alljährlich mit ihm über den Ankauf des Bedarfes im Ganzen abzuschliessen, so würde er einen weit höheren Preis erzielen können, als die einzelnen Landwirthe und Händler zusammen.

Die Verkäufer sind indess selten in der Lage, dem Publicum so ungünstige Bedingungen auflegen zu können; die Gerechtigkeit erfordert, hinzuzufügen, dass sie meistens auch dann, wenn sie in die Lage kommen, von dem Vortheile ihrer Stellung keinen Gebrauch machen. Es ist ein fast zum sittlichen Gebote erhobener Grundsatz bezüglich derjenigen Güter, welche einen Marktpreis haben, auch in jenen Fällen, in welchen ein äusserer Zwang, die Preisforderung dem gemeinen Grenznutzen anzupassen, nicht besteht, dennoch sich auf die Forderung des gemeinen Preises zn beschränken. Unsere Wirthschaftsordnung, die man als ein System feindlicher und nur durch egoistische Rücksichten harmonisch verschlungener Sonderwirthschaften aufzufassen pflegt, zeigt hierin einen Zug echten socialen Geistes.

Der Umstand, welcher die Verkäufer, selbst wenn sie wollten, für gewöhnlich verhindert, die Preisforderung über die Höhe des Grenznutzens zu steigern, ist ihre wechselseitige Concurrenz, die eine Folge ihrer Zersplitterung und Uneinigkeit ist. Es liegt daher in ihrem Interesse, sich unter einander durch Vertrag behufs gemeinsamer Feststellung der Preisforderung zu verbinden. So entstehen die Cartelle der Producenten und die Arbeitercoalitionen. Dieselben haben oft nur den Zweck, die Verkäufer gegen allzu ungünstige Wirkungen der Concurrenz, durch welche der Preis noch unter den Grenznutzen gedrückt würde, zu schützen, sie sind aber auch einer Anwendung zu

dem Zwecke fähig, um den Preis über den Grenznutzen hinaus zu steigern, indem die Verkäufer erklären, dass sie keinen Theil des Ganzen einzeln abgeben wollen, wodurch sie ihre Waare unter die höhere Würdigung des Gesammtnutzens zu stellen vermögen.

Die auffälligste Verbindung von Verkäufern zum Zwecke der Beeinflussung der Preisforderung ist die der Lohnarbeiter, deren wirksame Waffe die Arbeitseinstellung, der Strike, ist. Die Arbeiter erklären hiemit, dass sie als Ganzes beurtheilt und entlohnt sein wollen. Sie entziehen den Arbeitgebern die Möglichkeit, jene Vorraussetzung zu machen, die die Grundlage der Werthschätzung nach dem Grenznutzen ist, dass man sich nämlich, während man den von einem einzelnen Gute — von der einzelnen Arbeitsleistung — abhängigen Nutzen abwägt, der Verfügung über alle übrigen sicher fühlt. Die Arbeitseinstellung ist die moderne *secessio in montem sacrum* der Plebs; auch die Fabel, welche der weise Menenius Agrippa dem aufgeregten Volke vortrug, um es zu beschwichtigen, ist mit ihrer Moral heute noch so gut wie damals anwendbar. Doch ich kann diese Gedanken hier nicht weiter verfolgen, ich wollte nur den Uebergang von den einfacheren Problemen, die in einer einheitlich geleiteten Wirthschaft zu lösen sind, zu den ungleich verwickelteren Problemen andeuten, die die Betrachtung der vielköpfigen Volkswirthschaft bietet.

Kehren wir wieder zur Sache zurück.

Die Erregungen des Interesses, welche in allen von der gemeinen Werthschätzung auszunehmenden Fällen in Rücksicht auf den Besitz wirthschaftlicher Güter hervorgerufen werden, sind ihrem Wesen nach den Interessenerregungen in den Fällen der gemeinen Werthschätzung ohne Zweifel gleich.

Dagegen fehlen diejenigen besonderen Voraussetzungen des Thatbestandes, in Folge deren das allgemeine Werthgesetz die besondere Form des Gesetzes des Grenzwerthes erhält, und es gilt daher die Regel des Grenzwerthes nicht.

Dieser Umstand entscheidet dafür, dass die beiden Erscheinungen gemeinhin als wesentlich ungleich erklärt und verschieden benannt werden. Der Name des wirthschaftlichen

Werthes wird gewöhnlich für den nach der Regel des Grenznutzens bemessenen Werth vorbehalten, während man die übrigen Wertherscheinungen unter dem Namen der vom Güterbesitze abhängigen anderweitigen Interessen oder einem ähnlichen Namen begreift. Man unterscheidet z. B. den wirthschaftlichen Werth einer Eisenbahn von der Bedeutung, die sie durch die Förderung anderweitiger, politischer, militärischer und allgemeiner cultureller Interessen hat. Hiebei wird der wirthschaftliche Werth lediglich auf Grundlage des Ertrages in Geld geschätzt, welcher wieder das Aequivalent für die den einzelnen, die Eisenbahn benützenden Personen gebotenen Theilnutzleistungen ist. Wenn der Geldertrag einer aus allgemeinen Rücksichten für nothwendig gehaltenen Eisenbahn die Kosten derselben nicht deckt, so sagt man, dass sie sich zwar wirthschaftlich nicht rentire, dass zwar ihr wirthschaftlicher Werth die Anlage nicht rechtfertigen könne, dass sie aber durch wichtige andere Interessen, deren Befriedigung von ihrem Bestande abhängig ist, gerechtfertigt sei.

In der That ist der genannte Umstand für das äussere Ansehen der Erscheinung von so hervorragender Wichtigkeit, dass es begreiflich ist, wenn man die Begriffe und die Namen nach ihm sondert.

Die eigenthümlichsten Wertherscheinungen, gerade diejenigen, welche die Aufmerksamkeit auf sich ziehen und die Erklärung herausfordern, sind die des Grenzwerthes. Er nimmt mit der Zunahme der Gütermenge und also des Grenznutzens ab und mit der Abnahme zu, er allein ist bei der nützlicheren Gattung geringer und bei der minder nützlichen grösser, er nur scheint ein Princip zu verwirklichen, das den Principien aller anderen menschlichen Handlungen fremd ist, während der im Ganzen bemessene Werth in unzweideutiger Weise das gemeine Princip verwirklicht, das Nützliche anzustreben.

Der Grenzwerth wird ferner mit der Substanz der Güter zugleich wahrgenommen, seine Einheiten fallen mit ihren Einheiten zusammen. Daher kommt es, dass er sich den Gütern ganz aneignet, sich ihrer Vorstellung so innig und unzer-

ke f
n, ir
en
hi
au
infl
wirk
bei
tlo
nke
ert
h,
nz
er
lh
d
t

beide

Organisation der

Kosten eines

Güter nach der

den Ertrag

anderer Unternehm

vergehen. Unternehm

der ersteren Art können daher von einem Privatunternehmer auch dann geführt werden, wenn er die Früchte nicht selber verbrauchen will, da er sie einzeln an andere Personen verkaufen und sich für seine Kosten Stück für Stück, ohne Nachtheil weder für sich selber noch für die Käufer, bezahlt machen kann. Der Ertrag jener anderen Unternehmungen lässt sich nicht in gleicher Weise abtheilen, einzeln übertragen und vergelten. Jedermann kann sie wirthschaftlicher Weise nur für sich selber, aber nicht auch für Andere führen; sie können, wenn ihr Erfolg vielen oder allen Angehörigen eines grossen Gemeinwesens unvermischt zukommen soll, ihrer wirthschaftlichen Natur zufolge nur vom Gemeinwesen selber geführt werden. So sehen wir neben und im Gegensatze zu den privatwirthschaftlichen Unternehmungen der Einzelnen die privatwirthschaftlich unrentablen, aber durch ihren allgemeinen und unmittelbaren Nutzen dennoch gerechtfertigten öffentlichen Anstalten, Unternehmungen und Einrichtungen entstehen.

Die Erscheinung des Grenzwerthes ist mithin die eigenthümlichste, die sinndeutlichste, die exacteste, die jedem Einzelnen nächste Vorstellungsform des Werthes. Da sie überdies weitaus die häufigste ist, so wird sie uns auch die Werthvorstellung schlechthin. Sie ist es, die uns vorschwebt, wenn ohne weiteren Zusatz vom Werthe gesprochen wird, sie ist es, die wir unwillkührlich mit der Vorstellung der Güter associiren. Wenn wir dennoch den Namen des Werthes auf die anderweitigen Wertherscheinungen anwenden, so geschieht dies mit dem Gefühle, dass wir das ursprüngliche und klarste Sinngebiet desselben verlassen, und wir bedienen uns desshalb auch meist erläuternder Beisätze, wie insbesondere des Beisatzes, dass wir den Namen im erweiterten Sinne volkswirthschaftlicher Betrachtung gebrauchen.

# SCHLUSS.

Es liegt an den Umständen, unter denen die Güter den Menschen dienstbar sind, dass bald die einzelnen Güter als selbständige Objecte wirthschaftlichen Eingreifens, bald grosse zusammenhängende, ein untrennbares Ganze bildende Gütercomplexe in Frage gestellt sind. Der menschlichen Natur ist es eigenthümlich, dass sie jede dieser Anregungen in besonderer Weise erwiedert, die eine durch eine Werthschätzung, die sich auf den Grenznutzen beschränkt, die andere durch eine Werthschätzung, die den Gesammtnutzen umfasst oder sich demselben nähert. In beiden Fällen beweist der Erfolg, dass die Entscheidung des Gefühles gesund und angemessen war, in beiden Fällen wird ein den anzustrebenden Zwecken entsprechender Impuls zu Handlungen gegeben. Es wäre vom Uebel, wenn die ursprünglichen Regungen des Gefühles durch Gebote oder Verbote, die in einer missverständlichen Auffassung des Verlaufes der Erscheinungen ihren Ursprung haben, übertrieben oder beschränkt würden. Weder Diejenigen sind im Rechte, welche fordern, dass jede wirthschaftliche Unternehmung im privatwirthschaftlichen Sinne, d. h. nach dem Grenznutzen berechnet, Gewinn geben müsse, und die jede andere Art der Abwägung wirthschaftlicher Zwecke und Mittel verurtheilen, noch Diejenigen, welche in der privatwirthschaftlichen Art der Werthschätzung ein gesellschaftswidriges, zerstörendes, atomistisches Element erblicken und alles Heil von einer unmittelbar den Gebrauchszwecken der Güter angepassten Werthschätzung erwarten.

Welche Wirthschaftsordnung auch gelten möge, ob diejenige, unter der wir gegenwärtig leben, ob eine socialistische, immer wird der Werth — der Grenzwerth — seine hervorragende Rolle in der Wirthschaft beibehalten. Auch wenn es dereinst kein Privateigenthum, keinen Tausch, keinen Preis,

keinen Tauschwerth mehr geben sollte, wird doch die Hauptmasse der wirthschaftlichen Geschäfte nicht unmittelbar durch die Rücksichtnahme auf den Güternutzen, sondern durch die Rücksichtnahme auf den Güterwerth geleitet werden, und man wird sich der directen Erwägung des Nutzens, eben so wie jetzt, nur nebenher zur Ergänzung, zur Motivirung dessen, was das Grosse, das Ganze, das Allgemeine fordert, bedienen. Mit dem Gesetze der Grenzwerthschätzung wird das in ihm enthaltene Kostengesetz, sowie dasjenige Gesetz, welches wir derzeit unter dem Namen des Gesetzes von Angebot und Nachfrage kennen und welches allgemein das Gesetz von Vorrath und Bedarf zu nennen wäre, Geltung behalten. Beide gehören nicht bloss, wie man so häufig meint, der Tauschwerthschätzung, sondern sie gehören der Werthschätzung überhaupt in jeder Form, auch in der der Gebrauchswerthschätzung an.

Es ist ein Irrthum, zu glauben, dass die »atomistische« Grenzwerthschätzung nur den nächsten Interessen der herrschenden Klassen diene und nur den zufälligen, bloss heute geltenden Umständen, unter denen diese ihre Herrschaft ausüben, ihr Dasein verdanke. In Wahrheit beruht sie auf solchen äusseren Thatsachen und auf solchen Beschaffenheiten der menschlichen Natur, welche unveränderlich und ewig scheinen, und befördert sie die Erreichung der unveränderlichen und ewigen Zwecke der Wirthschaft, ohne die die Wirthschaft nicht wäre.

Die Thatsache, dass die Güter in Theilen verfügbar sind, ist eine letzte wirthschaftliche Thatsache. Die Theilung der Vermögen nach Subjecten, unter verschiedene Eigenthümer, ist nur möglich, weil der Güterbesitz nach Objecten theilbar ist. Auch innerhalb der Grenzen jedes Privatvermögens setzt sich die Theilung nach Objecten fort und jeder Eigenthümer muss mit ihr rechnen. Auch im socialistischen Staate würde sie nicht übersehen werden dürfen, und würde sie ihre Wirkung auf die Werthschätzung ausüben.

Dessgleichen ist die Thatsache, dass, wenn die Theile in Frage kommen, die Menschen ihnen ihr Interesse mit dem Theilmasse des Grenznutzens zuwenden, eine ursprüng-

liche und durch Entschlüsse und Vorsätze nicht beeinflussbare Thatsache der menschlichen Natur. Jeder Versuch ist vergeblich, durch Acte der Gesetzgebung, durch Verheissung von Belohnungen oder Androhung von Strafen eine andere Regel der Werthschätzung einführen zu wollen. Die herrschende wirthschaftliche Organisation hat sie nicht erzeugt, die socialistische Einrichtung der Volkswirthschaft würde sie nicht aus der Welt bringen können.

Endlich, so sehr auch der Schein dagegen zeugt, ist doch das Verfahren der Grenzwerthschätzung, wenn an rechter Stelle angewendet, den Interessen auf das vollkommenste dienlich. Trotzdem im Grenzwerthe der Nutzen nicht voll angeschlagen wird, so wird er doch, in den zugehörigen Fällen, richtig angeschlagen, richtig in dem Sinne, dass die also motivirten wirthschaftlichen Handlungen genau den erwarteten Nutzen herbeizuführen vermögen. Die Werthschätzung scheint künstlich, schwierig und falsch, die directe Nutzmessung scheint natürlich und zutreffend zu sein, dennoch eignet sich jene in den meisten Fällen zum Gebrauche der Wirthschaft weit besser, als diese; sie erspart Kraft und ermöglicht allein eine geordnete Wirthschaftsführung in irgend grösseren Verhältnissen. Es scheint, dass man sich mit der Werthschätzung im Einzelnen verliere und das Ganze vergesse — in Wahrheit verfolgt man einen Plan, der vom Ueberblicke des Ganzen genommen ist, bis ins Einzelne hinein. Die kleinsten Theile schätzen heisst bis in die kleinsten Theile schätzen, überall den Grenznutzen zum Gesetze machen, heisst überall die Grenze wahren.

J. St. Mill hat die Ansicht der grossen englischen Schule der Nationalökonomie über den Werth mit den Worten abgeschlossen, »es sei einleuchtend, dass von den beiden grossen Gebieten der Volkswirthschaft — der Production und der Vertheilung des Vermögens — es die letztere allein sei, mit der die Erwägung des Werthes zu thun habe«.

Die deutschen Nationalökonomen haben sich von der Lehrmeinung der englischen Schule längst entfernt. Heutzutage gilt es in Deutschland als eine feststehende Erkenntniss, dass der Werth nicht bloss Tauschwerth sei und nicht bloss der

tauschweisen Vertheilung der Güter diene, sondern dass er auch Gebrauchswerth sei und als solcher bei den Verwendungen der Güter ausserhalb des Tausches, d. i. bei der Gütererzeugung und in der Haushaltung seine Rolle habe. Welcher Inhalt aber und welche Wirkungen dem Werthe verbleiben, wenn man den Inhalt und die Wirkungen des Tauschwerthes abzieht, darüber sind die Meinungen der deutschen Schriftsteller sehr getheilt. Zahlreiche Schriftsteller kommen über die Feststellung des Grundsatzes, dass der Gebrauchswerth die Urerscheinung des Werthes sei, und über eine allgemeine Beschreibung desselben gar nicht hinaus.

Wir haben in diesem Buche ausschliesslich jenen Rest der Wertherscheinung untersucht, der nach Ausscheidung des Tauschwerthantheiles erübrigt. Wir haben die deutsche Lehre bestätigt gefunden, dass dieser Rest alle wesentlichen Züge des wirthschaftlichen Werthes, wie sie uns am Tauschwerthe geläufig sind, enthalte.

Wir haben gezeigt, dass der wirthschaftliche Werth wirklich nicht bloss Tauschwerth ist und nicht bloss der Gütervertheilung im Tauschverkehre dient, dass vielmehr auch unter solchen Umständen, da vom Tausche keine Rede sein kann, wie in der Hauswirthschaft eines ganz isolirten Wirthes oder im idealen Socialstaate, die Menschen im Verlaufe ihrer wirthschaftlichen Unternehmungen durch Umstände, die von ihrer Willkühr unabhängig gegeben sind, zur Schätzung des Güterwerthes gebracht werden; dass also die Ausübung von Acten der Werthschätzung eine unerlässliche Begleitung des Wirthschaftens ist, deren sich weder der erste einsame Mensch entschlagen konnte, noch die brüderlichste Gemeinde je zu entschlagen vermögen wird.

Sodann haben wir gezeigt, dass die Idee des Werthes nicht bloss nothwendig, sondern auch förderlich ist; dass sie die Erwägungen, die durch die Wahrnehmung des Bedürfnisses, des Güternutzens, der Gütermenge, der Kosten u. s. f. angeregt werden, in überaus glücklicher Weise in eine einfache Summe zusammenzieht und mit der Vorstellung der Güter unzertrennlich verbindet; dass sie, indem sie die dis-

paraten Mengen der Dinge mit dem einheitlichen Gefühle des Bedürfens durchdringt und hinwieder das letztere dem äusserlichen Masse der Güter unterwirft, als psychophysische Einheit das Stoffliche geordnet und lebendig und das Innerliche rechenbar macht; dass, wenn man sie nicht besässe, sondern bloss auf jene Erwägungen und Wahrnehmungen hin handeln müsste, man grössere wirthschaftliche Aufgaben nicht ohne erhebliche Schwierigkeit, ja wohl gar nicht bewältigen könnte; und dass sie darum, wenn auch nicht das einzige mögliche, so doch das weitaus wirksamste Motiv der Wirthschaft erzeugt.

Wir haben hiemit gezeigt, dass die Gabe der Werthschätzung ursprünglich nicht eine Waffe des einen Menschen wider den andern, sondern eine gemeinsame Ausstattung Aller im wirthschaftlichen Kampfe wider die Natur ist.



Buch- und Kunstdruckerei „Steyrermühl“ in Wien.

